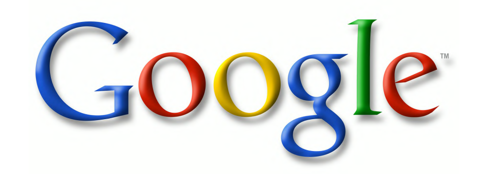
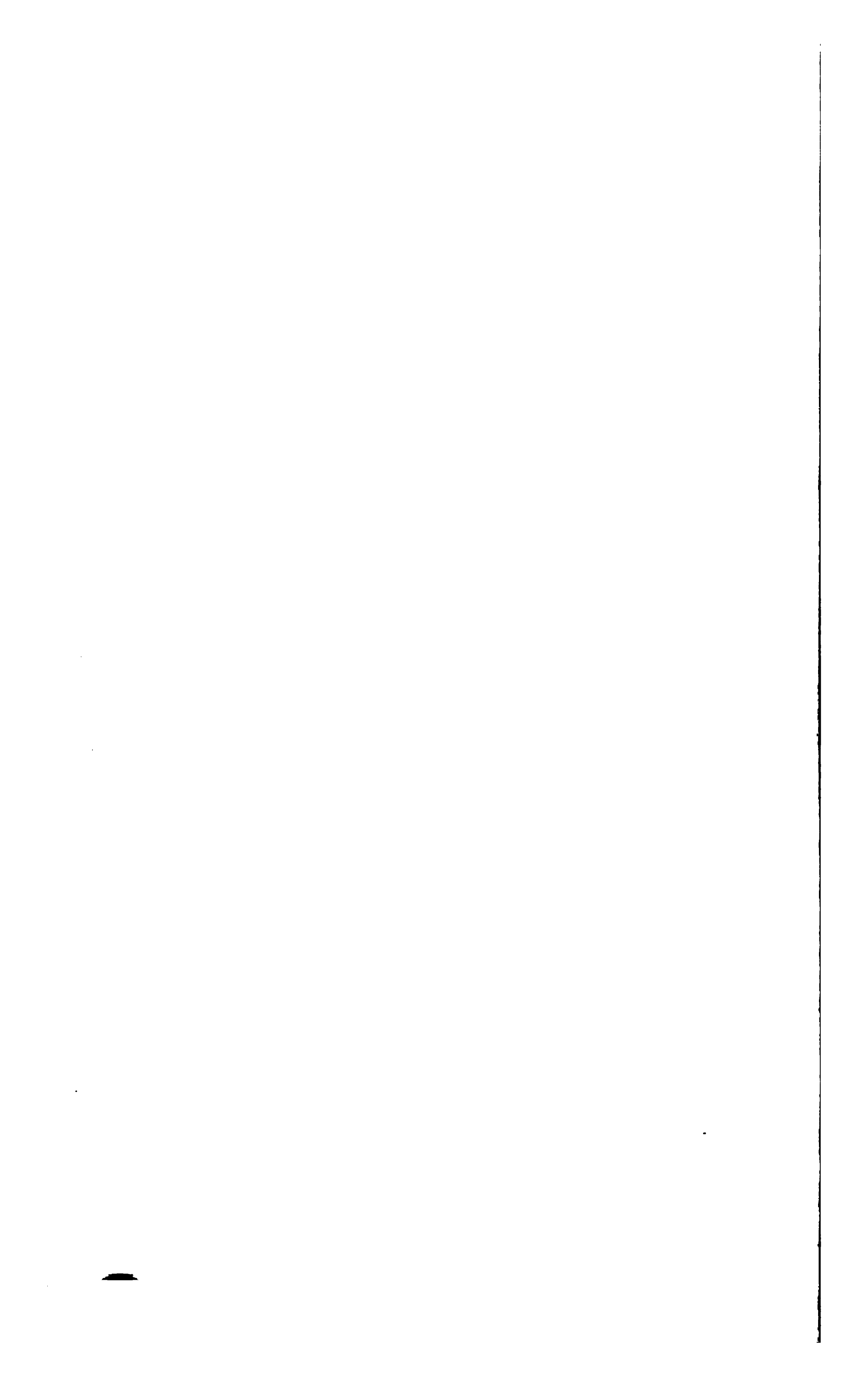



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Englische Charakterbilder.

Von

Friedrich Althaus.

Zweiter Band.



Berlin, 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei

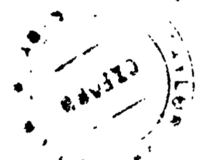
(R. v. Decker).



Inhalt des Zweiten Bandes.

Seite

I. Villeggiatur auf der Insel Wight 1
II. Englische Geizhälse 59
III. Memoiren der Prinzessin Charlotte von England 139
IV. Zur Geschichte der englischen Volksspiele . . . 259
I. Merry Old England 272
1. Das altenglische Weihnachtsfest . . . 277
2. Fastnacht bis Frühlingsanfang . . . 298
3. Die Maispiele 303
4. Mittsommer und Harvest home . . . 313
5. Die Jagd 318
6. Die gymnastischen Volksspiele 328
II. Die Volksspiele des Neueren Englands . . 356
1. Die neuere englische Jägerei 373
2. Das Cricket und andere Ballspiele . . 419
3. Die englischen Volksspiele zu Wasser . 448



Inhalt des Zweiten Bandes.

Seite

I. Villeggiatur auf der Insel Wight 1

II. Englische Geizhälse 59

III. Memoiren der Prinzessin Charlotte von England 139

IV. Zur Geschichte der englischen Volksspiele . . . 259

I. Merry Old England 272

1. Das altenglische Weihnachtsfest . . . 277

2. Fastnacht bis Frühlingsanfang . . . 298

3. Die Maispiele 303

4. Mittsommer und Harvest home . . . 313

5. Die Jagd 318

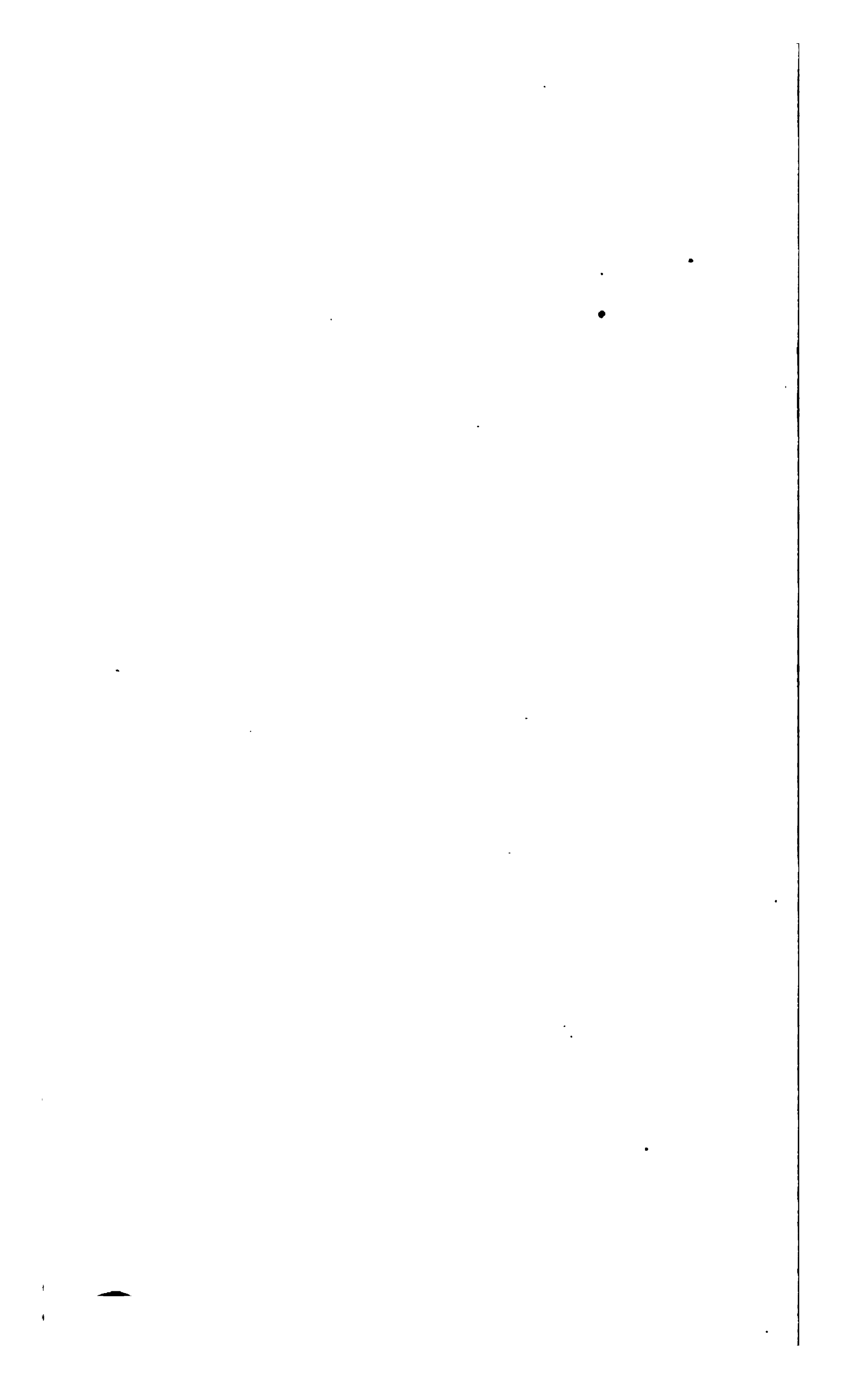
6. Die gymnastischen Volksspiele 328

II. Die Volksspiele des Neueren Englands . . 356

1. Die neuere englische Jägerei 373

2. Das Cricket und andere Ballspiele . . 419

3. Die englischen Volksspiele zu Wasser . 448



I.

Villeggiatur auf der Insel Wight im Sommer 1860.

Villeggiatur auf der Insel Wight im Sommer 1860.

Die Mitte des Jahres lag hinter uns, die Welt war endlich grün geworden, aber der Sommer mit seiner milden Wärme und heitern Himmelsbläue wollte nicht erscheinen. Auch der für das Klima seines Vaterlandes begeistertste Engländer, auch der hoffnungsvollste Tourist mußte sich endlich gestehen, daß nicht allein eine zeitweilige Unordnung, sondern eine dauernde Anarchie in den meteorologischen Regionen eingetreten sei, deren Wirkungen störend in alle sublunaren Verhältnisse eingriffen. Hatte man im Frühling die Wuth des Nordostwindes verwünscht, so war es jetzt Zeit, sich über die störrische Hartnäckigkeit des Südwest zu beklagen, der Regen und Sturm über den atlantischen Ocean herführte, Schiffe an den Felsen der Küste zerschmetterte, die Wiesen überschwemmte, die Heerden durch Seuchen decimirte, den Erfolg der Ernte bedrohte und den Genuß ländlicher Freuden, die Aussichten auf binnenländische Excursionen und continentale Reisen umdüsterte. Seit 1816, versicherte uns ein alter Engländer, erinnere er sich keines so nassen Jahres, und England sei doch an sich “a juicy country”. “Bewahre der Himmel uns vor Theurung und Hungersnoth!”

— Die Erinnerung des Alten reichte weit genug hinauf, um auch für die letztere Eventualität einen Präcedenzfall zu finden. Er hatte als zehnjähriger Junge die Theurung von 1799 — 1800 mit erlebt. "Damals, Sir," sagte er mit Emphase, "war es so weit gekommen, daß wir schwarzes Brod aßen.[1] Die Behörden nahmen die Nahrungsmittelfrage in die Hand, ganz wie in Frankreich. Den Bäckern ward befohlen, die Schlacken des Kornes in's Mehl einzubacken; das Brod durfte nicht verkauft werden, ehe es ein Alter von zwei Tagen erreicht hatte. Dazu welche Steuern, welche Kriegskosten!"

Mit dieser Bemerkung waren wir glücklich vom Wetter zur Politik gelangt, und unser alter Freund, obgleich nicht gerade zur Race der "Murrer" gehörig, fand auch hier mannigfache Gelegenheit zu Rückblicken und Voraussichten unerquicklicher Natur. Allein einmal entschlossen, wie wir waren, die nächsten Wochen in Freiheit zu genießen, setzten wir seinem Skepticismus eine heitere Miene entgegen und ließen uns weder durch meteorologische noch durch politisch ökonomische Bedenken in unserem Vorsatze einschüchtern. In Deutschland ist man allerdings gewöhnt, den Gedanken an die Weltstadt London mit einer Atmosphäre zu umgeben, welche mehr an das Nebelland des Hades erinnert als an die Wirklichkeit. Wer London kennt, lächelt über diese Phantasieen. Seine gewaltigen Lungen, die Parks, führen dem Riesenkörper stetig frische Luftströme zu; in manchen Theilen der zahlreichen Gartenvorstädte lebt man wie auf dem Lande; auch das gährende, rauchende Centrum der Weltindustrie, die City, hat seit einer Reihe von Jahren, in Folge der Bill zur Einführung dampfverzehrender Schornsteine, sich einer fortschreitenden Zunahme sauerstoffhaltiger Elemente zu erfreuen gehabt. Aber zwölf Monate, wo man so schnell lebt, wie in

[1] Auch die untern Klassen in England genießen für gewöhnlich Weizenbrod.

London, sind eine lange Zeit; und hat man sich ein Jahr lang unter den Millionen umhergetrieben, hat man, wie ich, zu Fuß, im Omnibus und im Dampfwagen, mit kurzen Unterbrechungen, als peripatetischer Schulmeister, dreitausend englische Meilen zurückgelegt und sich's saurer werden lassen, als der deutsche Arbeitsschlendrian es kennt, so regt sich gegen das Ende der Saison, wenn auch nicht "Spleen" und "Languor", doch eine Londonmüdigkeit, eine Unbehaglichkeit, eine Beklemmung, eine Sehnsucht nach Ruhe und frischer Luft im Herzen, die völlig nur durch das zu beseitigen sind, was der Engländer kurz change of air nennt: Verlassen London's und seines Getriebes, Flucht in die Berge, an die Seen, an die Meeresküste.

Dieser Trieb, besonders an die See, ergreift den angesiedelten Fremden nicht weniger lebhaft als den Engländer selbst. Nirgends kann in der That die jährliche Auswanderung an's Meer größere Dimensionen annehmen als in England. Sie bewegt die ganze Bevölkerung in allen ihren Schichten. Wenn der Lord und der unabhängige Gentleman oft nicht nur den Sommer, sondern einen großen Theil des Winters auf ihren Yachts oder ihren Seevillen hinbringen, so suchen die beschäftigteren Mittelklassen wenigstens einige Sommerwochen im August für Ramsgate, Margate, Dover, Hastings, Brighton, Torquay zu erobern; oder wem Zeit und Mittel auch diese Erholung versagen, der benutzt, wenn er kann, einen der zahllosen Expreßzüge an die Südküste, um zu billigen Preisen von Sonnabend bis Montag, oder sogar den einzigen Sonntag allein, der industriellen Aria cattiva entronnen, Hin- und Rückfahrt abgerechnet, wenn auch nur "acht Stunden an der See" frische Luft einzuathmen. Tausende von Excursionisten werden auf die letztgenannte Art allwöchentlich während der Sommermonate befördert. Ja, vor längerer Zeit verfiel ein unternehmender Kopf auf den sinnreichen Gedanken, das Meer zum Haus-

bedarf in's Binnenland zu transportiren, und die Zeitungen annoncirten nichts mehr und nichts weniger als ein Magazin auf Flaschen gezogener Seeluft,—allerdings eine Unternehmung zweifelhafter Natur, die sich bald in jenen großen Abgrund bodenloser Spekulationen, jenes weite, cimmerische Schattenland der modernen Industrie verflüchtigte, dessen schwankende Umrisse das Reich der Solidität nach allen Seiten nebelhaft begrenzen.

So erscholl denn auch in uns das alte verheißungsvolle Thalatta! Thalatta! als die ersehnte Zeit des Reisens herangekommen war, und Wetter und Steuern zum Trotz anticipirten wir um so mehr eine heitere Periode genußreichen Naturlebens, als die Gegend, welche wir zu besuchen beabsichtigten, uns noch unbekannt und durch Freunde, deren Urtheil wir vertrauten, als ein kleines Italien geschildert war. Denn unsere Pläne gingen nach Südwesten, der Insel Wight zu, und Ventnor, der Hauptort der Südküste der Insel, war der nächste Zielpunkt unserer Reise. In bequemer Entfernung vom Festlande, nicht zu klein und doch von verhältnißmäßig geringem Umfang, hügelig, felsig, bewaldet, weit berühmt für die Milde ihres Klimas und die Ueppigkeit ihrer Vegetation, schien diese Insel uns alle jene Reize des Seeaufenthalts zu vereinigen, die dem vielfältigen Wechsel insularer Küstennatur eigenthümlich angehören. Wem hätte nicht das Leben auf Helgoland, Capri, Ischia oder im griechischen Archipelagus Eindrücke zurückgelassen, deren Erinnerung er sich stets freuen wird, unter andern Breiten wieder zu erneuern! Und da unseres Wissens der Ruhm der Insel Wight in deutscher Zunge noch nicht gesungen ist, werden die Leser vielleicht nicht ungern der Einladung eines Landsmanns folgen, der sich ihnen als Führer durch die schönsten Partieen ihrer Natur- und Kunstwelt anbietet.

Es ist ein kühler, umwölkter, regendrohender Morgen, eine rechte Mittsommerfrühe des Jahres 1860. Der Wagen

steht vor der Thüre, das Gepäck ist in Ordnung, ich rufe dem Cabman das kurze Englische all right zu, und rasch, wie nur ein Londoner Fiaker ausholt, geht es durch die noch leeren, verlassenen Straßen und Plätze der Riesenstadt nach der fünf englische Meilen entfernten, als "südwestlicher Eisenbahnhof" bekannten Waterloo-Station. Dies ist London. Wo sonst findet man Straßen und Plätze und Entfernungen wie diese? Aber London früh am Morgen ist mehr als alle andern Hauptstädte zu derselben Tageszeit eine Erscheinung für sich, und wer gewohnt ist, sich in dem unendlichen Getümmel seines Verkehrs, dem brausenden Auf- und Abwogen der Hunderttausende von Wagen, Reitern und Fußgängern, dem blendenden, luxuriösen Glanze seiner zahllosen Läden und Waarenhäuser umher zu bewegen, wird immer auf's neue betroffen durch die seltsame Verwandlung dieser selben Stadt, wenn er sie beobachtet, wie sie früh Morgens aus ihrer Nachtruhe zu erwachen beginnt. So vollkommen fremdartig, traumhaft wirkt der schroffe Gegensatz der Stille, der Leere, der geschlossenen Läden, des ausgestorbenen Weltverkehrs auf die Einbildungskraft, daß man nicht selten in wunderliche Zweifel über Lokalitäten geräth, in denen man für gewöhnlich sich ohne Mühe zurecht findet. An sich ohne prägnant architektonische Physiognomie, scheint London mit der commerciellen Bewegung gleichsam sein charakteristisches Leben verloren zu haben. Nur hier und dort steht ein verschlafener Constabler Wache, oder eilt ein mit Koffern beladenes Cab vorüber; nur in langen Zwischenräumen entdeckt man Gruppen von Arbeitern um den Eingang der sogenannten "frühen" Bierhäuser, oder eine runzlichte Alte mit einer dampfenden Kaffeemaschine an der Straßenecke postirt, den Frühstückstrank feilbietend. Die ungeheure, fabelhafte Größe der Stadt macht ihre Oede nur um so fühlbarer. Erst im Verhältniß, wie man der City näher kommt, nimmt die Bewegung zu, und indem wir, nach halbstündigem Gerassel über das Pflaster

von Baker- und Oxford-Street, die nach Coventgarden-Market führenden Straßen erreichen, kündigt ein dumpfes Summen und das Getöse zahlreicher, von allen Seiten herbeieilender Fuhrwerke jenes andere London an, das sich zu späteren Stunden in allen Hauptstraßen überwältigend großartig entfaltet. Coventgarden, altberühmt wegen seines Theaters, ist zugleich das Centrum des Gemüse- und des Blumen- und Fruchthandels von London, wo unzählige 'Greengrocers' früh Morgens ihre Einkäufe besorgen. Und nicht lange, so wird das Gedränge der aus allen Gegenden der Metropole herbeirollenden Gemüsewagen und Karren so unentwirrbar, daß wir nur schrittweise vorrücken, öfter zwischen den hoch aufgethürmten Haufen von Kohlköpfen, Wurzeln, Rüben, Früchten aller Art, wie in Barrikaden und Festungswerken der Feldgötter, eingekeilt und wider Willen gezwungen sind, staunend still zu stehen. Diesem Labyrinth des Gemüsemarkts glücklich entronnen, erreichen wir ohne Beschwerde Waterloo-Bridge, von deren Höhe das großartige Bild der Londoner Hafenstadt neue mächtige Eindrücke vor die Seele zaubert: die Werften, die Waarenhäuser, den Mastenwald, die Riesenkuppel der Paulskirche über dem unabsehbaren Häusermeer, Brücken flußab und flußaufwärts, den Parlamentspalast, die Thürme der Westminsterabtei, die York- und Nelsonssäulen. Auch dies ein schnell verschwindendes Bild; denn schon rasselt unser Wagen auf der Surreyseite der Themse nach der Waterloo-Station hinunter. Noch zehn Minuten und wir sitzen, mit Billetten nach Portsmouth versehen, comfortabel im Eisenbahnwaggon; der Zugführer giebt das Signal, die Locomotive pfeift und wir sind auf der Reise.

Aber London zu verlassen, ist auch ohne Paß- und Polizeibeschwerden und trotz aller Vorzüge des angelsächsischen Go-ahead keine so leichte Sache. Denn so ungestüm das schnaubende Eisenroß uns der Station entführt, so

fehlt doch noch viel, daß wir schon im Freien wären. Fünf englische Meilen haben wir freilich im Cab nach der Station zurückgelegt, aber nachdem wir diese verlassen, braust noch zwei Meilen lang unsere Fahrt zwischen den Schornsteinen, über die Dächer und Straßen der Metropole hinweg, ehe die Häusermasse zurückweicht und die Bahn in offenes Feld mündet. Und auch hier nimmt diese Wohnstätte von Millionen menschlicher Wesen kein abruptes Ende. Nach allen Seiten sieht man in fertigen oder eben entstehenden Häuserreihen die Keime neuer Vorstädte. Die umgebende Ebene selbst zeigt weithin eine gartenartige Cultur im größten Maßstabe. Indem wir weiter fahren, erheben sich ringsum bewaldete Hügel und ein frischer Lufthauch weht von den Wiesen her, deren üppige Grasflächen, von hohen Hecken umschlossen, von dicht belaubten Baumriesen umstanden, Herz und Auge erfreuen. Die Straßen verschwinden, weiß schimmernde Villen treten statt ihrer bei jeder Wendung des Weges aus Wald- und Wiesengrün. Jetzt durchschneiden wir eine Hügelkette, und indem wir, den Hohlweg verlassend, die Ebene wieder erreichen, empfängt uns welliges Haideland und Tannenwald. Kein Zweifel mehr — wir befinden uns auf dem Lande.

Läge es in meiner Absicht, den Leser von den Stationen der Reise, dem Wechsel der Landschaft, oder den Charakterfiguren der Mitreisenden zu unterhalten, so würde es leicht sein, Zeit und Raum mit angenehmen Bildern und buntschillernden Reflexionen auszufüllen. Da aber vor Allem die Insel Wight unser Ziel ist, dürfen wir unsere Erzählung zu keiner Reisebeschreibung von London nach Portsmouth erweitern. Wie alle Grafschaften des südwestlichen England's erfreuen auch Surrey und Hampshire durch anmuthigen Wechsel von Hügel- und Thallandschaft, durch herrliches Grün der Wiesen und Wälder, durch reiche Cultur des fruchtbaren Landes, das Auge des Reisenden. Man durchfährt Gegenden, wie die von Guildford und Winchester,

deren Formation lebhaft an Partieen des Thüringer und Teutoburger Waldes erinnert, während sie beide an Glanz des Wiesen- und Waldgrüns überbieten. Dagegen fällt der größte Theil der Ortschaften, die man passirt, durch die moderne Bauart und nicht selten durch ihre fabrikmäßige Anlage als ganz eigenthümlich Englisch auf. Ueberhaupt sind in England Land und Stadt in Bauart und Lebensweise weniger verschieden als bei uns, oder sonst auf dem Continent.

Was die Reisegesellschaft betrifft, so verdient sie eher Lob als Tadel. Die Unterhaltung dreht sich meist um politisch sociale Gegenstände von allgemeinem Interesse; doch auch Lokalverhältnisse der Gegend, die wir durchfahren, werden mit Sachkenntniß besprochen. Wenn der den Continent bereisende Engländer den Vorwurf mürrischen, abstoßenden, anmaßenden und ungeselligen Wesens im Ganzen vollkommen verdient, so läßt sich von dem reisenden Engländer at home nicht dasselbe behaupten. Er ist im Gegentheil durchschnittlich gesprächig, höflich, theilnehmend und die verbotene Würze des Tabaksqualms bedingt nichts weniger als eine Verschlechterung des Verkehrs und der Unterhaltung.

So durcheilen wir in raschem Fluge Station auf Station und Frage auf Frage der europäischen Politik. Inzwischen sorgt der Morgenwind, daß auch dem Wetter sein uralter Ehrenplatz im Gespräche bewahrt bleibe. Schon hat er das Gewölk in dunkeln Massen an den Hügeln zusammengezogen. Eine sciroccohafte Schwüle füllt die Luft. Aus weiter Ferne schallt dumpfer Donner und ein heftiger Schauerregen zieht in langen Nebelschatten das Thal entlang. Gewiß unerquickliche Aussichten für den Rest des Tages! Doch zu unserer Beruhigung erklärt ein junger Farmer mit großer Entschiedenheit, das Wetter werde sich verziehen, der Himmel sich aufheitern — und siehe da! noch entdecken wir kaum in weiter Ferne die Thürme und den Mastenwald von Portsmouth, als die Aussage des jungen Wetterpropheten schon erfüllt ist. Dort die

Stadt — dort der Hafen. Die Sonne leuchtet warm hernieder, der Horizont hellt sich in jenem bläulich durchsichtigen Lichte auf, das den Reflex der See verkündet, und erfrischend, prickelnd wie Champagnerschaum, wehen die ersten reinen Wellen der Meeresluft uns entgegen.

Da der Bahnhof außerhalb der Festung und mehr als eine Meile vom Hafen entfernt liegt, so stehen Omnibusse bereit, um die Ankömmlinge durch die Außenwerke und die Hauptstraßen der inneren Stadt an die Station des Victoria-Piers zu befördern, von wo während der Sommer- und Herbstmonate eine lebhafte Dampfboot-Verbindung mit der Insel Wight stattfindet. Wir haben eine Stunde Zeit, erklärt der Gepäckträger, das Dampfboot nach Ryde ist soeben abgegangen. Wohl! so erwarten wir die nächste Abfahrt auf der Plattform des Piers, im Angesichte des Meeres. Wir treten auf den Pier hinaus, und während das Auge über die wogende Fluth hinschweift, saugt die Brust mit vollen Zügen den frischen Seewind ein. Es ist noch nicht die offene See, deren Wellen im Glanze der Morgensonne vor uns schimmern, nur der fünf englische Meilen breite Solent, ein Arm des Englischen Kanals, der einst die Insel Wight bildete, indem er sich gabelförmig zwischen sie und das Festland von Hampshire und Dorsetshire eindrängte. Drüben, von bläulichem Lichtduft umflossen, tauchen die Küstenumrisse der Insel über den bewegten Wellen auf. Aber schon schwellt die umwehende elementarische Frische das Herz mit dem Gefühle der Freiheit, als läge die alltägliche Routine und ihre Monotonie, die alte, ermüdende Gewohnheit, die an ein fest begrenztes Leben gekettete Sorge, der wir erst vor wenigen Stunden entflohen, schon hinter uns in weiter Ferne. Andere Farben glänzen, andere Luft weht hier als in London. Die große Bewegung des Elements umgiebt uns, ohne den Lärm der Stadt, und lässig den Pier auf

und ab wandelnd, über die Ballustrade hingelehnt, genießen wir froh die ersten schönen Momente neuen Lebens.

Inzwischen füllt sich der Pier mit frischen Ankömmlingen. Ein Dampfer landet Passagiere von Cowes, dem nördlichsten Punkte und, neben Ryde und Yarmouth, dem Hauptlandungsplatz der Insel Wight. Neue Passagiere ersetzen die Stelle der alten und nach kurzer Rast fährt das Boot nach Southampton weiter. Auch die nächste Umgebung bietet dem umherschweifenden Blick eine Fülle neuer Eindrücke. Festungswälle, Steindämme, große und kleine Kriegsschiffe — Alles erinnert an die Nähe des großen Kriegshafens, und der Gedanke, daß dieser Hafen Portsmouth, das Hauptmarine-Arsenal des größten seefahrenden Volkes des neuen Europas ist, führt die Phantasie aus der Nähe in alle Fernen der meerumflossenen Erde. Zur Rechten, hart an dem hoch umwallten Eingang zum innern Hafen, kaum eine halbe Meile entfernt, die kolossale Breitseite eines modernen Dreideckers, dem soeben ein Dampfer, ein großes altmodisches Segelschiff im Tau, nach Südosten vorbeizieht; links, hinter dem Spithead genannten Punkte des Solent, zahlreiche Segel am Horizont, die Avantgarde der berühmten Yachtflotte, die alljährlich, zu Ende Juli, sich zu maritimen Wettfahrten im Solent versammelt. Hier bei Spithead war es, wo bei mehr als einer Gelegenheit das Interesse von Tausenden durch historisch bedeutungsvolle Scenen des Englischen Seelebens gefesselt wurde. Im Spätsommer des Jahres 1853 manövrirte in diesen selben Gewässern, in feierlicher Heerschau, die Kanalflotte, in deren Kanonendonner manche scharfe Ohren schon das Vorspiel des bald ausbrechenden Russischen Krieges vernahmen. Später wird man hier, in ebenso feierlicher Weise, den Sultan des noch einmal geretteten Türkischen Reiches empfangen. Was wird nicht Alles hier geschehen, so lange Portsmouth seinen Rang unter den Flottenstationen, Southampton seinen Platz unter den Handelsstädten behauptet!

Eine Stunde vergeht schnell unter solchen Träumereien. Dort biegt schon das Rydeboot um den Pier, die Gepäckträger stellen die Bagage bereit, die Schiffsglocke erschallt; noch ein Paar Minuten und wir steuern auf den grünen Wellen der Insel Wight entgegen.

Man spricht viel von englischem Comfort. Nur muß man darnach nicht suchen auf den für kurze Fahrten bestimmten Dampfbooten. Solider Bau und Geschwindigkeit bilden, nach englischen Begriffen, bei diesen die Haupterfordernisse. Das Verdeck ist schmal, die Einrichtung der Cajüten läßt manches zu wünschen übrig. Da aber ein klarer Himmel uns umgab, dachte niemand daran, das Verdeck zu verlassen, und das bunte Gedränge der zahlreichen Reisegesellschaft bot einen heitern, belebten Anblick dar. Allem Anschein nach hatte das unerhört schlechte Sommerwetter die Reiselust der Völker nicht in dem Grade gedämpft, als man hätte voraussetzen können, und die Insel Wight, so schien es, konnte sich über ihren Antheil an kosmopolitischen Wandervögeln nicht beklagen. Französische, deutsche, russische Laute mischen sich mit den englischen, und unschwer knüpft sich hier und dort die Unterhaltung an. Jener juristisch aussehende Herr mit blonden Haaren, grauen Augen und spitzer, bebrillter Nase ist ein Canadier, der, obgleich Angelsachse und daher nicht unbekannt mit "Europens übertünchter Höflichkeit", über das Meer gekommen ist, um dem Mutterlande einen kurzen Pflichtbesuch abzustatten. Ihm, wie allen Transatlantikern, scheint die "alte Welt" enge und vorurtheilsvoll, dennoch aber in jenem blendend anziehenden Reiz höherer Civilisation, der dem "substantielleren" Colonialleben mangelt. Im übrigen, meint er, hegt das Volk von Canada die loyalsten Gefühle gegen das Mutterland. Der Prinz von Wales wird glänzend empfangen werden. Die United-States-Partei sei während der letzten Jahre so gut wie ausgestorben.

So der Canadier. Doch wessen Eigenthum ist jenes ungeheure Packet dicker Pelze, bewacht von einem bärtigen, wettergebräunten Courier? Ohne Zweifel der mitsegelnden Bewohner des großen Nordreichs, der weniger als sonst in ihrer Reiselust gehemmten Unterthanen des Czaren Alexander II. Und wirksam genug spricht dieses arktische Gepäck auf einer Mittsommerfahrt nach dem englischen Italien zu unserer Phantasie, während die Sprache der nordischen Fremdlinge seltsam unverständlich an unser Ohr klingt. Es bestätigt die alte paradoxe Erfahrung, daß unter allen Völkern keines empfindlicher ist gegen äußere Einflüsse gemäßigter Klimate als jene verweichlichten Söhne des Nordpols, und daß wenige Sterbliche bequemer der Wärme entbehren als ein abgehärteter "alter Ostindier". Verständlicher ist uns jener robuste Gentleman, der mit beweglicher Physiognomie, den Griff seines Regenschirms am Kinn, einer ältlichen Dame lebhaft vordemonstrirt. Wir erkennen in ihm eines der beredtesten irischen Parlaments-Mitglieder. Noch gestern um Mitternacht donnerte er im House of Commons feurige Redesalven gegen die Regierung. Heute erfrischt er, auf neue Kämpfe sinnend, seine angegriffene Lunge auf dem Meere.

Indeß durchschneidet, begünstigt von einer frischen Brise, unser Kiel rasch die bewegte Fluth. Ein Blick rückwärts zeigt uns noch den weiten Mastenwald des innern Hafens von Portsmouth; dann verschwinden Hafen und Stadt hinter dem in's Meer hinaus gebauten Steindamm von Fort Monkton und die Umrisse der schönen Insel, deren Ufern wir zueilen, beginnen mit größerer Deutlichkeit hervorzutreten. Schon erkennen wir, in der Richtung unseres Schiffes, am Abhange anmuthig bewaldeter Hügel, die weißen, terrassenförmig aufsteigenden Häuserreihen von Ryde, und ostwärts, am fernsten Horizont der hügeligen Küste, über den Wald hervorragend, die Thürme von Osborne, der Seevilla der Königin. Ihre Majestät hält soeben in Osborne Hof und

es fehlt auf unserem Verdeck nicht an dem lebhaften Ausdruck loyaler Gefühle für die constitutionelle Beherrscherin des britischen Inselreichs. Man findet es ganz im Einklang mit der wohlbekannten Simplicität ihres Charakters, mit der häuslichen Natur ihrer Neigungen, daß sie die ungestörte Inseleinsamkeit von Osborne dem vornehmen Lärm und Pomp, der fashionabeln Kälte des von ihrem königlichen Oheim Georg IV. (jenem "Ersten Gentleman von Europa", dem noch vor kurzem eine so wenig beneidenswerthe Charakteristik durch Thackeray's Meisterhand zu Theil wurde), daß sie Osborne, die Schöpfung des Prinz-Gemahls, dem Royal Pavillon Georg's IV. in Brighton vorzieht. Alles in Allem, welche Monarchin hat je die Achtung und Liebe ihrer Unterthanen in höherem Grade verdient und besessen als Victoria? — Unter solchen Reden nähert man sich der Insel. Das dunkle Blau der Küste weicht einem sonnig glänzenden Grün. Schon erkennt man die Hotels am Ufer; jetzt legt sich das Schiff an den Pier und um Mittag sind wir glücklich in Ryde gelandet.

Der erste Anblick Ryde's, indem wir, über den fast eine halbe englische Meile in's Meer hinaus reichenden Pier dem Ufer zuschritten, rief uns lebhaft den heiteren Eindruck der rheinischen Städte und Dörfer in's Gedächtniß, deren hell schimmernde Façaden so einladend herüber winken, wenn man den grünen Strom zwischen Köln und Mainz befährt. Ist man jedoch gelandet, so folgt nicht selten ein Gefühl der Enttäuschung, wenn man das Innere dieser Ortschaften betritt und in ein Labyrinth enger, schmutziger Gassen, kleiner unansehnlicher Häuser geräth, die gegen die lockende Außenseite am Strome einen schroffen Contrast bilden. Eine solche Enttäuschung stand uns nicht bevor, als wir, das Ende des Piers erreichend, über die Uferesplanade in die Stadt Ryde eintraten. Ryde gehört zu der zahlreichen Klasse neuer Städte, welche das wachsende Bedürfniß nach Meeresluft

und modernem Comfort seit dem Anfang des Jahrhunderts an allen Theilen der englischen Küste geschaffen hat, besonders aber an der Canalküste. Noch vor dreißig Jahren ein unbedeutendes Fischerdorf, fing Ryde bald darauf an als Badeort bekannt zu werden und erweiterte sich seitdem (zum Theil durch den Einfluß der Nähe Osbornes) zu einer modernen Stadt mit 4—5000 Einwohnern, ausgestattet mit all jener Regelmäßigkeit, Reinlichkeit und Eleganz, welche die im Entstehen und Aufblühen begriffenen Ortschaften in England vortheilhaft kennzeichnen. Das Fischerdorf erscheint nur noch sporadisch in wenigen niedrigen strohbedeckten Hütten und altmodischen Gebäuden. Ein geräumiger Strand, mit einer stattlichen Façade bequemer Hotels, breite, helle, wohl gepflasterte Straßen, Trottoirs, Gaslaternen, Häuser und Läden im Londoner Stil, gothische Kirchen und ringsum herrlich bewaldetes Gartenland — so erhebt sich Ryde an den Abhängen der Uferhügel, während der Küste näher zahlreich verstreute, meist noch im Bau begriffene Villen eine Vorstellung geben von dem stätigen Wachsthum der werdenden Stadt. Aehnliche Metamorphosen haben an allen anderen Hauptpunkten der Insel die frühere Gestalt der Dinge verändert. Ueberall weicht das Fischerdorf der neueren Stadt; überall verbreitet sich jener gleichmäßige Anbau, jene gartenartige Cultur, welche die englische Landschaft, mehr als die irgend eines anderen europäischen Landes, hervorstechend charakterisiren. Den verhältnißmäßigen Werth oder Unwerth dieser Wandelungen vom Standpunkte der Cultur und der Poesie, der Praktik oder der Romantik zu erörtern, würde uns an dieser Stelle zu weit führen. Ebenso wenig wollen wir die Jeremiaden der Touristen wiederholen, deren Hauptgeschäft es scheint, die "hohen Preise" der modernen Welt zu beklagen. Wie nicht anders zu erwarten, ist mit dem Anwachsen der Bevölkerung und dem Zufluß der Fremden, mit der Civilisation und der Spekulation, auch dieser "Garten

Englands" aus der patriarchalischen Periode der Geld- und Tauschverhältnisse heraus getreten, und die These des Comforts ergänzt sich, hier wie überall, durch die Antithese der Preise. Doch die ringsum wehende göttliche Seeluft hatte uns in zu gute Stimmung versetzt, als daß wir die Unverschämtheit der Hotelharpyien lange hätten empfinden sollen. Wir fühlten, indem wir die Hügelstraßen durchwanderten, uns fast versucht, unser Zelt in Ryde aufzuschlagen. Herrlich ist von dort die Aussicht über den Solent nach dem Festlande; die nächste Umgebung scheint reich an anmuthiger Küstenscenerie. Allein unsere Gedanken waren einmal auf Ventnor gerichtet, und nach mehrstündiger Rast sahen wir mit froher Erwartung der Abfahrtszeit entgegen.

Wie groß auch die modernen Fortschritte und Verbesserungen auf der Insel Wight sein mögen, in Einer Beziehnng herrscht noch unbestritten die "gute alte Zeit" dort: unbestritten behaupten, über die ganze Insel hin, die altenglischen Stage-coaches das Monopol der Locomotion und die Maschinerie der Eisenbahnen, die das Meer zwischen Wales und Anglesea überbrückt und jenes alte Druidenland durchschnitten hat, ist hier im Süden noch nicht vom Festlande eingedrungen.[1] Eine Stage-Coach unterscheidet sich aber bedeutend von unsern deutschen Posten: der größere Theil der Sitze besteht nämlich in offenen, über dem Kutschendache, sowohl an der Hinter- als der Vorderseite angebrachten Bänken, Bänken, die dem Bocke parallel laufen und deren Benutzung die Sitte den weiblichen wie den männlichen Passagieren gestattet. Es unterscheidet sie ferner ein Viergespann feuriger Rosse, ein Dahinsausen in rascher, herzerfreuender Schnelligkeit. Oben auf einer solchen Stage-Coach sitzend, verließen wir denn Ryde Nachmittags, zu guter Stunde, in bunter

[1] So war es im Jahre 1860. Seit drei Jahren (1866) ist eine Eisenbahn zwischen Ryde und Ventnor vollendet.

zahlreicher Gesellschaft. Die Sonne schien warm, eine frische Brise wehte durch die Gärten vom Meere herüber; die weite freie Aussicht, die rasche Fortbewegung auf hohem Sitze, Alles füllte uns mit froher Reiseempfindung. Es ist eine Entfernung von etwa dreizehn englischen Meilen zwischen Ryde und Ventnor und die Straße begleitet zwischen beiden Orten die Ostküste der Insel in ihrer vollen Länge. Eine kurze Strecke hinter Ryde läuft der Weg parallel mit der Nordküste, dem Ufer nahe. Dann tritt er, mit plötzlicher Biegung gegen Süden, in die bewaldeten Hügel ein, deren Abhänge die Gegend von Ryde und die ganze Nordostküste der Insel, von Newport bis Cowes und Osborne, mit der üppigsten Fülle hoher Buchen, Ulmen, Eschen, Kastanien und aller Arten von Unterholz krönen. In früherer Zeit war die Dichtigkeit dieser Waldregion so groß, daß aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts erzählt wird, ein Eichhörnchen habe, ohne die Gipfel der Bäume zu verlassen, aus den centralen Wäldern von Carisbrook und Newport den Wald von Cowes, an der Nordspitze der Insel, erreichen können. Manche Planke und mancher Mast sind seitdem von hier in die Dockyards von Portsmouth gewandert. An andern Stellen hat der Spaten des Landmanns, oder mehr noch das Beil des Kunstgärtners, das Dickicht zu einer Garten- und Parklandschaft umgeschaffen. Dennoch ist Glanz der Vegetation genug geblieben, um der Insel den alten Ruhm ihres fruchtbaren Seeklimas zu bewahren. Welche Höhe, Verästung und Laubmasse der Stämme, welche Ueberfülle des Epheus, der, sich überall anklammernd und aufwindend, neue Bäume in den Bäumen und Gewinde von Baum zu Baum bildet! welch üppiger, blumenbedeckter Grund, und in den die Straße begleitenden Hecken welches labyrinthische Gewirr von Schlingpflanzen! Nie sah ich ein hübscheres Zollhäuschen als auf der Hügelkette, eine Meile von Ryde, mitten im Walde. Hüttenartig, im Schweizerstil gebaut, liegt es, unter dem

hohen schützenden Blätterdach, fast vergraben in Epheu und Rosen, und am Eingang saß behäbig der Zöllner, seine Pfeife schmauchend, wie in einer Gartenlaube. Es war ein alter, ausgedienter Seesoldat, der sich diesen nicht uneinträglichen Posten errungen, und Späße über sein lahmes Bein und die seine Brust bedeckenden Ordenszeichen flogen zwischen ihm und dem gesprächigen alten Kutscher hinüber und herüber. Ein paar Bauerjungen, die, mit Fruchtkörben unter dem Arm und spitzen Kegelmützen aus Grashalmen auf dem Kopf, am Wege standen, hörten lachend diesem Kreuzfeuer zu, und riefen uns, ihre Mützen schwenkend, ein lautes Hurrah nach, als wir weiter fuhren.

Kurz hinter dem Zollhause verläßt die Chaussee das Waldland und senkt sich nach Süden abwärts, in die Ebene. Wiesen und Felder, vielfach von hügeligen Anschwellungen und Baumgruppen unterbrochen, erscheinen nun zu beiden Seiten des Weges, und bald glänzt auch zur Linken das die Ostküste bespülende Meer aus der Ferne bläulich herüber. Jene fast kreisförmig ausgeschnittene Bucht inmitten der Wiesen dort, erklärt unser alter Kutscher, ist Brading-haven und die im Rücken derselben ansteigende weitgedehnte Hügelkette zieht sich, in einer Länge von wohl 23 englischen Meilen, quer durch die ganze Insel hin, bis nach Alum Bay und der Felsengruppe der Needles an der äußersten Westspitze. Die Hügelkette besteht hauptsächlich aus Kreide-, Kalk- und Flintstein, und nichts kann die Fruchtbarkeit ihrer Abhänge übertreffen, noch das vortreffliche Gras des Wiesenlandes, dem die Insel ihre Viehzucht und ihr weitberühmtes Lammfleisch verdankt. Ja, Korn und Vieh wird in so großer Menge producirt, daß beide mehr als für das Bedürfniß der Insel genügen und mit der Ausfuhr dieser Artikel ein gewinnreicher Handel getrieben wird. Der Alte schien offenbar für sein Heimathland begeistert und ließ sich durch die scherzhafte Kritik eines mitreisenden Spaßvogels, der ihn

2*

bei seiner schwachen Seite angriff, nicht aus der Fassung bringen. "You'll see by-and-by" oder "You'll think different by-and-by", war seine häufig wiederholte Antwort. Und dann, gegen den weniger kritisch gestimmten Theil der Gesellschaft gewendet, setzte er unbekümmert seine Erklärungen fort. Die Liebe zur Natur, das Gefühl für die stärkende Wirkung des Naturgenusses ist überhaupt in England größer, als man gemeinhin denken möchte. Das Volk hat nicht umsonst seinen Thomson, und es ist etwas mehr als eine weit hergeholte Redefigur, wenn die Zeitungen dann und wann die Englischen Staatsmänner mit den Staatsmännern des alten Rom vergleichen, deren Thätigkeit abwechselte zwischen der Politik und dem Landbau, oder die es doch liebten, indem sie ihre Aufmerksamkeit den Interessen des letzteren zuwandten, den politischen Sorgen auf eine Weile zu entrinnen.

Wir hatten inzwischen, immer thalwärts fahrend, den Flecken Brading erreicht. Zur Linken schimmerte nun in deutlicher Nähe die seegleiche Fläche von Bradinghaven hinter dem Wiesengrün hervor, während an seinem jenseitigen Ufer, die Aussicht auf die offene See verdeckend, die oben erwähnten Hügel, hier Bembridge Hills genannt, herrlich bewaldet, in anmuthigen Linien aufstiegen. An ihrem Fuße, von den Wellen des Hafens bespült, liegen die Hütten des Fischerdorfes Bembridge; hoch darüber, an einer freien Stelle am Abhange des Hügels, erhebt sich weithin sichtbar ein Obelisk, dessen einsame, meerbeherrschende Stellung man weniger auffallend findet, wenn man erfährt, daß er dem Andenken des Grafen Yarborough errichtet wurde, dem Besitzer des Ortes und früheren Commodore der Royal 'Yacht-Squadron.' Bradinghaven selbst ist übrigens schon seit längerer Zeit zum großen Theil versandet und füllt sich nur zur Fluthzeit in seiner ganzen Ausdehnung. Ein alterthümlicher, von Quadern eingefaßter Quellbrunnen, den man mitten in diesem 'Hafen'

entdeckt, deutete darauf hin, daß der Durchbruch der See erst in historischen Zeiten erfolgte; und da ihre Wellen durch einen auffallend engen Canal in das Becken des Hafens strömen, hat es nicht an Versuchen gefehlt, die vom Meere usurpirte Fläche dem Ackerbau zurückzugewinnen. Es gelang zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auch wirklich, den Canal durch einen Damm gegen das Meer abzusperren. Allein noch ehe das Austrocknungsgeschäft begonnen hatte, wurde das Werk durch die Gewalt der Springfluth zerstört. Man gab seitdem fernere agronomische Versuche auf und beabsichtigt neuerdings an ihrer Statt eine Erweiterung und Vertiefung des Hafens, zum Zweck der Errichtung einer Flottenstation.

Der Flecken Brading ist einer der ältesten der Insel. Eine einzige, lang gedehnte Hauptstraße, mit Häusern in primitiv ländlichem Stil, bildet die ganze Gemeinde. Kaum daß hier und dort, im Grün versteckt, eine moderne Villa an das Vordringen der Cultur des Festlandes erinnert. Der Fahrweg senkt sich ziemlich steil nieder bis in die Mitte des Ortes, wo, etwas erhöht über der Straße, der Anblick der Dorfkirche lebhafter und plötzlicher als alles andere an das Inselalterthum von Brading mahnt. Hier wurden, der Tradition zufolge, die ersten Christen der Insel getauft, und ein fast cyklopisch ursprünglicher, alterthümlicher Geist umweht dieses niedrige, unscheinbare Gebäude, dessen Fronte ein kaum 25 Fuß hoher, achteckiger, schilderhausartiger Thurm aus roh zusammengefügten, graubraunen Quadersteinen überragt. Man fühlt sich in dieser Umgebung unwillkürlich zurückversetzt in die frühe Sachsen- und Normannenzeit, in das Leben und die Kämpfe jener fernern vergangenen Jahrhunderte. Unser alter Wagenlenker hatte hier das Amt eines Postconducteurs zu versehen, und während er sein Paket Briefe und Zeitungen ablieferte und ein anderes Paket in Empfang nahm, fand die Gesellschaft Muße zur Betrachtung. Dann wieder knallte

die Peitsche, die Pferde holten aus und wir setzten unsere Fahrt gegen Süden fort.

Brading lehnt sich nach Süden an den Fuß jener, die ganze Insel von Ost nach West durchstreichenden, Hügelkette. Kaum hat man die letzten Häuser des Ortes verlassen, so steigt die Straße den Abhang der Hügel hinan, gegen Osten erscheint das Meer, und indem man die Kammhöhe der Kette erreicht, öffnet sich die reizendste Aussicht auf die Südosthälfte der Insel: eine Thal- und Berglandschaft, ähnlich der des Thüringer Waldes, nach der Landseite umschlossen von anmuthig bewaldeten Bergen, nach der Seeseite von dem großen, kühn von Nordost nach Südwest streichenden Halbbogen von Sandown Bay, den im Norden die schroff ansteigenden, schneeweißen Kreidefelsen der Whitecliffs, im Süden die gelbbraune, 400 Fuß hohe, bewaldete Sandsteinküste von Shanklin begrenzen. Der Himmel hatte sich wieder bewölkt und das gedämpfte Licht der Nachmittagssonne verbreitete eine seltsame zauberhafte Beleuchtung über Land und Meer. Auf dem nächsten Küstenvorsprung, in einer Senkung in der Mitte der Bay, hoben die weißen Häuser von Sandown sich glänzend gegen die graublaue Meeresfläche ab, und in raschem Galopp eilten wir in ihrer Richtung gegen die Küste zu abwärts.

Sandown ist einer der im Aufblühen begriffenen fashionablen Badeorte und die großen Vorzüge seiner Lage, der oceanische Prospekt über die Bucht, die volle östliche Brise, endlich jener weiche Sandboden am Strande, dem es seinen Namen verdankt, stechen auf den ersten Blick in die Augen. Eben wegen dieser Lage hat man dem Orte von jeher auch eine große militairische Wichtigkeit zugeschrieben, und dem Strande nahe, auf einer die Bay beherrschenden Anhöhe erhebt sich Sandown Fort, die stärkste unter den Befestigungen, welche die Insel gegen feindliche Landungen zu schützen bestimmt sind. Denn die Thürme und Mauern von Carisbrook

Castle, bis in's achtzehnte Jahrhundert dem Hauptsammel- und Zufluchtsort der Einwohner in Kriegszeiten, hat schon lange der Alles überwuchernde Epheu umsponnen. In der That hielt man seit dem Aufblühen der Englischen Marine die Insel Wight hinlänglich gesichert durch die Nähe des großen Kriegshafens von Portsmouth, und erst ganz kürzlich, unter dem Einfluß der drohenden Rüstungen des dritten Napoleon, unter dem Druck der Besorgniß vor den neu geschaffenen Panzerschiffen, vor Cherbourg und den gezogenen Kanonen fing man in England an, die strategische Wichtigkeit der Insel, als eines gegen Portsmouth und die Südküste vorgeschobenen Außenwerks, zu würdigen. Sie wurde daher in den Cirkel der neuerdings durch das Parlament votirten Küstenbefestigungen aufgenommen und die Erweiterung von Sandown Fort als besonders wichtig anempfohlen.

In Sandown werden die Pferde gewechselt, und immer dem hohen Meeresufer entlang, von Seeluft umweht, fahren wir, allmälig ansteigend, dem nur drei englische Meilen entfernten, reizend gelegenen Shanklin zu. Das ganze Land glänzt hier von Grün und herrlicher Bewaldung. Wald, Wiesen, Gärten umgeben und verstecken in malerischer Abwechslung die von Rosengewinden bekränzten, mit Schiefer oder Schindeln gedeckten Häuser. Das Meer verschwindet hinter Eschen- und Ulmenhainen; im Hintergrunde erheben sich amphitheatralisch zu beträchtlicher Höhe die bewaldeten Abhänge der südlichen Berge. Auch in Shanklin hat eine Reihe moderner Gebäude sich zwischen den alten eingedrängt; doch der vorwiegend ländliche Stil seiner zahlreich verstreuten Villen bewahrt dem Ort seinen dorfartigen Charakter. Nur dann und wann eine Perspektive durch's Grün, oder das Wehen der frisch aufsteigenden Seeluft gemahnt an die Nähe des Meeres, dessen zweihundert Fuß tiefer liegenden Strand man doch bequem, nach kurzer Wanderung zwischen den Gärten hinab, erreicht. Wer die offene Fläche und die volle

Wirkung der See vorzieht, findet am Abhange der Uferfelsen, bis an den Strand hernieder, Wohnungen in Fülle. Rechnet man hinzu die herrliche Aussicht über die Bay, den weichen Sandboden des Ufers, endlich die berühmte Küstenscenerie von Shanklin Chine, so darf man sich nicht wundern, daß die Vereinigung so mancher Vorzüge Shanklin zu einer der beliebtesten und theuersten Villeggiaturen der Insel gemacht hat.

Indem man den Ort verläßt, windet die Straße sich höher und höher den vielgefalteten, waldigen Abhang der südlichen Berge hinan. Es ist dies die Gruppe, deren sechs englische Meilen breiter, 'Undercliff' genannter Abfall gegen Süden die Insel nach dem Englischen Kanal zu schließt und deren Südostende wir zueilten. Wir näherten uns dem Ziel unserer Fahrt. Von der Höhe des Weges, versicherte der Kutscher, würden wir das Ostende der Undercliff erblicken; von dort aber sei es nicht weit mehr bis Ventnor. Um den Pferden den steilen Bergweg zu erleichtern, verließ der männliche Theil der Passagiere ihre Sitze und erklomm quer über eine Bergwiese den auf die Höhe führenden Fußpfad. Doch indem wir uns noch der herrlichen Vegetation, der wahrhaft klassischen Baumgestalten einzeln stehender Ulmen, Eschen und Kastanien, des Rückblicks auf Sandown Bay mit den weithin glänzenden Whitecliffs und auf das Thal von Shanklin freuten, wehte plötzlich ein feuchtkalter Nebel über die Berge her, der, sich rasch nach allen Seiten vertheilend, die Landschaft bald in seine weißgrauen Schleier einhüllte. Kaum waren wir auf der Höhe angelangt und hatten da, wo die Straße eine scharfe Biegung gegen Südwesten macht, unsere Sitze wieder bestiegen, so entdeckten schon unsere suchenden Augen nichts mehr als Gebüsch und Hecken am Wege, ungewisse Formen im Thale, und wo wir den Anblick der See erwartet hatten, eine leere weißgraue Wolkenwand, nach oben und unten nebelhaft verschwimmend. Die Luft wurde empfindlich kalt, ein feiner Staubregen schlug sich aus

dem Gewölk nieder und überzog in kürzester Zeit den zu Hülfe geholten Reisepaletot mit einer reifartigen Nässe. Vergebens suchen wir Meer und Küste zu erspähen; nur für einen Moment erscheint, durch einen Riß des Gewölks, ein schmaler blauer Wellenstreifen in großer Tiefe, um eben so rasch wieder zu verschwinden. Tiefer und tiefer senkt sich die Straße in's Thal. Wir unterscheiden landeinwärts klippenartige Felsformen, bewaldete Hügel, wir durchfahren die Häuserreihe eines Dorfes an ihrem Abhang, das Brausen der Meereswellen dringt zu uns herüber — aber Alles formlos, unbestimmt, in kaltfeuchten Nebel verhüllt. So erreichen wir Ventnor, immer noch im Nebel, und ehe wir glücklich in unserer Wohnung gelandet sind, ist es schon zu spät geworden, noch Entdeckungen in der Umgegend zu wagen. Wir freuen uns unserer Ankunft und gehen mit der Hoffnung auf einen schönen Sommermorgen zur Ruhe.

Während der Nacht hatte der über der Gegend verbreitete Nebel sich zerstreut. Der erste Blick aus dem Fenster zeigte uns die weite wogende Fläche des Meeres und, von seinen Wellen bespült, terrassenförmig zum Strande abfallende Küstenberge, bedeckt mit Blumengärten und malerisch gelegenen Villen. Allein statt des Nebels hatte der Südwestwind Regenwolken herbeigetrieben, deren heftig anprallende Schauer selbst das Hinaustreten in das Gärtchen vor unserem Hause verwehrten. Ein Regentag und ein Sonntag, und der letztere in englischen Landstädten wo möglich noch eintönig lebloser als selbst der Sonntag in London — was kann man unter solchen Umständen besseres thun, als den Lehnstuhl an's Fenster rücken und abwechselnd die Seeluft und den Duft einer Havannah-Cigarre einathmend, sich, so weit das Reisehandbuch erlaubt, über die Gegend, in der man sich befindet, orientiren? Kommt das schöne Wetter und die Wanderungen und Fahrten und der unmittelbare Genuß, wie oft verschmäht

man dann eine Lectüre, die, wenn auch meist ein wenig befriedigendes Abbild der Wirklichkeit, doch auf so vielerlei hindeutet, was der sich selbst überlassene Wanderer übersehen würde, auf so manche Erscheinungen Streiflichter wirft, deren Außenseite auf den ersten Blick ohne Interesse erscheinen mag. Und so nahm denn auch ich an diesem Regenmorgen zu dem "Guide" der Insel Wight meine Zuflucht; und gründlich, wie es dem Deutschen ziemt, vertiefte ich mich zuerst in die allgemeine Historie, Klimatologie und Statistik.

Die Insel, sagt der Guide, hat die Form eines "unregelmäßigen Rhombus"; wird in Süd, Ost und West von dem Canal, in Nordost und Nordwest vom Solent umflossen, enthält einen Flächenraum von etwa 190 englischen Quadratmeilen, und wird, durch ein an den Bergen der Undercliff entspringendes Flüßchen, welches fast in gerader Linie mitten durch die Insel gegen Norden fließt, bei Cowes in den Solent fällt und den auffallenden Namen Medina River führt, in zwei Hauptprovinzen getheilt, genannt Ost- und West-Medina. Unzweifelhaft ragte die Insel seit unvordenklichen Jahrhunderten aus den Meereswellen empor; aber keine historische Kunde von ihr ist aus den ältesten Zeiten Britanniens auf uns gekommen, keine Kunde aus jenen alten Britenzeiten, als die nördlicher gelegenen Inseln Man und Anglesea eine so bedeutsame Rolle spielten. Weder Druidensagen, noch Tempeltrümmer, noch Namen selbst, zeugen hier von dem Culturleben des alten celtischen Urvolks. Der Name Vectis, ihr erstes historisches Datum, knüpft sich an die Invasion der Römer, 43 n. Chr.; doch scheint diese letztere ohne Kämpfe erfolgt zu sein, da die einzigen, bis jetzt auf der Insel entdeckten Reste der Römerherrschaft friedlicher Natur sind: Reste einer Straße, Reste einer Villa, beide in der Nähe von Carisbrook.

Während des fünften und sechsten Jahrhunderts folgte sodann die Eroberung durch die Angeln und Sachsen und

die erste Ausbreitung des Christenthums; dann, bis ins zehnte Jahrhundert, die räuberischen Einfälle der Dänen, welche letzteren, wie es heißt, an der Küste der Insel durch König Alfred eine Niederlage erlitten. An die angelsächsische Zeit erinnert noch eine im Jahr 1816 aufgefundene Todtenstätte, deren Skelette, Urnen und Ornamente das Museum in Newport bewahrt. Nach der Schlacht bei Hastings fiel die Insel, wie das ganze Angelsachsenreich, an die Normannen. Das Domesdaybook nennt sie Wect oder Wict, und Wilhelm der Eroberer ertheilte sie als Baronie an William Fitz-Osborne, einen der Mitkämpfer bei Hastings. Von den Fitz-Osbornes kam sie im eilften Jahrhundert an die Grafen von Devon, von diesen, unter Eduard I., wiederum an die Krone zurück.

Nun, wie es scheint, genoß sie eines fast dreihundertjährigen Friedens, bis, während der großen Kriege des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, ihre Küsten von den Franzosen bedroht und durch wiederholte feindliche Einfälle heimgesucht wurden. Der Hergang dabei war gewöhnlich dieser: die Franzosen landeten mit Uebermacht, verheerten und plünderten das offene Land, scheiterten aber, indem sie in's Innere vordrangen, an den Wällen von Carisbrook Castle, in dessen Befestigungen die Einwohner sich zur Vertheidigung sammelten. Ein "Deadman's Lane" benannter Feldweg, wo eine Schar Franzosen, in den Hinterhalt gelockt, fiel, ein Grabhügel, der die Leichen der Gefallenen aufnahm, zeugen noch von den damals bei Carisbrook gelieferten Kämpfen. Etwas später hatte Heinrich VI. den sonderbaren Einfall, den Grafen von Warwick zum König der Insel Wight zu ernennen, ja, er krönte ihn wirklich als solchen. Allein die Zeiten der Insel- und Seekönige waren vorüber, und trotz seines ambitiösen Titels sicherte, als bald nachher die Kriege der Rothen und der Weißen Rose ganz England in blutige Anarchie stürzten, die abgeschlossene Lage dem kleinen "Königreich" eine beneidenswerthe Ruhe. Am Ende jener Kriege fiel die Insel für immer

an die Krone zurück und wurde seitdem durch königliche Gouverneure verwaltet.

Eine neue und letzte Invasion der Franzosen fand sechzig Jahre später, unter Heinrich VIII., statt. Es war in der Absicht, diesen Einfällen ein Ziel zu setzen, daß Heinrich die Errichtung von Küstenbefestigungen anordnete, zu deren Armirung jedes Kirchspiel der Insel eine Kanone zu liefern hatte, und die, obgleich zum Theil in verfallenem Zustand, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Den wirksamsten Schutz gegen Angriffe von außen gewährte aber der Insel das Aufblühen der Englischen Marine unter Elisabeth's Regierung. Im übrigen scheint es, als hätten die Einwohner seit alten Zeiten mit dem energischen Festhalten an ihren angelsächsischen Rechtsgewohnheiten das zufriedene Stillleben einer Insula fortunata vereinigt. Noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es in den Gauen von Ost- und West-Medina keine Rechtsgelehrte, und Sir John Oglander, ein Sohn der Insel, erzählt in seinen Memoiren aus dem achtzehnten Jahrhundert: er habe gehört und wisse, daß, als zu Sir George Careys' Zeit, im Jahr 1588, ein Advokat gekommen, um sich auf der Insel niederzulassen, derselbe auf seinen (Sir George Careys') Befehl mit einem Pfund brennender Lichter behängt und mit Schellen an den Beinen aus der Insel hinausgejagt worden sei; "so daß unsere Vorfahren hier ruhig und sicher lebten, da sie sich weder nach London noch nach Winchester zu bemühen brauchten; und wenn sie nach London gingen (was ihnen wie eine ostindische Reise vorkam), machten sie stets ihr Testament, indem sie keine Beschwerde der des Reisens gleich achteten."

Ihren merkwürdigsten historischen Moment erlebte die Insel im siebzehnten Jahrhundert, während des Aufenthalts Königs Karl I. in Carisbrook Castle, vom November 1647 bis zum November 1648. Die mißleitete Flucht von Hampton-Court; Karls zweideutiger Empfang auf der

Insel durch den Gouverneur Oberst Hammond; die schwankenden, langhingezogenen Verhandlungen mit Heer und Parlament; der schroffe Wechsel von Freiheit und Gefangenschaft; die vergeblichen Fluchtversuche; der Vertrag von Newport und endlich die gewaltsame Abführung des unglücklichen Königs nach dem gegenüberliegenden Hurst Castle, alle diese, die Katastrophe vom 30. Januar 1649 unmittelbar vorbereitenden Ereignisse haben der Insel Wight eine historische Bedeutung gegeben, wodurch sie in eine Reihe tritt mit den in unserer Zeit geschichtlich gewordenen Inseln Elba und St. Helena.

Diese Episode beschließt aber auch gewissermaßen ihre Geschichte. Die grelle historische Beleuchtung tönt sich zu milderen Farben ab. Sie sinkt zurück in glückliche insulare Vergessenheit. Wie eine Generation nach der andern dem Ackerbau, der Viehzucht, der Jagd und dem Fischfang oblag; wie die Wälder sich lichteten, wie ältere Orte verfielen und neuere aufblühten; welche Streitigkeiten bei den Wahlen ihrer sechs Parlamentsabgeordneten sich zutrugen; wie, durch zunehmenden Verkehr mit dem Festlande, allmälig etwa vorhandene insulare Sonderbarkeiten sich verwischten — alles das wird von keinem Geschichtschreiber erzählt. Erst von dem zweiten und dritten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts datirt sich der große moderne Aufschwung, dessen schon oben gedacht wurde: das Aufblühen der fashionablen Badeorte, die Anlage von mehr als hundert Landsitzen, darunter das königliche Osborne, die Vermehrung der stationären Bevölkerung von 30,000 auf 55,000—ein Aufschwung, welchen die Insel vor Allem dem Ruhme ihres südlichen Klimas und ihrer landschaftlichen Schönheit zu danken hat. Newport, mit jetzt 8000 Einwohnern, behauptet noch, wie in alten Zeiten, den Rang einer Hauptstadt und schickt von den drei der Insel gelassenen Deputirten zwei in's Parlament. Allein auch dort hat sich Alles erneuert, und nicht durch die Traditionen der Vergangenheit, oder das Gewicht einer privile-

girten Stellung, sondern durch ihr cultivirendes Beispiel, durch verschönernde Neubauten, durch literarische Institute, durch prompte Einführung aller Verbesserungen der städtischen und häuslichen Oekonomie, sucht die Hauptstadt ihren Vorrang zu verdienen und zu bewahren.

Der sonntägliche Regentag, so lang er sein mochte, ging gleich so manchem andern eintönigen Tag vorüber — weniger eintönig, weil es der erste am Meere war, dessen elementarische Frische doch zu uns herwehte, dessen Brandung die Seele in angenehme Träume einwiegte. Und mit der abendlichen Fluth leuchtete noch im Westen ein prophetischer Schein durch das Gewölk auf und die neue Woche brachte uns eine Reihe schöner Tage. Genußreiche Erstlingstage des geschäftlosen, göttlichen Nichtsthuns, des sorglosen Dahinlebens, der poetischen Ungebundenheit! Dort das Meer, dort die Berge, dort die felsigen Uferterrassen mit ihren Villen und Gärten, und wie das Spiel des Windes und der Wellen, in freier, strömender Bewegung verfließen die Stunden. Der Tag ist ganz unser Eigenthum. Keine Glocke, kein Pfiff der Locomotive, keine Sorge einer Versäumniß mahnt zur Eile. Wir wünschen und sollen nichts als hinauswandern, als am Ufer die reine Seeluft einathmen, in den bewegten Wellen uns erfrischen, oder die Höhen besteigend, uns der wechselnden Landschaft freuen. Dazu der Reiz einer neuen Umgebung, die Ueberraschungen und Entdeckungen, die nach allen Seiten unser warten! Nichts gleicht dem lebhaften Genusse solcher ersten Eindrücke, und nirgends empfindet der Mensch nach langer, anhaltender Arbeit lebhafter die Expansion, deren seine Natur bedarf, als am Ufer jenes weiten, wogenden Horizontes, dessen immer bewegte Fläche mit den vorüberziehenden Schiffen das Bild der Unendlichkeit und Freiheit vor die Seele ruft. Auch der öde Strand, die kahle Sanddüne sind von dem Hauch dieser Poesie des sinnlich Unend-

lichen umwittert. Erhebt sich aber das Ufer in einer malerischen Küstenlandschaft, in schroffen Klippen, in grünen bewaldeten Bergen, im Glanze anmuthiger Wiesenthäler, und erblickt das Auge zugleich an ihren Abhängen die thätige Gegenwart moderner Cultur, ohne den Verfall des Alters wie ohne den Lärm und die Eintönigkeit des Alltäglichen, so haben wir eine Vereinigung von Elementen, die dem Genuß des Ausruhens eine reiche Abwechslung und gesunde Dauer verheißen. Wir waren ganz in der Stimmung, in solchem Sinne zu leben, und gestanden uns in kurzem gern, daß wir keinen reizenderen Aufenthalt hätten wählen können als den, an welchem wir uns befanden.

Ventnor war noch vor dreißig Jahren ein Fischerdorf mit einem halben Dutzend Hütten, einer Grützmühle, einer kleinen Schenke und einem etwas größeren Hotel für Reisende. Um jene Zeit äußerten medicinische Autoritäten in England die Meinung, daß das Klima der 'Undercliff' dem des südlichen Italiens und Madeiras wenig nachstehe und die dortige Küstengegend wegen ihrer milden, geschützten Lage eben so empfehlenswerth sei als Krankenaufenthalt im Winter, wie als Seebad im Sommer. Die Folge dieses Ausspruchs war eine von Jahr zu Jahr zunehmende Colonisation des so begünstigten Landstrichs, besonders in der nächsten Umgebung von Ventnor. Bald vermochte das Hotel den Zudrang der Fremden nicht mehr zu fassen. Neue Häuser entstanden mit dem rasch wachsenden Bedürfniß in bunter Unordnung an den Abhängen der Berge. Am Strande wurden Badevorrichtungen getroffen, die Industrie errichtete eine Reihe von Kaufläden, Wege und Fahrstraßen wurden durch den Wald und den Uferfelsen entlang angelegt, bis an der Stelle des unscheinbaren Fischerdorfs das freundliche Städtchen mit 2500 Einwohnern aufgestiegen war (der Hauptort der Undercliff), als welches Ventnor heutzutage erscheint. Städtisch elegant wie Ryde, macadamisirt, mit Trottoirs versehen, mit

Gas erleuchtet, im Besitze eines Telegraphenbüreaus, einer Anzahl von Lesezimmern, mehrerer großer Hotels und jeder Art häuslichen Comforts, hat der Ort dennoch in seiner ganzen Erscheinung den naturwüchsigen Ausdruck seiner Entstehung bewahrt. Keine einförmige, blendende Häuserreihe zieht sich maueartig, wie in St. Leonards oder in Brighton, dem Strande entlang. Zwanglos verstreut erheben sich die Häuser, vom Ufer aufwärts, an den terrassenförmigen Abhängen der untern Klippe, jedes mit seiner Umgebung von Grün und Gartenanlagen, jedes mit seinem Namen; und indem man, vom Meere aufsteigend, die Hauptstraße des Orts erreicht, deren gewundene Linie etwa hundert Fuß über dem Strande, in der Mitte zwischen der obern und untern Stadt, der Küste parallel läuft, erinnert auch dort die Natur nach allen Seiten an ihre Nähe. Hier Durchblicke zwischen den Häusern auf das Meer in der Tiefe, dort in freundlicher Nähe die grüne, schützende, sechshundert Fuß hohe Bergwand im Hintergrunde und an ihrem Fuße, in die Stadt sich verlierend, ein wellenförmiges Längenthal, durchschnitten von Gärten, überragt von Felsen, erfüllt von der üppigsten Vegetation. Die Einsamkeit und Abgeschlossenheit eines Dorfes vereinigt sich so an diesem reizenden Erdfleck mit dem Comfort einer Stadt, und nach der ersten Wanderung fühlt man sich in so angenehmer Umgebung heimisch und zu Hause.

Allgemein waren die Klagen der kaufmännischen, wohnungsvermiethenden Bevölkerung wegen des schlechten Sommers, der eine so spärliche Ernte von Fremden brachte, Klagen, die sich begreifen, wenn man weiß, daß eine ganze zahlreiche Klasse der Bevölkerung der Badeorte geradezu vom Wohnungvermiethen lebt. Uns aber, die wir nicht suchten was wir verlassen, schienen Strand und Wege hinreichend bevölkert, wenn wir früh Morgens zum Bade an's Meer hinunter stiegen. Geschah es, daß wir uns etwas verspätet, so spazierten gewiß schon mehrere Exemplare der schlanken

englischen Miß in dem unvermeidlichen runden Hut an der Esplanade auf und ab, der Sitte gemäß ihr wellenfeuchtes, fliegendes Haar im Morgenwinde trocknend. Andere ihres Geschlechtes saßen schon lesend auf den Bänken am Ufer, oder betraten eben mit leichtem Fuß die in den Badekarren führende Planke, indeß, weiter hinunter, eine Kindergesellschaft, gefolgt von den anfeuernden, laut schreienden Treibern, auf Eseln herantrabte, oder ein rothbackiger Gentleman, die Hände in den Taschen, die Cigarre im Munde, mit dem Matrosen wegen einer Kahnfahrt Unterhandlung pflog. Von einer der höher liegenden Terrassen erschallt die Musik von Blasinstrumenten mit hellen Klängen durch die morgendliche Luft: "Wenn die Schwalben heimwärts ziehen", ein Straußischer Walzer, die "Gnadenarie"; denn dort agirt eine jener zahlreichen, zigeunerartig umherziehenden "Deutschen Banden", denen man überall und zu allen Jahreszeiten in England begegnet. Mittelst des Fremdenblatts finden sie bald die Wohnungen ihrer Landsleute heraus, und noch oft werden sie ihre Tänze, Lieder und Ouvertüren auch uns aufspielen.

Kehren wir eine halbe Stunde später erfrischt aus dem Bade zurück, so hat sich der Strand wieder verändert. Jene nachlässig elegant gekleideten Herren, mit den dunkeln bärtigen Gesichtern unter dem grauen Filzhut (meistens späte Gäste am Ufer), lassen leicht den slavischen Typus erkennen. Ihnen gehören die in kow, ew, ine endenden Namen der Fremdenliste, und so flanirt man auf den Boulevards von Moskau und Petersburg. Dicht hinter ihnen fährt eine korpulente ältliche Dame, mit einer Begleiterin zu Fuß, im Rollwagen. An der Gartenmauer dort haben Obstkarren Platz genommen und statt der deutschen Bande bewegt ein italienischer Orgelmann die Herzen des Publikums mit Melodieen aus Norma und der Traviata, oder ein Duo künstlicher Neger (eine augenblicklich in England sehr beliebte Virtuosengattung) klimpert mit Violine und Guitarre herum, bis an den offenen

Fenstern für ihre mit heiserer Stimme gesungenen Yankee-lieder ein [illegible] Publikum finden. Noch sitzen dort die [illegible] im [illegible] am Strande, und gefällt es uns, so nehmen wir in ihrer Nähe Platz. Die Epoche der [illegible] [illegible]-Romantik ist unwiederbringlich ver-gangen, aber [illegible] sind und bleiben diese herz-[illegible] [illegible] [illegible] dicht an laut [illegible] [illegible] [illegible] freie Umherschweifen der [illegible] [illegible], die immer das Element dem vorüber-gehenden [illegible] nach allen [illegible] folgen. Wollen wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], so strecken wir uns auf dem [illegible] [illegible] Geröllboden kleiner glatter Steinchen aus, mit denen das Meer den Sandboden des Strandes [illegible] [illegible] hat. Noch feucht von dem [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible], läßt man diese [illegible] mit der [illegible] [illegible] Zeit spielend durch die Finger [illegible] [illegible] der [illegible] und freut sich, wenn [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] "Isle of Wight [illegible]" [illegible] [illegible] zum Vorschein kommt.

Indem die [illegible] sich [illegible] und die Sonne ihrer Mittagshöhe [illegible] [illegible] sich allmälig die Gesellschaft am Strande, um sich in den [illegible] Nachmittags- oder Abend-stunden [illegible] [illegible] zu [illegible]. Die Musik verstummt, die Badekarren stehen verlassen, die [illegible] schlafen auf den Ruderbänken, das Meer glänzt in ruhigem dunklen Blau, tiefe Stille und Einsamkeit liegt über der besonnten Küste ausgebreitet. Vielleicht legen wir im Schatten jener ver-streuten, kolossalen Felsblöcke ruhend, deren Fuß noch vor Kurzem vom Wellenschaum benetzt wurde, unsere Träumereien noch ein Weilchen fort. Oder wir erklimmen den nach "[illegible]" hinaufführenden steilen Fußpfad, lesen dort im Gartenpavillon die Zeitungen, verfolgen mit dem Fern-rohr die wettfahrenden Yachten, die langhingezogenen Dampf-

säulen großer Schiffe fern am Horizonte und conversiren mit den Fremden über die neuesten politischen Ereignisse.

Nachher kommt die Siesta, nach dieser die Nachmittags- und Abendstunden, die wieder neue Bewegung an's Ufer bringen. Die Esplanade wird dann der Corso, wo Alt und Jung sich zum Spaziergang sammelt. Kühlend weht der Abendwind vom Meere herüber; die Küstenlandschaft liegt verklärt in duftigem Farbenglanz; ein Boot nach dem andern stößt vom Strande in die von der sinkenden Sonne beleuchteten Wellen. Langsam verschwindet dann das Licht des Tages hinter den Bergen. Aber schon ist der Mond im Osten sichtbar geworden, und während das Abendroth noch mit ahnungsvollen Farben glänzt, ergießt er schon sein magisches Halblicht über die dämmernden Meereswogen. Bald verlängert sein zitternder Schein sich in langem, goldglänzenden Strome bis an's Ufer. Die Küstenberge liegen in zauberhafter Dämmerung. Nur hie und da schimmert ein Licht aus den Häusern. Kähne tauchen dunkel in dem glänzenden Strome auf und verschwinden wieder. Ein großes Schiff geht der Küste nahe vor Anker. Nichts unterbricht die nächtige Stille als das gleichförmig wiederkehrende Rauschen der Wellen, die in rastloser Bewegung dem Ufer zueilen.

Doch der Strand ist nicht der einzige und Hauptvergnügungsort unserer Villeggiatur. Genußreichere, mannigfaltigere Abwechslung verheißt für manchen schönen Tag die Küstenlandschaft der Undercliff, ringsum und in meilenweiter östlicher und westlicher Erstreckung von Ventnor. Gunst der Lage und üppige Fruchtbarkeit des Bodens haben hier mit elementarischen Begebenheiten zusammengewirkt, um auf engem Raume jene Fülle romantisch kühner und idyllisch reizender Sceuerie zu vereinigen, welche die "Undercliff" genannte Südostküste der Insel gleichsam zum Paradiese des Gartens erhebt. Im Hintergrunde die grüne Hügelkette der Dünen, von

Fenstern für ihre mit heiserer Stimme gesungenen Yankee-lieder sich zahlungswillige Zuhörer finden. Noch sitzen dort die Schönen im Amazonenhut am Strande, und gefällt es uns, so nehmen wir in ihrer Nähe Platz. Die Epoche der Heineschen Nordseebilder-Romantik ist unwiederbringlich vergangen; aber Naturschwelgerei sind und bleiben diese herzstärkenden, lungenerweiternden Athemzüge dicht an laut heranschäumenden Meereswellen, dieses freie Umherschweifen der entfesselten Gedanken, die über das Element den vorüberziehenden Schiffen nach allen Weltgegenden folgen. Wollen wir noch bequemer ruhen, noch ruhiger hinträumen, so strecken wir uns auf dem sanft gesenkten Geröllboden kleiner glatter Steinchen aus, mit denen das Meer den Sandboden des Strandes fußtief überschüttet hat. Noch feucht von dem Schaume der Fluth, vielfarbig, vielgestaltig, läßt man diese Steinchen mit der unmerklich verrinnenden Zeit spielend durch die Finger gleiten, sammelt die glänzendsten und freut sich, wenn unter ihnen einer der sogenannten "Isle of Wight Diamonds" durchsichtig glänzend zum Vorschein kommt.

Indem die Fluth sich verläuft und die Sonne ihrer Mittagshöhe zueilt, verliert sich allmälig die Gesellschaft am Strande, um erst in den späteren Nachmittags- oder Abendstunden sich wieder zu sammeln. Die Musik verstummt, die Badekarren stehen verschlossen, die Kahnführer schlafen auf den Ruderbänken, das Meer glänzt in ruhigem dunklen Blau, tiefe Stille und Einsamkeit liegt über der besonnten Küste ausgebreitet. Vielleicht setzen wir, im Schatten jener verstreuten, kolossalen Felsblöcke ruhend, deren Fuß noch vor Kurzem vom Wellenschaum benetzt wurde, unsere Träumereien noch ein Weilchen fort. Oder wir erklimmen den nach "Vectishaus" hinaufführenden steilen Fußpfad, lesen dort im Gartenpavillon die Zeitungen, verfolgen mit dem Fernrohr die wettfahrenden Yachten, die langhingezogenen Dampf-

säulen großer Schiffe fern am Horizonte und conversiren mit den Fremden über die neuesten politischen Ereignisse.

Nachher kommt die Siesta, nach dieser die Nachmittags- und Abendstunden, die wieder neue Bewegung an's Ufer bringen. Die Esplanade wird dann der Corso, wo Alt und Jung sich zum Spaziergang sammelt. Kühlend weht der Abendwind vom Meere herüber; die Küstenlandschaft liegt verklärt in duftigem Farbenglanz; ein Boot nach dem andern stößt vom Strande in die von der sinkenden Sonne beleuchteten Wellen. Langsam verschwindet dann das Licht des Tages hinter den Bergen. Aber schon ist der Mond im Osten sichtbar geworden, und während das Abendroth noch mit ahnungsvollen Farben glänzt, ergießt er schon sein magisches Halblicht über die dämmernden Meereswogen. Bald verlängert sein zitternder Schein sich in langem, goldglänzenden Strome bis an's Ufer. Die Küstenberge liegen in zauberhafter Dämmerung. Nur hie und da schimmert ein Licht aus den Häusern. Kähne tauchen dunkel in dem glänzenden Strome auf und verschwinden wieder. Ein großes Schiff geht der Küste nahe vor Anker. Nichts unterbricht die nächtige Stille als das gleichförmig wiederkehrende Rauschen der Wellen, die in rastloser Bewegung dem Ufer zueilen.

Doch der Strand ist nicht der einzige und Hauptvergnügungsort unserer Villeggiatur. Genußreichere, mannigfaltigere Abwechslung verheißt für manchen schönen Tag die Küstenlandschaft der Undercliff, ringsum und in meilenweiter östlicher und westlicher Erstreckung von Ventnor. Gunst der Lage und üppige Fruchtbarkeit des Bodens haben hier mit elementarischen Begebenheiten zusammengewirkt, um auf engem Raume jene Fülle romantisch kühner und idyllisch reizender Scenerie zu vereinigen, welche die "Undercliff" genannte Südostküste der Insel gleichsam zum Paradiese des Gartens erhebt. Im Hintergrunde die grüne Hügelkette der Dünen, von

700 Fuß mittlerer Höhe, deren Hauptgipfel im Westen zu 830 Fuß ansteigt; 200 bis 300 Fuß tiefer ein wallartig gedehnter Klippenzug, dessen Felsmassen bald in frei stehenden kolossalen Formen von 100 Fuß Erhebung, bald in epheuübersponnenen Mauern, bald in cyklopischem, wild verstreutem Trümmergestein zu Tage treten; am Abhang der Klippenregion reich bebaute Terrassen, üppig grünende, bewaldete Quer- und Längenthäler, die malerisch auslaufen in die viel zerklüftete Küste, und nach vorn der große oceanische Prospekt — so erstreckt die Undercliff sich von East-End bis Blackgang Chine, in einer Länge von sieben englischen Meilen dahin, während zwischen den Bergen und dem Meere ihre Breite nirgends die Strecke von drei Viertelmeilen übersteigt. Jene elementarischen Ereignisse wurden durch die geologische Structur ihrer Basis bedingt. Die letztere besteht nämlich großentheils aus einer Mischung von Kreide und Mergel, die, durch Regengüsse oder den Anprall der Meereswogen erweicht, den darüber aufgethürmten Felsmassen keinen genügenden Widerstand entgegensetzt; das Ufer brach daher unter dem Drucke der höheren Schichten wiederholt zusammen und Land- und Felsenstürze gaben den Küstenabhängen eine veränderte Gestaltung.

Die letzten und allein historisch bekannten Landstürze dieser Art fanden in den Jahren 1799 bei Niton und 1818 am East-End statt, und über beide haben Nachrichten von Augenzeugen sich erhalten. Bei Niton sah man an dem verhängnißvollen Tage eine Landstrecke von fast hundert Morgen mehrere Stunden hindurch in wellenförmiger Fortbewegung. Häuser wurden verschüttet, Felder verwüstet, Wald und Unterholz entwurzelt, kolossale Felsmassen glitten vorwärts und stürzten, ihres Gleichgewichts beraubt, Alles mit sich fortreißend, in chaotischer Unordnung in's Thal und zum Strande nieder. Die Katastrophe von East-End war weniger großartig. Sie umfaßte ein Gebiet von nur zwanzig Morgen, war aber in ihren Wirkungen rascher und nicht minder ver-

heerend. Auch wurde diese Lokalität, da sie das neueste und bekannteste Beispiel eines Landsturzes darbot, zur Erinnerung an das Ereigniß von 1818, vorzugsweise mit dem Namen des Landslip belegt und als Landsturz par excellence erfreut sie sich bis auf den heutigen Tag eines weiten Rufes unter den Bewohnern der Insel. Den Landslip aufzusuchen, rieth ohne Bedenken unsere Wirthin, als wir uns in den ersten Tagen unseres Aufenthalts wegen eines Ausflugs bei ihr Raths erholten; und wenn man mit Bekannten die Schönheiten der Undercliff erörterte, rief die häufig wiederholte Frage: ob man am Landslip gewesen, mir unwillkürlich die Zeit nach einem Vesuvausbruch in's Gedächtniß, wo Excursionen nach dem jüngst geflossenen Lavastrome mehr als alles andere die Touristen in Neapel in Bewegung setzen.

An einem warmen, sonnigen Nachmittag machten wir uns denn nach jener viel gerühmten Gegend auf den Weg. Es war die nach Nordost führende Straße, deren Umgebungen bei unserer Ankunft in kalt feuchtem Nebel verhüllt lagen. Jetzt breitete die Landschaft sich in hellen Umrissen, in duftigem Farbenglanz vor uns aus. Aus den Gärten am Wege schimmerten die weißen Landhäuser, im Schmucke ihrer Myrthen und Lorbern, ihrer immergrünen Korkeichen und epheudurchwachsenen Eschen und Ulmen, freundlich herüber und ein sanfter Lufthauch füllte das Thal mit Blüthenduft. Bei den letzten Häusern von Ventnor öffnet sich durch die zurücktretenden Hügel eine Perspektive auf die See, doch nur um rasch von einer dicht begrünten Felswand wieder geschlossen zu werden. Noch eine Biegung des Weges und wir befinden uns am Eingang in das Thal von Bonchurch. Berge und Meer verschwinden hier hinter der Laubfülle eines prächtigen Haines kolossaler hundertjähriger Ulmen, welche die Fahrstraße zu beiden Seiten hoch und still überschatten. Ehe wir aber die stillen Hallen dieses Haines be-

treten, ladet etwas seitab vom Wege ein reizender Anblick zu flüchtigem Verweilen ein.

Ueber die von Schlingpflanzen, Epheu und graciösen Gewinden weißer Rosen bedeckte Hügelwand rauscht dort ein Quell cascadenartig in ein steinumfaßtes Wasserbecken nieder, aus dessen Mitte der silberhelle Strahl einer Fontaine aufsteigt. Schwäne rudern auf der glänzenden Fläche umher; am Rande des leise bewegten Wassers spiegeln sich zehn bis zwölf Fuß hohe Fuchsiabäume, bedeckt mit hunderten rother Blüthen. Nur schwer trennt man sich, so oft man vorüberkommt, von dem träumerischen Zauber dieser Stelle. Aber noch tiefere Einsamkeit umfängt uns, indem wir die Fahrstraße unter dem Schattendach der Ulmen entlang wandern. Zur Rechten beginnen bald die ländlichen Hütten des Dorfes Bonchurch; zur Linken, durch eine niedrige Steinmauer gegen die Straße eingedämmt, glänzt der hellgrüne Wasserspiegel von Bonchurch Pond, mit einer wahrhaft urwaldartigen Wildniß der üppigsten Waldvegetation an dem gegenüberliegenden, schroff ansteigenden Ufer. Hier ist eine jener alterthümlichen Lokalitäten der Insel, wo die Civilisation am wenigsten gelichtet, wo der einfache Typus des Fischerdorfs sich noch in voller Ursprünglichkeit erhalten hat. Moderne Villen liegen höher hinauf im Waldesgrün versteckt. Neben der Straße erblickt man ausschließlich niedrige strohbedeckte Hütten, meist umrankt von Epheu, von Rosen oder von Feigenbäumen, und umgeben von Gärtchen, in welchen, neben den Pflanzen des Hausbedarfs, der hohe Lorber, die stille Myrthe gedeihen. Doch die Strohdächer ruhen auf den festen Quadern des reichlich vorkommenden Sandsteins und aus den niedrigen Thüren sieht man wohlgekleidete, kräftige Gestalten hervortreten, das freie, gesunde Volk der Insel, das trotz seiner engen Verhältnisse Mangel und Noth nicht zu kennen scheint.

Ungefähr in der Mitte des Dorfes führen steinerne Treppen zwischen Häusern und Gärten zu den die Waldregion überhangenden Klippen aufwärts. Ein Felsenvorsprung, wegen seiner kanzelartigen Form "Pulpit Rock" genannt und schon aus weiter Ferne durch ein darüber errichtetes hölzernes Kreuz kenntlich, ist von der letzten Treppenstufe aus leicht zu erklimmen, und eine herrliche Aussicht über die Küstengegend um Ventnor lohnt reichlich für die kurze Mühe des Weges. Weiter hinauf erhebt sich, noch mehr als 300 Fuß oberhalb der Klippen, der Hauptbergzug der Undercliff, hier St. Bonifaze Down genannt, wie denn alle, auch die das Innere der Insel durchstreichenden Kreide-, Kalk- und Flintsteinhügel den Namen Downs (Dünen) führen. St. Bonifaze aber war ehemals der Schutzheilige des Ortes und Bonchurch selbst ist, den Etymologen zufolge, nichts als eine Abkürzung von Bonifaze Church. Der ununterbrochene Zug der wettergefurchten Klippen, die Höhe und Undurchdringlichkeit der Vegetation, das Alter des Dorfes, und mehr als alles dies die uralte Dorfkirche in sächsisch-normannischem Stil, bezeugen, daß der heilige Bonifazius diese seiner Obhut anvertraute Gegend wirksam beschützte, daß während der christlichen Zeiten dieses altromantische Gebiet sicherlich nicht durch Landstürze verwüstet wurde. Seit dem Beginn der modernen Colonisation der Undercliff ist jene alte Kirche außer Gebrauch gekommen und durch ein umfangreicheres Gebäude in neugothischem Stil ersetzt worden. Aber einer so herrlichen Lage dieses letztere mitten im Schatten hoher Ulmen (da wo die Straße, den Klippen nahe, sich nach Norden wendet) auch genießen mag, es hat nicht vermocht, den Ruhm zu verdunkeln, welcher den Namen der verlassenen "Alten Kirche" von Bonchurch umstrahlt. Wir wußten bereits, daß diese an dem nach dem Landslip führenden Wege gelegen sei, und dorthin richteten sich nun unsere Schritte, als wir, von den Klippen

niedersteigend, die Fahrstraße wieder erreichten. Immer von den Wipfeln der Ulmen umrauscht, wendet man sich, indem man am Ende des Dorfes die Hauptstraße verläßt, nach Süden abwärts. Gartenmauern und Außengebäude zeigen hier die Nähe großer Landsitze an; doch vergeblich sucht man die alte Kirche zu erspähen, ja wähnt sich einen Augenblick irre geleitet, da, bei einer neuen, abwärts führenden Biegung des Weges, die grünen Küstenhügel und hinter diesen das nahe Meer durch das Waldesdunkel aufschimmern. Aber bald schwindet unsere Täuschung; denn noch eine kleine Strecke und zur Rechten erhebt sich, unter dem Ulmendach, aus der Mitte eines gartenartigen Friedhofs, das alte Kirchlein des heiligen Bonifazius.

Etwas ländlich alterthümlicheres kann man nicht sehen als dieses Denkmal früher christlicher Zeit, diese alte Kirche fuori le mura, ein Gebäude etwa 35 Fuß lang, 16 Fuß breit und 20 Fuß hoch, erbaut aus grauen Sandsteinquadern, überwölbt von einem schrägen, mit rothen Ziegelsteinen gedeckten Dach, von Epheu und Rosen überrankt. Eine Frau aus dem Dorfe öffnete uns das in den Friedhof führende eiserne Thor, und durch einen schmalen, massiven Ausbau traten wir in das Innere. Auch hier überall das Bild primitivster Einfachheit: hölzerne Bänke, eine hölzerne Kanzel, alterbraunes Gebälk, an den weißen Wänden verblaßte Spuren alter Freskobilder — sonst kein Schmuck irgend welcher Art sichtbar. Ihr hohes Alter, die Naturstille ihrer Umgebung, ihre Lage in der Nähe des Meeres sind der wahre Schmuck und Zauber von Old Bonchurch, und unter dem stillen Einfluß ihrer Nähe versteht man das Verlangen derer, die in ihren Jugendjahren, als sie diese Haine, diese Küstenhügel durchstreiften, ihr Glöckchen schallen hörten, nach den Stürmen des Lebens nach Old Bonchurch zurückzukehren, in ihrem kühlenden Schatten begraben zu sein.

Eine der Altarwand eingemauerte Gedächtnißtafel von weißem Marmor bezeichnet die Grabstätte eines dieser Wan-

derer, des Admirals Hill, und nicht ohne Rührung liest man die Grabschrift: "Ubi dies pueriles, eheu fugaces, vigebam, ibi meorum desiderio defunctum retineri velim;" Worte, durchweht von der Sehnsucht des Vielgewanderten nach der alten Heimath. Unwillkürlich erinnerte ich mich, indem ich sie las, der mir schon früher bekannten Geschichte eines andern Seemanns der Insel, des Admirals Hobson. Hobson war der Sohn armer Bauern in Brixton, an der Südwestküste und erhob sich während der großen Seekriege des vorigen Jahrhunderts durch Thaten der Kühnheit vom gemeinen Matrosen bis zu den höchsten Stellen in der Englischen Marine. Als Schiffscapitain kehrte er nach einer Reihe von Jahren nach England zurück und eilte sofort, seine alten Eltern in ihrer Hütte in Brixton aufzusuchen. Die Alten erkannten den stattlichen Fremdling nicht, der so vertraulich bei ihnen einsprach, bis dieser plötzlich, zuerst in leisen Tönen, dann immer kräftiger und heller, ein altes Lied anstimmte, das der Vater dem Sohn in früher Jugend gelehrt, wenn sie Abends vom Felde heimkehrten. Wie Schuppen fiel es jetzt den Alten von den Augen und unter Thränen sanken Sohn und Eltern einander in die Arme.

Unter den Gräbern des Kirchhofs zeigt man das Grab des letzten Vicars von Old Bonchurch. Derselbe verfaßte ein seiner Zeit viel gelesenes Erbauungsbuch, betitelt: The Shadow of the Cross, und Freunde des Buchs und des Verfassers haben über seinem Grabe ein eisernes Kreuz so anbringen lassen, daß, so oft die Strahlen der Sonne darauf fallen, das Grab im "Schatten des Kreuzes" ruht. Eine wohlgemeinte Huldigung für den Todten; nur erscheint die zu Grunde liegende Symbolik dem Besucher erkünstelt, an einer in sich so naturwüchsig poetischen Stelle wie diese.

Den Waldesschatten des Kirchhofs verlassend, gelangt man bald an die offene Küste, wo ein Fußsteig in einer Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß über dem Strande durch

üppiges Wiesenland allmälig nach Osten aufwärts führt. Kein Zeichen verkündet, daß man der revolutionairen Lokalität des Landslip so nahe ist. Zur Rechten das Meer, zur Linken die Wald- und Klippenregion von Bonchurch, zwischen beiden das wellige Wiesenland, Alles im Glanze des Sommergrüns und des Sonnenlichts um uns ausgebreitet. Hier, gegen die Klippen zu, eine Meierei, dort eine Schafheerde friedlich auf der Grasflur weidend. Indem man höher ansteigt, erscheinen Felsblöcke von mäßiger Größe, bunt umher gegen den Wald zu über das Wiesenland verstreut. Die Waldregion macht einer reichen Fülle von Unterholz Platz, dichtem, von Schlingpflanzen durchwachsenem Gebüsch von Nuß-, Schleedorn-, Maulbeer-, Vogelbeerbäumen; die Grasfläche wird von Wachholdersträuchen, Farrnkraut, Moos und Blumen verdrängt und überall her, in den Bäumen, von den Felsen, glänzt das grüne Gewinde des Epheus. Bei jedem Schritt wächst jetzt die Zahl, die Größe, die malerische Unordnung der Felsblöcke, die Fülle der sie üppig umbuschenden und überwuchernden Vegetation. Gewaltig steigt landeinwärts, den steilen Bergabhang überragend, ein schroffer Klippenwall auf, der Fußpfad verengt sich zwischen den Felsentrümmern und führt in reizenden Windungen dahin durch die idyllische Wildniß. Dies ist der Landslip, dies jener Schauplatz wilder Zerstörung, nur daß über die chaotische Verwirrung die Natur ihren grünen Mantel mildernd ausgebreitet hat.

Weiter und weiter fühlt man sich in den Zauber der Landschaft hinaus gelockt, und melodisch, wie aus ferner Erinnerung, füllen arkadische Klänge vom Hirtenleben, von alter Natureinsamkeit, vom Flötenbläser Pan und seinem Gefolge von Satyrn und Faunen, unwillkürlich die Seele. In Deutschland erfreut sich die Dornhecke mit dem schneeigen Flor weißer Blüthen ihres Antheils poetischer Verherrlichung im Garten der Dichtung; aber jene, oft über zwanzig Fuß hohen, mit weißen oder rothen Blüthen überschütteten

Dornbäume, wie das oceanische Klima von England sie hervorbringt, jenes reizende Phänomen ganzer Dornbaumhaine, wie dieser Landslip es bietet, kennt man bei uns nicht. Die schirmartige Breite ihres Blätterdachs, getragen von einem verhältnißmäßig kurzen, zierlichen Stamm, die Fülle zarter Zweige, Blüthen und Blätter, das üppig hindurchbrechende Schlinggewächs, die malerische Vertheilung der Bäume zwischen den Felsblöcken, auf dem gras- und blumenbedeckten Boden, Alles umweht den Dornbaumhain mit dem eigenthümlichen Reiz der Idylle. Oefter findet man mehrere Stämme zusammengewachsen, wodurch ein hüttenartig gewölbtes Dach entsteht, unter welchem umgestürzte Felsblöcke sich als Tische und Bänke darbieten, eine Behausung, wie geschaffen für die alten Götter des Waldes. In ihrer Abwesenheit lassen wir uns in einer solchen Hütte nieder, um einen ländlichen Imbiß zu nehmen. Eine andere Gesellschaft lagert schon weiter hinauf, auf einer breiten Felsplatte, um ein knisterndes Feuer, dessen blaue Dampfwolke langsam in die heitere Luft aufsteigt. Es ist die abendliche Theestunde, und die Theemaschine, die den Engländer über das Meer, auf den Aetna und die Höhen des Himalaya begleitet, spielt auch hier ihre sociale Rolle. Anmuthige Kindergestalten, im Strohhut und hellen Sommerkleid, klettern an den Felsen umher; aus dem Gebüsch tönt der Gesang der Drossel, aus der Tiefe das Rauschen der Meereswellen.

Nach kurzer Rast setzen wir unsern Weg durch Arkadien fort. Die Länge des Landslip beträgt ungefähr eine englische Meile und in reizender Abwechslung erneuert sich bei jedem Schritte das idyllische Chaos. Endlich gelangt man, immer allmälig ansteigend, auf die Höhe von Luccomb Chine, einer Bergkluft, die das Gebiet des Landslip gegen Osten begrenzt. Solcher Bergklüfte oder Chines bietet die Insel mehrere; Luccomb Chine aber steht unter denselben in erster Reihe. Es ist eine tief ausgehöhlte Bergfurche, offenbar durch Wassergewalt

gebildet, und an ihren Abhängen zu beiden Seiten mit einer prächtigen Waldvegetation geschmückt. Der tosende Sturzbach, der in frühern Zeiten die Kluft durchbrauste, ist freilich jetzt zu einer zahmen Cascade zusammengeschrumpft; allein die kühlen waldigen Ufer, das rauhe Felsenbett, die schroffen, vielgefurchten Abhänge, der weite Durchblick auf die See, bleiben immer noch, sie mit dem Hauche lebendiger Schönheit zu umwehen.

Leider gestattete das Herannahen des Abends uns nicht, unsern Spaziergang auch nach dem am jenseitigen Ufer der Kluft gelegenen Dorfe Luccomb auszudehnen. Wir stiegen den steilen Fußpfad am Abhange der Bergkluft zur Küste nieder, wo ein halbes Dutzend Fischerhütten am Strande den Namen des Dorfes Dunnose führen. Wenn die Küsten der Insel arm sind an Seefischen (und diese Armuth ist so auffallend, daß die Fischhändler der größeren Orte gemeinhin ihren Bedarf vom Billingsgate-Markt in London beziehen), so schwärmen dagegen ihre Gewässer von Seekrebsen und Hummern, Meeresprodukten, deren Vorzüge man in England nicht weniger zu schätzen weiß. Den Fischern bleibt also immer noch ein gewinnreiches Feld der Thätigkeit; ja Seekrebs und Hummer kreuzen sich gewissermaßen im Wappen der Insel und viele der älteren Gasthöfe tragen den verheißungsvollen Namen 'Crab- und Lobster-Inn'. Als wir nun die erste Hütte am Strande erreichten, fiel uns sofort ein Feuer in die Augen, über dem ein mächtiger eiserner Kessel voll frischgefangener Hummern und Seekrebse dampfte. Nicht weit davon saßen, auf Blöcken des den ganzen Strand weithin bedeckenden Felsgerölls, zwei Fischer, eifrig beschäftigt, die beim Krebsfang gebrauchten Körbe auszubessern; auch sie, wie alle Bewohner der Insel, von gesunder, kräftiger Erscheinung, freundlich bereit unsere Fragen nach ihrem Geschäft, wie nach der von uns einzuschlagenden Straße zu beantworten. Ein solid gepflasterter Weg führt an der Reihe der

Hütten vorüber, und hinter jeder derselben ist dem schroff aufsteigenden Bergabhange ein wohlbebautes Gemüsegärtchen abgewonnen. Durch die geöffneten Thüren sahen wir in reinliche, freundliche Zimmer; die Hinterwand eines derselben zeigte, mit großer schwarzer Schrift eingegraben, die Worte: "Christ is all". Man genießt bei diesen Hütten die herrlichste Seeluft und eine entzückende Aussicht öffnet sich gegen Nordosten, über die Höhen von Shanklin hin, nach den Whitecliffs von Sandown Bay. Wir priesen die schöne Lage des Ortes gegen einen Alten, der, behaglich vor seiner Hütte sitzend, seine Pfeife schmauchte, und heiter stimmte er unserem Lobe bei; nur im Winter, bei Schnee und Eis, werde es ihrer kleinen abgeschlossenen Gesellschaft oft einsam zu Muthe. — So leidet denn doch diese, als Englisches Madeira gerühmte Küste während des Winters von den Drangsalen des Nordens? — Ja, die Thatsache ist nicht zu läugnen. Es verhält sich, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, mit ihrem Ruhme wie mit dem "Ewigen-Frühlings-Klima" des sagenberühmten Thales von Kashmir, dessen Ortschaften nicht selten drei Monate lang in dem blendenden Weiß des Bergschnees glänzen. Aber jetzt wehte nur die erquickende Kühle des Sommerabends um uns her und wiederholt weideten wir uns, indem wir den Felsenpfad nach dem Landslip zu hinanstiegen, an dem Rückblick auf die pittoreske Küstenscenerie, auf die weite oceanische Fläche zu unsern Füßen. Als wir die Höhe des Landslip erreichten, war die Sonne schon hinter den westlichen Bergen versunken. Im Osten erhob sich aus weißblauem Nebel der blasse Vollmond und in froher Stimmung kehrten wir durch das duftige Zwielicht, an der alten Kirche vorbei, durch das ulmenumrauschte Thal von Bonchurch nach Ventnor heim.

Nicht weniger reich an Naturschönheiten als der nordöstliche Theil der Undercliff sind die nächsten Umgebungen von Ventnor gegen Norden und Westen. Hier zweigt, am

Ende des Ortes, eine Chaussee sich ab, die in weiten Windungen an den Abhängen der Dünen aufwärts führt, und nachdem sie eine beträchtliche Höhe erreicht, in nördlicher Richtung das Hügelland des Innern der Insel bis nach Newport und Cowes durchschneidet. Eine Fülle reizender Aussichten über das Thal von Ventnor und Bonchurch, über die weiter westlich gelegene Küstenlandschaft von Steephill und St. Laurence erfreut auf diesem Bergwege das Auge des hinan- wie des hinabsteigenden Wanderers. Auf der Höhe angelangt, kehrt er gern für eine Weile dem Meere den Rücken und durchstreift die schattige Einsamkeit der dort sich öffnenden grünen, reich angebauten, bewaldeten Längen- und Kesselthäler, umweht von der vereinten Frische der Seeluft und der Luft der Berge. In dem Garten einer anmuthig gelegenen Meierei hingelagert, erfrischt ihn ein Glas reiner Landmilch, dergleichen die Hauptstadt nicht so leicht bietet, und zufrieden lauscht er dem Läuten der Kuhglocken, den Klängen eines aus den geöffneten Fenstern des Farmhauses hertönenden Pianos; denn jenes strohgedeckte Gebäude, mit den niedrigen, epheuumsponnenen Wänden, umschließt mehr Comfort und Bildung, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Herrlich ist es dann, das innere Thal verlassend, im Glanze der Nachmittags- oder der Abendsonne, von der Höhe des Weges an den grünen Abhängen langsam wieder an die Küste von Ventnor nieder zu steigen.

Freunde des Bergsteigens lockt die, Ventnor wie Bonchurch gegen Norden schützende, Bergwand von St. Bonifaze Down zu einem viel verheißenden Ausflug. Unmittelbar nach unserer Ankunft hatte ich mir vorgenommen, diese Höhe zu erklimmen, und da keine Begleiter sich finden wollten, führte ich eines hellen Morgens meinen Vorsatz allein aus. Ich wählte den kürzesten Weg, unmittelbar hinter den Gärten von Ventnor. Der Abfall des Berges ist hier sehr steil und kahl, ohne hervorstehende Felsen, ohne Bäume und Ge-

sträuch, nur von Gras und Feldblumen bedeckt. Den einzigen Anhalt und Ruhepunkt gewähren hier und dort enge, vom Regen ausgewaschene Furchen. Das Ansteigen ist aus diesem Grunde nicht ohne Beschwerde und mancher Schweißtropfen fiel unter den Strahlen der Sommersonne, bis ich die Kammhöhe erreicht hatte. Hier genießt man eine prächtige Fernsicht über das Thal von Ventnor und die ganze Undercliff von East-End bis Blackgang Chine. Am Horizont erschienen zahlreiche Segel. Der Küste der Insel nahe erkannte ich, nicht weit von einem gegen die Schmuggler ausgeschickten Revenue Cutter, das Vergnügungsdampfboot, das wöchentlich einmal von Cowes aus die ganze Insel umfährt. Weiter nordwärts jedoch steigt die Düne zu noch größerer Höhe auf, und nach kurzer Rast eilte ich, den höchsten vor mir liegenden Punkt zu erreichen. Die Erhebung ist nun sanft und allmälig und verflacht sich zuletzt in eine Hochebene, deren Boden in großen Strecken von Wachholder, Farrngebüsch und prachtvollem, purpurn blühendem Haidekraut überwuchert ist. Auf den grasbewachsenen Stellen zeigen sich weidende Kühe, Esel und Pferde. Dort eine Hirtenhütte in primitivster Gestalt, bienenkorbartig aus Erde und Gezweig errichtet; an andern Orten ist das Wachholdergebüsch abgebrannt, um dem Ackerbau Platz zu machen. Während nun die südliche Küstenlandschaft der Undercliff in der Tiefe verschwindet, öffnen sich Durchblicke auf die nahen Thäler und Hügel des innern Landes. Noch wenige Schritte und ich befand mich auf dem Gipfelpunkt der Düne, von wo aus ich mit Einem Blicke fast die ganze Insel überschaute.

Im Süden der Kanal, im Norden der Solent und der Continent von Hampshire und Dorsetshire, östlich der weit geschweifte Busen von Sandown Bay, mit den Kreidefelsen der Whitecliffs; westlich, weithin schimmernd, der Leuchtthurm von St. Katharines Point, in weitester Ferne dahinter die schneeweißen Klippen von Freshwater Bay, deren Um-

risse ungewiß mit den Morgennebeln des Horizonts verschwammen. Auch nach Cowes zu lagerte ein Nebelschleier über der Landschaft. Dennoch war genug von dem Innern der Insel aufgehellt, um ein Gesammtbild ihrer Gestalt, ihrer Größe, ihres anmuthigen Wechsels malerischer Hügelformen, reich bebauter Felder, grün glänzender Wiesen und weit verbreiteter Bewaldung vor die Seele zu führen. An den östlichen Rand des Plateaus vordringend, sah ich hinab in die reizenden Thäler von Luccomb und Shanklin, nordwärts erkannte ich deutlich den schönen Park von Appuldurcombe und die bewaldeten Hügel von Newport. Nur ein Theil der Nordwestküste bleibt hinter St. Catharine's Hill, dem höchsten Gipfel der Insel, verborgen.

Es liegt außer meiner Absicht, chronikartig den ferneren Verlauf unserer Villeggiatur zu schildern: die Regen- und die Sonnentage, die dunkeln Sturm- und die stillen Mondnächte, die genußreichen Excursionen zu Wasser und zu Lande, an deren wechselnder Schönheit wir uns erfreuten. Aber der Leser, der uns auf unsern Wanderungen bis hierher gefolgt ist, wird vielleicht nicht abgeneigt sein, noch an einem letzten Ausfluge theilzunehmen, einer Streiferei durch den westlichen Theil der Undercliff, zwischen Ventnor und Blackgang Chine, von welchem bisher die Ferne nur halb verhüllte Formen erkennen ließ. Zahlreicher noch als im Osten sind hier große und kleine Landsitze verstreut und Gartenmauern, Umzäunungen, Warnungstafeln stellen nicht selten dem weiteren Vordringen des Wanderers Schranken entgegen. Diese auffallend große Absorption der Landschaft durch den Privatbesitz ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit der englischen Cultur, gerade wie die Tendenz des Individualisirens in der Namengebung,[1] welche letztere um so bemerkenswerther ist, als

[1] Als Beispiel will ich die Hauptstraße von Ventnor erwähnen, welche in einer Länge von fünfzehn Minuten drei verschiedene Namen führt.

Bauart und innere Einrichtung der Häuser und Ortschaften eine fast communistische Gleichförmigkeit darbieten. Nichts destoweniger gestatten beide Seiten der Landstraße Raum genug zu freiem Umherstreifen, und wo der Zutritt verwehrt ist, bleibt doch dem Auge der Hinblick über die Landschaft unverkümmert.

Wir hatten während der ersten Wochen unseres Aufenthalts bereits mehrere Stationen auf dem Wege nach Blackgang zu wiederholten Malen besucht. Dann waren jene Tage der Ruhe gekommen, wo es Genuß war, Meeresnähe und Küstenlandschaft zu vergessen über ruhiger Arbeit und Lectüre (wie man, nach dem ersten schwelgerischen Genusse Rom's sich aus den Museen, Kirchen, Ruinen und Gemäldegalerieen der ewigen Stadt auf's Land flüchtet, um ein Gegengewicht zu finden gegen die Ueberfülle verwandt wirkender Eindrücke); dann wieder hatten Regentage uns freiwilligen Hausarrest auferlegt. So geschah es denn, daß die lang beabsichtigte Tour nach Westen von Tage zu Tage verschoben wurde und das Ende unseres Inselaufenthalts herannahte, ehe noch unsere Unternehmungen das ganze Gebiet der Undercliff umfaßten.

An einem umwölkten, aber milden Morgen befanden wir uns endlich mit der Stagecoach auf dem Wege nach Blackgang. Rasch trabte das feurige Viergespann zwischen den wohlbekannten, wie mit Cascaden von Schlingpflanzen überströmten Hecken, zwischen den durch bewaldete Hügel begrenzten Wiesen, zwischen den sorgfältig bebauten Terrassen am Abhange der Felsen entlang. Neben uns auf der Kutsche ein altes Ehepaar, das seinen Gefühlen in reichlich verschwendeten Adjectiven: lovely, splendid, charming, delightful, Luft macht; auf dem vordern Sitze, neben dem Kutscher, ein kleines Bürschchen, das mit großer Wichtigkeit von den Bauplänen seines Großvaters erzählt, der beabsichtigt, weiter hinauf ein großes Hotel anzulegen. Alles ringsum berührt

uns wie mit heimathlichen Eindrücken. Dort, in gerader Linie mit der Fahrstraße, schaut schon der braune Thurm des reizend gelegenen Steephill-Castle über die Baumgipfel her. Dieser Seitenpfad führt durch das Gebüsch nach Bankend-farm nieder, in deren seewärts gelegnem Garten wir so manches ländliche Vesperbrod genossen haben. Jetzt umschattet prächtiger Hochwald, urwaldartig üppig, die Straße. Unter seinem Laubdach erheben sich, etwas seitab vom Wege, die Hütten von St. Lawrence, und deutlich vernehmen wir im Vorüberfahren das Rauschen der weitberühmten St. Lawrence's well, deren krystallhelles Wasser uns so oft erquickte. Zur Rechten der Landstraße erhebt sich eine Eingangshalle mit gothischem Portal über dem Becken, in das der Quellstrahl ausströmt, und ringsumher, ja, hoch über dem Quellhause selbst, glänzt und grünt der wundervoll üppigste Baum- und Pflanzenwuchs. Prächtig grünende, palmenartig gebuschte Farrn, zwanzig Fuß hoher Lorber, reich verschlungene Epheu-gewinde umwuchern die Seitenwände des Quellgebäudes, während aus dem fruchtbaren Boden, den der benachbarte Hügel auf seinem Dache abgelagert, graciös niederhängende Trauerweiden (auch sie von Epheu durchwunden), und, höher hinauf, ein rauschender Wald italienischer Eichen, kolossaler Eschen, Ulmen, Kastanien und Platanen sich erheben. St. Lawrence besitzt auch eine alte Kirche, der von Bonchurch ähnlich; — doch rasch wie wir vorübersausen, können wir ihr, wie seiner weitberühmten Quelle, nur einen flüchtigen Gedanken schenken.

Die Straße verläßt nun, allmälig ansteigend, den Waldesschatten. Das Meer glänzt wieder vor uns auf und der üppige Hochwald wechselt mit arkadischer Felsen- und Buschwaldscenerie ähnlich der am Landslip ab. Rieseneschen, hoch über den Buschwald aufragend, erinnern häufig täuschend an die Olivenbäume, Colonnaden schottischer Fichten mit

schlanken, hoch ansteigenden Stämmen und breitem Blätterdach an die Pinien des Südens. Ganz dem der Oliven ähnlich weht das silbergraue Laub der Eschen im sanften Winde. Hier und dort bilden Epheuranken ein dichtes, schirmartiges Dach über den verstreuten Felsblöcken, oder überwachsen den Fels selbst so üppig, daß dieser unter der glänzenden Blätterfülle verschwindet. Vor allen andern erregt ein etwa zwanzig Fuß langer, fünf Fuß breiter Felsblock die Aufmerksamkeit des Vorüberfahrenden. Hart an der Thüre des Zollhauses, nicht weit hinter St. Lawrence, liegt dieser Koloß der Länge nach ausgestreckt. Auf den ersten Blick glaubt man einen umgestürzten Baumstamm zu sehen, entdeckt aber bei näherer Betrachtung einen Garten der Semiramis; denn über dem Felsen haben Moos und Erde sich angesammelt, und Blumen aller Art, umschlungen von Epheuranken, die ihre Gewinde in eine den Felsen überschattende Eiche fortsetzen, blühen über ihm in's Freie empor. Neue Schönheiten entfalten sich indeß schon vor unsern Augen: nach der Seeseite die glänzendste Scenerie von tiefen Schluchten, festungsartigen Graswällen, saftigen Wiesen, reich geschmückten Blumengärten, und bei jeder Wendung des Weges reizend gelegene Villen; nach der Landseite der Hauptklippenzug der Undercliff, näher und näher an die Fahrstraße herantretend, bald kahl, wild, schroff, in einer Erhebung von achtzig bis hundert Fuß, bald bis zur Hälfte seiner Höhe umgrünt von Buschwald, Eschen, Ulmen, Kastanien, Platanen, Eichen und Epheu. Dann wieder verhüllen achtzehn Fuß hohe undurchdringliche Hecken jede Aussicht, oder der Hochwald nimmt uns auf in seinen kühlen Schatten und durch seine schattigen Lichtungen glänzt die Meeresfläche duftig herüber.

So, mit feurigen Rossen, in raschem Fluge, durcheilen wir mehr als eine Stunde lang auf mäandrischen Wegen, bergab, bergauf, eine paradiesische Landschaft. Nun steigt

schon der Leuchtthurm von St. Catharine's-Point ganz in der Nähe über der Küste empor, und mit plötzlicher Wendung biegen wir landwärts in Parkanlagen ein, deren sanft ansteigende, immergrüne Schattengänge uns nach dem berühmten Sandrock Hotel, bei Niton, hinauf führen. Es wäre verzeihlich, bräche der Tourist über die unvergleichlich schöne Lage dieses Hotels in eine schwärmerische Declamation aus; beschriebe er den ländlichen Stil seiner Architektur, die nach dem Meere gekehrte Façade, die umgebende Veranda, deren Dach und Säulen wie emporgewachsen scheinen aus rosendurchblühtem Epheu; oder führte er den Leser über die blumengeschmückte, sonnigglänzende Rasenfläche, die bewaldeten Hügelabhänge der nahen Klippen hinan und erzählte von jener jungen Schottin, die naiv erklärte: diese Behausung sei mehr als alle andern geschaffen für junge, glückliche Eheleute, to spend their honey-moon. Aber auch hier drängt die Zeit, und nach kurzem Verweilen (kein junges Pärchen, nur unser altes Ehepaar stieg bei dem Hotel ab) kehren wir, zur Fortsetzung unserer Reise, auf die verlassene Fahrstraße zurück.

Diese steigt nun in langsamen Windungen bergan und tritt, während auf dem zerklüfteten Terrain die Waldvegetation einer einförmigen Grasdecke Platz macht, endlich hart unter die Felswand der Klippen, die hier, schroff vorwärts geneigt, in beträchtlicher Höhe die Straße drohend überhängen. Auch die Meeresküste nähert sich hier den Klippen und in phantastischer Unordnung bedecken zahllose Felsentrümmer, wild von der Höhe zur Tiefe niederstürzend, die zerklüfteten Abhänge zwischen den Klippen und dem Strande. Es ist das schon oben erwähnte Trümmerfeld des Landsturzes von 1799, durch dessen Mitte unser Weg dahinführt. Doch während in der Nähe die frühere Ueppigkeit einer schroffen, wilden, öden Natur Platz macht, öffnet sich zugleich, über die

zurückweichende Küste hin, eine herrliche Fernsicht vor unsern Augen. In deutlichen Umrissen erkennen wir hinter den steilen Kreidefelsen von Freshwater-Bay das Westende der Insel und an deren äußerster Spitze die isolirte Felsengruppe der Needles; dahinter, jenseits des Solent, in schwächeren Umrissen die blauen Berge von Christchurch-Bay und Poole-Bay, bis noch tiefer gegen Südwest, mit dem Gewölk verschwimmend, die Bergküste der Isle of Purbeck den Horizont begrenzt. Nun verflacht auch der Felsenwall der Undercliff sich an die Fahrstraße hinab. Grüne, baumlose Hügel erscheinen im Hintergrunde. Dort auf dem Küstenvorsprung die Häuser von Blackgang, dort das Chine-Hotel, von wo wir, ungehemmt durch landschaftliche Unebenheiten, in eine reich bebaute Ebene hinabschauen, die, langsam nach Freshwater-Bay ansteigend, den südwestlichen Theil der Insel ausfüllt. Hier angelangt, zerstreut sich die Reisegesellschaft nach allen Seiten, die einen nach der berühmten Chine, andere in's Hotel, noch andere gegen die Ebene, während der Schreiber dieser Zeilen, treu seiner Neigung zum Bergsteigen, sich ohne weiteres dem nahen Berge zuwendet, den man als St. Catharine's Hill bezeichnet hat.

St. Catharine's Hill ist die höchste Erhebung der Insel und überragt St. Bonifaze Down um fast 150 Fuß. Da die Luft sich aufgehellt hatte, versprach ich mir eine weite, umfassende Aussicht über Land und Meer. Eine frische Brise begünstigte das Ansteigen, welches zudem an dieser Stelle weniger beschwerlich ist als die Höhe von St. Bonifaze Down bei Ventor. Roh aufgeschichtetes cyklopisches Gemäuer, Umzäunungen, innerhalb derer krummgehörnte Schafheerden weiden, deuten auch hier am Bergesabhang das Vordringen des Privatbesitzes an. Doch keine Warnungstafeln schrecken den Wanderer und rasch eilt er über die grünen Bergwiesen zwei ruinenartigen Thürmen zu, welche, weithin sichtbar,

den Gipfelpunkt des Berges krönen. Sie erheben sich in kurzem Zwischenraum von einander, der eine massig, rund, 25 Fuß hoch, festungsartig, mit Schießscharten versehen, der andere niedriger und schlanker, schilderhausartig, mit engem Eingang und spärlich erleuchtet von oben einfallendem Licht, beide aus Quadern gebaut. Jener Festungsthurm ist ein unvollendet gebliebener Leuchtthurm, während das Schilderhaus, der Sage nach, seit dem vierzehnten Jahrhundert einem Eremiten als Aufenthalt diente und später zu einer Kapelle erweitert wurde. Von hier nun überschaute ich in der That die Insel (mit alleiniger Ausnahme der hinter St. Bonifaze Down versteckten Whitecliffs) in ihrer ganzen Gliederung: den Zug der nördlichen und südlichen Berge, die dazwischen sich ausbreitenden Ebenen, das ringsum fließende Meer, die angrenzenden Küsten des britischen Festlandes, und nahm mit dieser Umschau gewissermaßen von der Insel Abschied. Gegen Norden streckt der Berg einen isolirten Erdwall vor, auf dessen äußerster Spitze ein seltsames Monument loyaler Begeisterung die Aufmerksamkeit des Wanderers fesselt. Denn es erhebt sich dort zu beträchtlicher Höhe die sogenannte "Alexandersäule", eine einsam stehende Colonne jonischen Stils, errichtet durch einen auf der Insel ansäßigen russischen Kaufmann, zum Gedächtniß des Besuchs Czar Alexander's I. in England im Jahre 1814. Fremdartig wie die Idee jenes russischen Patrioten auf das Gemüth, wirkt die einsame Erscheinung dieser Gedächtnißsäule in der umgebenden Landschaft. Im übrigen bedeckt den Berg eine einförmige baumlose Grasflur, in seltenen Zwischenräumen von Haide und Wachholdergesträuch unterbrochen. Raben und Reiher, fast die einzigen Bewohner der Lüfte, die mir auf der Insel zu Gesichte kamen, umflogen seinen Gipfel.

Nach dem Hotel zurückkehrend, fand ich im Gastzimmer

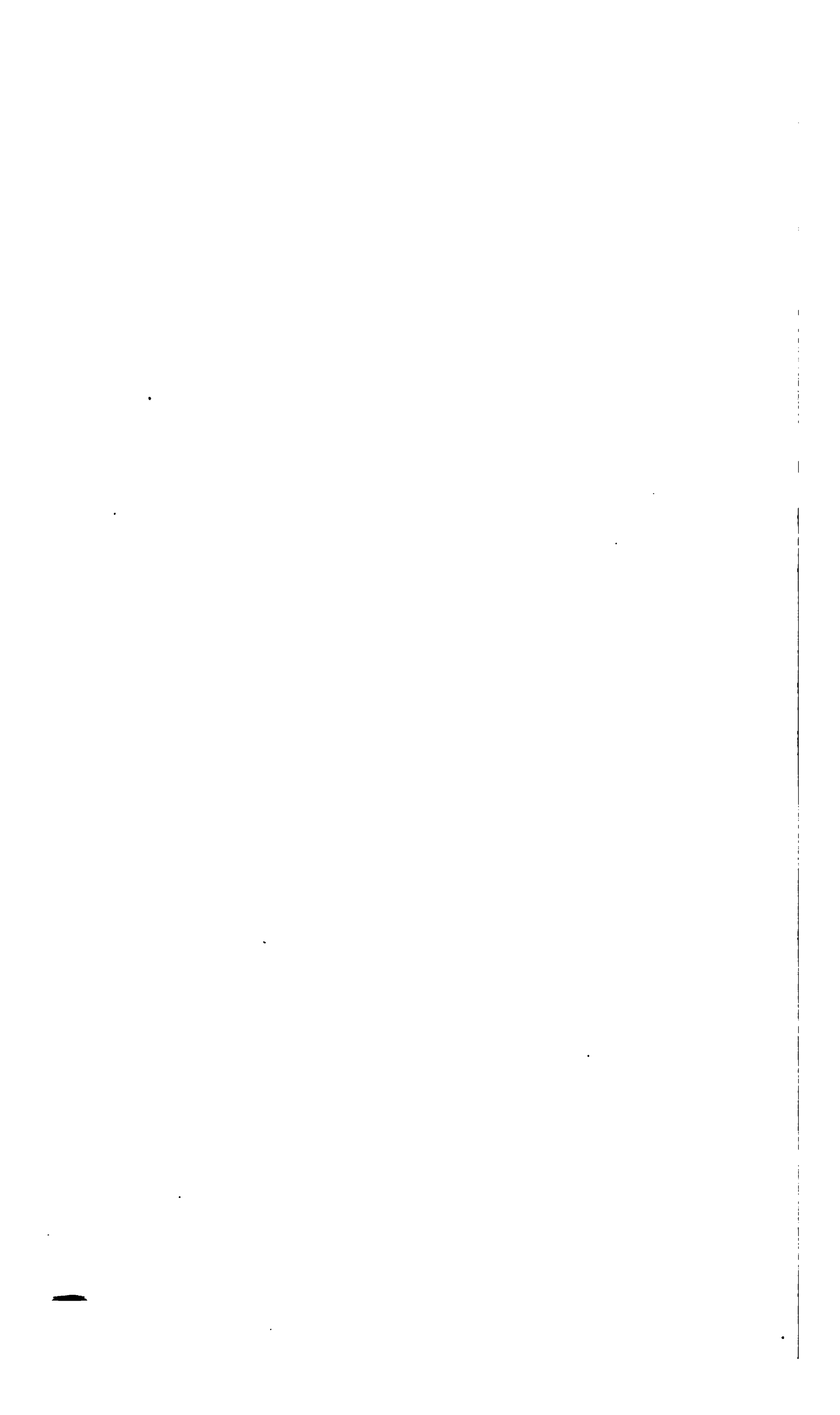
zwei eben gelandete Yachtfahrer beschäftigt, dem, wie es schien, unverwüstlichen Appetit, welchen eine mehrstündige Segelfahrt über die bewegten Wellen von Yarmouth her ihnen erweckt, mit Roastbeef, Ale und Käse Genüge zu leisten. Ich ließ mich an demselben Tische nieder und erfuhr, daß, obgleich bereits drei Wochen des Yachtfahrens, des Umherkreuzens und Regattirens den Herren dahin gegangen, doch noch viel fehle, daß sie dieses nationalen Vergnügens satt seien. Heute hatten sie zur Abwechslung ihre Yacht bei Blackgang verlassen, um von dort die Undercliff bis Ventnor zu Fuß zu durchwandern, während das Fahrzeug ihnen zur See voraus eilte.

Ich selbst befand mich bald nachher auf dem Wege nach Blackgang Chine, wo die Yachtfahrer gelandet waren. Wie Shanklin und Luccomb Chine der ihre schroffen Abhänge bekleidenden prachtvollen Vegetation, so verdankt Blackgang Chine der einsamen, düstern Oede seiner wild zerklüfteten, braunen, gras- und baumlosen Felsenschlucht den Ruf romantischer Schönheit, die Menge bewundernder Besucher. Der Name selbst, heißt es, stamme von einer Räuberbande, einer Rotte schwarzer Missethäter, die in früheren Zeiten an dieser Stelle ihr Wesen getrieben. Wenn aber jene schwarzen Gesellen sich schon lange in sagenhafte Gestalten verwandelt haben, so machen Schrecknisse anderer Art noch heute ihren Einfluß fühlbar. An wenigen Stellen der Küste wüthen, der Behauptung der Eingeborenen nach, die Stürme mit verderblicherer Wuth als in der Nähe der felsgegürteten Blackgang Chine. Schon indem ich den Garten des Hotels durchschritt, waren neben Blumenvasen und Muschelbeeten halb verwitterte Figuren von gestrandeten Schiffen am Eingange der Fußsteige mir als seltsame Verzierungen aufgefallen. Diese Wahrzeichen stürmischer Vergangenheit nahmen zu, indem ich mich der Chine selbst näherte. Es grenzt dieselbe unmittelbar an den Garten des Hotels. Nachdem man diesen verlassen, hat man

ein Waarenhaus oceanischer Curiositäten, einen Bazar von Muscheln, Korallen, Seepflanzen, geschliffenen Steinen und Schiffsmodellen zu durchschreiten, durch dessen Hinterthür, über einen engen, umzäunten Pfad, man unmittelbar an den Abgrund tritt. Dort, die Umzäunung unterbrechend, dient ein niedriges Gartenthor als Eingang in die Chine. Wiederum halten Figuren gestrandeter Schiffe und je zu beiden Seiten eine verrostete Kanone (die letzteren, der Tradition zufolge, Reste der großen Armada) an den Pfosten des Thores ominöse Wache. An den schroffen Abhängen der dunkelbraunen Felswände und Erdstürze steigt man nun in den weit klaffenden Spalt der Schlucht, mit steter Aussicht auf die nahe Meeresfläche, zu dem 300 Fuß tiefer gelegenen Strande nieder. Von hier aus gesehen, bietet die Schlucht in ihrer finstern Wildheit und Oede einen wahrhaft großartigen Anblick. Alles erinnert an die zerstörenden, nichts an die schaffenden Kräfte der Natur. Das dumpfe, eintönige Brausen der Brandung, die sich an der Küste zu Schaum zerschlägt, die düstern, unwirthlichen Felsen, die Trümmer gestrandeter Schiffe, die den Ort umwehende Sage, Alles scheint in geheimnißvollem Einklang. Doch wie über die ganze bewohnte Erde hin, offenbart sich auch an diesem Strande das große Compensationssystem der Natur; denn über das freudlose Ufer streute sie die größten und glänzendsten der Diamanten aus, welche in hohen Breiten wie diese ihre schöpferische Hand zu Tage fördert. Und wenn der Anblick der Umgebung eine ernste Stimmung hervorrief, so verhalf uns das Schicksal zugleich zu einem herzlichen Lachen, da es uns in sorgsam gebeugter Haltung die typische, wohlbekannte Figur eines Diamantensuchers zeigte, mit dem wir auf allen Punkten unserer Küstenwanderungen und zuletzt endlich auch an dem Strande von Blackgang Chine zusammentrafen.

Unsere Wanderung und unsere Villeggiatur geht zu Ende. Die schöne Zwischenzeit der Muße, der Freiheit, des Natur-

genusses ist ausgelebt. Die Zeit der Arbeit beginnt wieder. Schon spürt sich die Unruhe des Abschieds, des Reisens in Kopf und Gliedern. Noch eine Wanderung am Meeresufer, noch einen Blick auf die Felsen und Berge, und in erheiterter Stimmung, mit gekräftigtem Lebensgefühl rufen wir der schönen Insel unser Lebewohl zu, indem wir zu neuer Thätigkeit in das gewaltige Treiben der Weltstadt zurückkehren.



II.

Englische Geizhälse.

Englische Geizhälse.

In der Galerie socialer Sonderlinge, jener excentrischen Varietät des genus homo, für deren Hervorbringung England mehr vielleicht als irgend ein anderes Land berühmt ist, gehört der Typus des Geizhalses zu den am wenigsten bekannten und beschriebenen. Jedermann kennt gleichsam persönlich den fabelhaft reichen Lord, den verzogenen Sohn des Schicksals, der das Leben mit halb verrückter Phantasterei kometenhaft unstät durchschwärmt, und, erschiene er leibhaftig in den unglaublichsten Situationen, der auf Alles vorbereiteten continentalen Einbildungskraft nicht die geringste Ueberraschung bereiten würde. Andersgeartete, mehr den mittleren Zonen der Gesellschaft angehörige groteske Gestalten haben an den englischen Humoristen, an Fielding, Dickens, Thackeray und Charles Lever treue Biographen gefunden. Des Geizhalses geschieht nur gelegentlich Erwähnung. Es ist ein Zug moralischer Häßlichkeit in seinem Wesen, dem man gern den Rücken kehrt, weil nichts im Stande scheint, seine Starrheit und Unveränderlichkeit zu erschüttern. Aber der forschende Beobachter geselliger Zustände überwindet die erste Scheu und dringt spähend in jene abgelegene Region vor, wo die Anbeter des Mammon, einzeln und ungesellig, in unheimlicher Dämmerung hausen.

Seltsame, widerwärtige Charakterzüge findet er dort vereinigt, bald im Einzelnen scharf ausgeprägt, bald barock vermischt: die Charaktere des Egoisten, des Misanthropen, des Eremiten, des Wucherers. Ihre schattenhaften Gestalten bevölkern gleichsam ein Trappistenkloster des Mammon. Mönche und Nonnen sitzen sie abgesondert in ihren Zellen; ein todtes Schweigen herrscht überall, statt von dem memento mori nur dann und wann unterbrochen durch den Klang umgewühlten Silbers und Goldes.

Gestalten dieser Art hat es zu allen Zeiten, unter allen Völkern gegeben, welche die edlen Metalle als universelles Tauschmittel anerkennen; und wie die Geschichte religiöser Fanatiker in dem herrschenden Glauben an den höchsten Werth eines unsichtbaren Gutes wurzelt, so concentrirt das Dichten und Trachten jener Fanatiker des Mammon sich auf die sichtbare Erwerbung des Einen höchsten Gutes, des Geldes. Mit derselben Kasteiung von Leib und Seele, mit derselben finstern Leidenschaft wie der religiöse Schwärmer, bringen sie diesem Einen alles Andere zum Opfer. In keiner Sphäre offenbart sich daher in schlagenderen Formen und Farben die dämonische Macht des "Gottes dieser Welt"; und schon den Quellen einer so wunderbaren Verblendung nachzuspüren, welche über der todten Anhäufung der Mittel den lebendigen Zweck vergißt und sich mitten im Ueberfluß zu selbstquälerischem Darben verdammt, wäre ein des Socialphilosophen nicht unwürdiger Gegenstand des Studiums.

Ein anderes damit zusammenhängendes Phänomen ist das buntschillernde Spiel des Widerspruchs so verblendeter Naturen gegen die Sitten und Ansprüche der Welt, in deren Mitte sie leben, und nach dieser Seite darf der Kunstverständige eine niederländisch derbe Sammlung socialer Genrestücke erwarten. Möglich auch, daß in Folge der nivellirenden Fortschritte moderner Cultur, der wunderbaren Verzweigung commercieller Verhältnisse, das Geschlecht der Geizhälse seinem

Aussterben nahe ist. Jedenfalls scheinen seine Nachkommen seltener geworden als während des achtzehnten Jahrhunderts; und die Aufnahme eines Catalogue raisonné kommt deshalb vielleicht in dem gelegensten Augenblick. Um aber nicht zu kosmopolitisch weit abzuschweifen, wollen wir uns auf die Darstellung der bekannt gewordenen Geizhälse einer einzigen Nationalität beschränken, derjenigen, welche durch großartigen Reichthum und luxuriöses Leben, wie durch energische Anwendung aller Mittel zur Verwerthung und Vermehrung, zum Nutzen und Genuß schaffenden Gebrauch des materiellen Besitzes unter den neueren Völkern die hervorragendste Stellung behauptet. Wir werden aus der Fülle des hier gebotenen Materials nur die prägnanteren Typen, die repräsentativen Gestalten gewisser gesellschaftlicher Gruppen hervorheben, ohne den großen Haufen der Mammonsdiener in der staubigen Dämmerung, dem Schmutz, dem Rost und den Motten ihrer Schlupfwinkel zu stören.

Daß gewisse mysteriöse Naturanlagen der Entwicklung des geizigen Charakters zu Grunde liegen, würde, wenn aus nichts sonst, aus der unbestreitbaren Thatsache erhellen, daß alle Gesellschaftskreise, von den niedrigsten zu den höchsten, zu dem Staate der Geizhälse ihr Contingent liefern. Der Millionär und der Bettler, die Vertreter des Krieges und der Religion, der Sinn der Männer und der Frauen, alle erfahren die Wirkungen derselben geheimnißvollen Leidenschaft; ja sie reicht hinauf an den Thron kronentragender Herrscher und vollzieht, wie das Skelett der mittelalterlichen Todtentänze, an allen dasselbe unvermeidliche Urtheil der Nemesis. Doch wenn so auf den ersten Blick sämmtliche Bilder dieser dantesken Galerie den gleichen Ausdruck zu tragen, die Grenzen desselben Wahnsinns zu berühren scheinen, so können dem auf die einzelnen Gestalten gerichteten Auge die charakteristischen Abweichungen der Individuen nicht entgehen. Sie erscheinen in anderer Umgebung, in andern Costümen; in den

Zügen einiger ist jeder edlere Ausdruck der Menschlichkeit der absorbirenden Starrheit unersättlicher Gier gewichen, bei andern schimmert durch die häßliche Maske der Abglanz einer nicht ganz erloschenen besseren Natur; bei diesen überwiegt der Charakter des Wucherers, bei jenen der des todten Sammlers; einige endlich scheinen, allen günstigen Umständen zum Trotz, wie geboren und prädestinirt für das Bürgerthum im Reiche des Mammon, andere werden durch die plötzlich einbrechende oder langsam wirkende Macht der Verhältnisse aus glücklicheren Kreisen in jenes düstere Zaubergebiet verschlagen. Wir ziehen diese gruppenweise Betrachtung der monadischen vor und laden den Leser ein, uns zu begleiten, indem wir die Stufenreihe der socialen Hierarchie hinauf und hinab, hier länger verziehend, dort rascher vorübereilend, das Reich des Mammon durchwandern.

Auch auf den Thronen kommt, wie bereits bemerkt, der Gegensatz von Geizhals und Verschwender zur Erscheinung; nur modificirt die Macht- und Würdestellung des Herrschers als solche die gewöhnlichen Maße der Verhältnisse. Die Geschichte erzählt von Königen, welche den Don Juans der Aristokratie, sie erzählt von andern, welche dem rechnenden Krämersinn der Spießbürger zum Muster dienen. In England zählt man zu dieser letzteren Kategorie vor allen den ersten Tudor und die ersten George. Die Thatsachen sind bekannt genug. Da ist der königliche Sieger von Bosworth, der tapfere und schlaue Heinrich VII. und kaum ist sein Thron befestigt, so sieht man ihn, wie er in dem durch die Kriege der Rosen verarmten Lande die ganze Maschinerie der feudalen Gesetze in Bewegung setzt, eine ganze Armee von Juristen, Denuncianten und Inquisitoren besoldet, zu dem ausschließlichen Zweck der Anfüllung der königlichen Schatzkammer. Kein wohlhabender Mann ist vor seinen

Geldstrafen sicher, keine Veranlassung zur Befriedigung seiner Habgier ist ihm zu schlecht und gemein. Er verordnet, unter dem Namen benevolence, wiederholt jene nationalen Geldaderlässe, die der Volkswitz neuerer Zeit als "freiwillige Zwangsanlehen" gekennzeichnet hat. Er erläßt Luxusgesetze und erzwingt die Bußen für deren Verletzung selbst von dem hohen Adel, dessen fürstliche Gastfreundschaft er zuvor auf seinen Umzügen genießt. Zuweilen ruft er der Form halber Geschworenengerichte zusammen, legt aber auch diesen Geldstrafe und Gefängniß auf, wenn ihr Urtheil gegen die Krone ausfällt. Was ihn persönlich betrifft, so gleicht er darin vollkommen der Race plebejischer Geizhälse, daß er sich selber den Genuß seiner Reichthümer ebensowenig gönnt als andern, daß er nur das Mahl an fremder Tafel genießt, daß nur der Wein aus fremdem Keller ihm schmeckt. Auf diese Weise scharrt er zu einer Zeit, wo die Gesammtrevenüen des britischen Königreichs sich auf die geringe Summe von nur 400,000 Pfund belaufen, einen Privatschatz von einer Million und achthunderttausend Pfund zusammen. Eifersüchtig bewahrt und vermehrt er diesen Schatz. Erst als sein Lebensende herannaht, ergreift ihn eine Art Reue über die Vergangenheit. Religiöse Scrupel ängstigen seine Seele, und die Gnade des Himmels zu erkaufen, überwindet er sich zu der Gründung kirchlicher Anstalten. Ein neues Aufflackern der Lebensflamme ruft die alten habsüchtigen Begierden noch einmal wach. Dann wieder erfüllt ein Rückfall seiner Kräfte ihn mit vermehrtem Schrecken. Schließlich verordnet er in seinem Testamente die Wiedererstattung der erpreßten Summen an die Geplünderten; allein, wie es so oft mit den Erben der Geizhälse geschieht, die Natur hat seinen Nachfolger mit dem Sinn verschwenderischen Lebensgenusses ausgestattet, und er am wenigsten ist der Mann zur Vollziehung jenes späten Aktes der Gerechtigkeit. Die Empfehlung des Vaters hat nur die baldige Hinrichtung seiner Helfershelfer zur Folge

und das Volk, wie immer durch die Bestrafung von "Sündenböcken" beruhigt und zufrieden gestellt, sieht es nicht ohne Beifall, wie der verschwenderische Sohn die Schätze des geizigen Vaters rascher verschleudert, als jener sie gesammelt.

Die ersten Könige der hannover'schen Dynastie gewähren ein anderes Schauspiel. Hatte Heinrich VII. die Staatsmaschine zur Befriedigung seiner Habgier in Bewegung gesetzt, so machten die George sich in ihrem Privatleben als Geizhälse notorisch. Bei den veränderten politischen Verhältnissen konnte von Gelderpressungen in der Weise Heinrich's VII. keine Rede mehr sein; aber die gesetzlich bestimmten königlichen Revenüen konnten mit königlicher Würde verausgabt oder mit spießbürgerlichem Sinne abgemessen und beschnitten werden; und spießbürgerlichere Persönlichkeiten haben selten auf mächtigen Thronen gesessen, als jene ersten englischen Könige des hannover'schen Hauses. Von Georg I. ist bekannt, daß er die Hälfte seiner Regierungszeit in dem billigen Hannover zubrachte und, weil die Reisen zwischen Hannover und England ihm zu kostspielig dünkten wenn er in den Hotels übernachtete, die Nächte durchfuhr, indem er, ohne seinen Wagen zu verlassen, sich mit den kleinen Erfrischungen begnügte, die ihm aus den Wirthshäusern, wo er gelegentlich anhielt um die Pferde zu wechseln, hereingereicht wurden.

Georg II. liebte es, wie ein Börsenmann mit den Sovereigns in seiner Tasche zu spielen und brachte oft ganze Stunden damit hin, das in seiner Börse befindliche Geld aus- und einzuschütten und zu zählen. So tief war diese Neigung bei ihm gewurzelt, daß er auch dann nicht im Stande war, sie zu beherrschen, wenn er, was nicht eben selten geschah, den schönen Damen seiner Umgebung seine Liebe gestand. Alles was von seinen verliebten Abenteuern erzählt wird, trägt daher den Stempel der vulgärsten Sinnlichkeit und es kann nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß ein so unritterlicher Liebhaber, obgleich er die Krone trug,

selbst während jener Blüthezeit der frivolen Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, mitunter dem offenen Widerwillen des schönen Geschlechts begegnete. Auch seiner gelegentlichen Großmuth war die unverkennbare Signatur einer prosaischen Denkweise aufgedrückt. Als er eines Abends an einem Closet vorbeiging, worin Holz für den Bedarf des königlichen Schlafzimmers aufbewahrt wurde, ließ er mehrere von den Guineen fallen, die er eben, seiner Gewohnheit gemäß, klimpernd und zählend durch die Finger gleiten ließ. Eines der Geldstücke rollte durch die Thürspalte in das Holzzimmer. "Komm, komm!" rief er dem ihn begleitenden Pagen zu, wir "müssen diese Guinee wiederfinden, wir wollen das Holz auspacken." Beide, König und Page, entfernten das Holz und fanden die Guinee. "Nimm sie," sagte der König, nachdem der Page das Holzzimmer in seine frühere Ordnung gebracht hatte. "Ich mag nicht, daß etwas verloren geht; aber ich will, daß jedermann für seine Arbeit bezahlt wird."

In ähnlicher Art und mit wenig verminderter Kraft offenbarte sich die Fortdauer derselben Familienanlage in der Regierung Georg's III. Allein auch in diesem Falle gelangte endlich die alte Ironie des Schicksals zu ihrem Rechte. Der letzte in dem vierblättrigen Kleeblatt der George war der geborne Verschwender, dessen gewissenlose Leichtfertigkeit der unbehülflichen Philisterei seiner drei Vorgänger ebenso scharf contrastirend gegenübertrat, als der hageren Figur des Gelderpressers Heinrich VII. die corpulente Gestalt des unersättlichen Gemahls von sechs Frauen, des ebenso verschwenderischen als habgierigen Lebemanns Heinrich VIII.

Wenn so der Glanz der Krone gegen Geiz und Spießbürgerthum kein Schutzmittel ist, so kann es nicht überraschen, Geizhälse zu finden in den Kreisen der Aristokratie. In der That könnten wir, wenn die Volkssage nicht im Irrthum befangen ist, einen der reichsten englischen Lords

unter den jetzt Lebenden als Anhänger ihrer Genossenschaft erwähnen. Wir halten uns jedoch an die Vergangenheit, die Entscheidung der Frage: inwieweit in dem angedeuteten Falle die zeitgenössischen Gerüchte auf wohl erwiesene Thatsachen gegründet sind, einem späteren Urtheil überlassend.

Der Engländer liebt es, nicht ganz ohne Grund, dem nationalen Charakter der Schotten, im Unterschied von dem englischen Volkscharakter, eine starke Ausbildung der Eigenschaften des Filzes und der Knauserei zuzuschreiben; und unter den bekannt gewordenen adligen Geizhälsen der britischen Inseln begegnen wir dem ersten in den schottischen Hochlanden, in der Person eines Laird Braco, Vorfahren der heutigen Grafen von Fife. Von diesem Laird wird erzählt, er habe, um die Besoldung eines Collectors zu sparen, in eigener Person die Rente von seinen Landsassen eingesammelt und eincassirt. Einst nun geschah es, daß einer der Landsassen einen Heller (Farthing) zu wenig brachte. Der Laird schickte ihn fort, das fehlende Geldstück zu holen. Der Mann kam zurück, zahlte den Heller ein und erklärte, nun wolle er auch gern noch einen Schilling geben, wenn Laird Braco ihn das Gold und Silber wolle sehen lassen, das er in seinem Besitz habe. "Gut, Mann," erwiderte der Laird, "es soll Euch nicht mehr kosten." Der Schilling wurde bezahlt und Seine Herrlichkeit erfüllte sein Versprechen, indem er eine Anzahl eiserner, mit Gold und Silber gefüllter Kisten vor dem gespannten Landsassen auskramte. "Nun, Mylord," sagte dieser, nachdem er sich an dem Anblick gesättigt, "bin ich eben so reich als Ihr." — "Wie so, Mann?" fragte Seine Herrlichkeit. — "Weil ich," antwortete der Landsasse, "das Geld sehe, Mylord, und Ihr nicht den Muth habt, mehr damit zu thun als ich."

Diesen hinterwäldlerisch derben Figuren steht eine berühmte Frauengestalt aus der höchsten englischen Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts seltsam gegenüber: Sarah, Gemahlin John Churchill's, Herzogs von Marlborough. Es

mag sein, daß die Verleumdungen, der Haß und der Neid ihrer torystischen Gegner dem Charakterbilde dieser merkwürdigen Frau unverdient entstellende Schatten hinzugefügt haben, wie dasselbe ihrem Gemahl, dem Herzoge, geschehen. Sicher ist, daß sie von ihren Zeitgenossen für ebenso habsüchtig als ehrgeizig, für ebenso unermeßlich reich als egoistisch kleinlich in der Benutzung ihres Reichthums angesehen wurde. Wir besitzen über diese Punkte das Zeugniß Pope's, der die Herzogin in der "Atossa" folgendermaßen satirisirte:

> Strange, by the means defended of the ends,
> By spirit robbed of power, by warmth of friends,
> By wealth of followers, without one distress,
> Sick of herself through very selfishness:
> Atossa, cursed with every granted prayer,
> Childless with all her children, wants an heir;
> To him unknown descends the guarded store,
> Or wanders, heaven-directed, to the poor — —

Verse, welche das Bild der durch ihren Sturz verbitterten Frau in scharfen Strichen zeichnen. Das Unglück hat sie egoistisch gemacht, und mit finsterer Energie zieht sie sich zurück in die Einsamkeit und bewacht, unverwandten Auges, der ganzen Menschheit den Mitgenuß mißgönnend, ihre gesammelten Schätze. Solcher Ausschließlichkeit bei großem Reichthum legt die Welt die Motive des Geizes unter, und sofern die Ideen und Neigungen des Geizhalses in engster Beziehung stehen zu denen des Misanthropen, hat sie bis zu einem gewissen Grade recht. Aber auch der gekränkte Stolz einer zum Herrschen geborenen Seele darf seine Rechte beanspruchen, und an dieser Stelle verdient die Thatsache Beachtung, daß, so menschenfeindlich zerfallen mit der Welt die Herzogin zu ihren Lebzeiten erscheinen mochte, am Schlusse ihrer Laufbahn der edlere Sinn ihrer Natur glänzend aufleuchtete, indem sie einen großen Theil ihrer Schätze als specielle Vermächtnisse den öffentlichen Charakteren hinterließ,

welche als Mitglieder ihrer Partei eine hervorragende Rolle gespielt hatten in der Geschichte ihrer Epoche.

Im Allgemeinen bedarf es kaum der Bemerkung, daß die aristokratischen Verschwender bei weitem häufiger sind als die aristokratischen Geizhälse. Die größere Anzahl der ersteren gehört in Großbritannien wohl dem leichtblütigen irischen Adel an, während der Adel des eigentlichen England zwischen der altschottischen Beschränkung und der irischen Maßlosigkeit die Mitte hält. Die Erscheinungen merkwürdiger Geizhälse mehren sich, indem wir eine Stufe der socialen Hierarchie hinabsteigen in die Kreise der Gentry und der wohlhabenden Mittelklassen.

Eine lange, hagere, abgezehrte Gestalt im Costüm des achtzehnten Jahrhunderts fesselt hier sofort unsere Aufmerksamkeit: die Gestalt des berühmten Geizhalses John Elwes, eines Sonderlings, von dem wir mehr wissen als von den meisten seiner Klasse, weil sein Leben, statt sich auf die fliegenden Blätter fragmentarischer Notizen zu beschränken, von einem seiner Zeitgenossen, einem Major Topham, selbst einem Sonderling, der aus Liebe zu einer Schauspielerin das Schwert mit der Feder vertauschte, in vollständiger biographischer Form beschrieben wurde. Eine phantastische Mischung edler Impulse und feiner geselliger Manieren mit allen Sonderbarkeiten des übertriebensten Geizes wirkt dazu mit, dem Leben des Geizhalses John Elwes ein mehr als gewöhnliches Interesse zu verleihen; und den Spuren seines Biographen folgend, widmen wir ihm hier eine eingehendere Betrachtung.

John Elwes wurde im Jahre 1713 in London geboren und stammte aus einer wohlhabenden Familie. Sein Großvater war ein Sir John Megpot, ein begüterter Landedelmann; sein Vater ein angesehener Brauereibesitzer, der Güter in Berkshire und Essex besaß und ein Vermögen von mehreren hunderttausend Pfund hinterließ. Der einzige Sohn seiner

Eltern und der letzte Sprößling der Familie, hatte der junge John Megpot außerdem die Anwartschaft auf das Vermögen seines Oheims, Sir Harry Elwes, eines alten Junggesellen, der als reicher Geizhals bekannt war, und von dessen Schwester, seiner Mutter, John Megpot, wie es scheint, seine geizige Naturanlage erbte. Der Vater wenigstens lebte als behäbiger Gentleman, während die Mutter, wie erzählt wird, sich bald nach des Vaters Abscheiden inmitten des ihr vermachten Reichthums zu Tode hungerte.

John's eigenthümliche Talente kamen zuerst in seinem Verkehr mit dem alten geizigen Oheim zum Vorschein. Er hatte auf der Westminsterschule in London die oberflächliche Erziehung eines Gentleman der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts genossen, den Continent eine Weile bereist und beeilte sich nun, gleich nach seiner Rückkehr, dem Oheim seine Aufwartung zu machen. Wohl bekannt mit den Ansichten und der Lebensweise des Alten, richtete er mit schlauer Berechnung im Voraus Alles zur Erreichung des Zweckes ein, den er als Erbe im Auge hatte. Statt in seiner gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen, vertauschte er dieselbe im letzten Gasthofe mit einer andern, von der er voraussetzte, sie werde dem Oheim im höheren Maße zusagen. Der elegant betreßte Rock wich einem fadenscheinigen, die Strümpfe von Seide Strümpfen von Baumwolle, die silbernen Schuhschnallen eisernen. So trat er vor den Oheim, der ihn mit Wohlgefallen betrachtete und seine Freude ausdrückte, in seinem Neffen einen so sparsamen jungen Mann zu finden. Beide fanden sich auf's Beste, und der junge Megpot spielte seine Rolle mit so vollkommener Sicherheit, daß die Neigung des Oheims mit jedem neuen Tage befestigt wurde. Da der jüngere Mann einen guten Appetit hatte und durch diesen Umstand den Alten zu beleidigen fürchtete, aß er meist zu Mittag, ehe er den Oheim besuchte. Dieser war daher entzückt über seine Mäßigkeit bei Tische; ein Rebhuhn und eine Kartoffel

reichten für beide aus. Nach Tische saßen sie bei einem halb-verkohlten Kaminfeuer, theilten, indem sie über die Extravaganz der Zeiten redeten, dasselbe Glas Wein und gingen früh, ohne Licht zu Bette. Als nun Sir Harry, nachdem er, wie die meisten Geizhälse, ein hohes Alter erreicht hatte, endlich das Zeitliche segnete, fand sich, daß er seinen Neffen, John Megpot, zu seinem Universalerben eingesetzt hatte, unter der einzigen Bedingung, daß derselbe seinen Namen und sein Wappen annehme. Sein Vermögen betrug mehr als eine Viertelmillion Pfund, während seine jährlichen Ausgaben auf hundert und zehn Pfund beschränkt gewesen waren.

So wurde aus dem reichen John Megpot der reichere John Elwes, und aus dem doppelten Besitz erstand der doppelte Geizhals. Elwes war, als sein Oheim starb, bereits vierzig Jahre alt, und schon lange vorher hatte er durch die Vereinigung der sonderbarsten Charaktereigenthümlichkeiten die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und sich den Ruf eines der merkwürdigsten Sonderlinge seiner Zeit erworben. Wenn er nicht zum Besuch bei seinem Oheim war, so verbrachte er seine Zeit theils auf seinen Gütern in Berkshire und Essex, theils in London, wo wegen seines großen Reichthums und seiner feinen geselligen Manieren die vornehmsten Gesellschaftskreise ihm offen standen. Er war Mitglied der West-End Clubs und bekannt als einer der leidenschaftlichsten Spieler. Oefter spielte er ganze Nächte durch, einmal zwei Tage und eine Nacht, ohne aufzuhören, so daß die verbrauchten Karten ihm bis über die Kniee hinaufreichten. Hatte er auf diese Art mit den liederlichsten Roués bis an den frühen Morgen beim Spiel gesessen und nicht selten Tausende verloren, so ging er gelegentlich, ohne sich Ruhe zu gönnen, zu Fuß nach dem gegenüberliegenden Ende von London, nach Smithfield, um das Rindvieh zu empfangen, welches von einem seiner Güter in Essex zum Verkauf in die Stadt kam. Dort stand er

stundenlang in Kälte, Regen und Schmutz und feilschte mit den Metzgern wegen des Kaufpreises, oder ging, wenn seine Leute ausblieben, diesen entgegen, um die Ursache ihres Ausbleibens zu erfahren. So legte er einmal, in Folge eines Mißverständnisses, nach einer durchspielten Nacht, den ganzen Weg nach seiner Farm, siebzehn englische Meilen von London, zu Fuß zurück. Ueberhaupt konnte, bei noch so schlechtem Wetter, nichts ihn bewegen, Geld für ein Fuhrwerk zu verausgaben. Von andern deshalb zur Rede gestellt, pflegte er zu erwidern, nichts sei so gesund als ein tüchtiger Spaziergang. Wurde ihm dagegen ein leerer Sitz in einem Wagen angeboten, so nahm er denselben mit Dank an. Die Reisen zwischen seinen Gütern und London machte er meist zu Pferde und richtete sich so ein, daß er nirgends in einem Gasthaus zu übernachten brauchte. Ein paar hartgekochte Eier und ein Stück Brod, die er von Hause mitnahm, dienten ihm als Nahrung. Dann wählte er die Straße, wo die wenigsten Zollhäuser standen, und da er ein guter Reiter war, umritt er, so oft dies unbemerkt geschehen konnte, die ihm gründlich verhaßten Schlagbäume. "Nie am Zollhause zu zahlen, wenn man es vermeiden könne", war eine seiner Reisemaximen. Sein Pferd ließ er das Gras am Wege fressen, trank mit ihm aus demselben Teich oder Bach und ließ sich, wenn er endlich spät Abends sein Quartier erreichte, nicht dadurch verstimmen, daß ein leeres, ungemüthliches, halb verfallenes Haus ihn erwartete.

Ein solches Haus war sein Landsitz in Berkshire, den er bis zu seines Oheims Tode bewohnte. Nach diesem Ereigniß bezog er das Landhaus des Oheims in Suffolk, das, obgleich auch in schlechtem Zustande, doch weniger verfallen war als sein eigenes. Reparaturen vornehmen zu lassen, war außer der Frage. Schon zu seines Oheims Lebzeiten hatte er die Erfahrung gemacht, daß sein Schlafzimmer in Regennächten kein genügendes Obdach gewähre, ein Umstand, der ihn nöthigte,

sein Bett von einer Stelle zur andern zu rücken, bis er eine trockene Ecke fand. Als er seinem Oheim hiervon erzählte, hatte dieser erwidert: “ihm selbst liege an ein paar Regentropfen nichts; aber für Leute, die das Durchregnen nicht vertragen könnten, sei jene Ecke ein gemüthliches Plätzchen”, — und als solches hatte John Elwes es seitdem betrachtet.

Wie alle Geizhälse sah er in Ausgaben für häuslichen Comfort eine nutzlose Verschwendung; wie alle war er darauf bedacht, von dem zu zehren, was er vorfand. Nichts konnte ihn daher auch bewegen, die Häuser der Pächter auf seinen Meiereien ausbessern zu lassen, obgleich man ihm sonst als Grundherrn keine Hartherzigkeit oder Strenge zur Last legte. In seiner ganzen Lebensweise beobachtete er die größte Frugalität. Ein Glas Milch von seiner Kuh, ein Fisch aus dem Teiche, ein im Felde geschossenes Rebhuhn genügten ihm. War er dagegen an fremden Tischen zu Gast, so bewies er sich als würdigenden Kenner fremder Weine und feiner französischer Küche. Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war die Unterhaltung einer Koppel Fuchshunde und einer Anzahl guter Jagdpferde; aber auch dieses Vergnügen wußte er mit den geringsten Kosten zu bestreiten. Sein einziger Diener war zugleich sein Stallmeister und besorgte alle Geschäfte seines Herrn für die jährliche Summe von fünf Pfund. Scrub, so hieß dieses Factotum, stand jeden Morgen um vier Uhr auf und melkte die Kühe; hierauf besorgte er das Frühstück, zog dann einen grünen Rock an, sattelte die Pferde, koppelte die Hunde, und ritt in's Feld hinaus. Nach der Rückkehr reinigte er rasch die Pferde, lief in's Haus und deckte zum Mittagessen. Dann wieder eilte er in den Stall, fütterte Pferde und Hunde, melkte die Kühe und brachte das Haus für die Nacht in Ordnung. Wunderbar genug führte Scrub diesen Dienst eine Reihe von Jahren durch, obgleich Elwes sich oft beschwerte, daß er sein Geld für nichts an ihn verschwende. Er starb zu Pferde, indem er

seinen Herrn als Reitknecht auf einer Tour nach Berkshire begleitete — allem Anschein nach durch die schwächende Wirkung des Hungers, da er, gleich Elwes, den ganzen Tag über gefastet hatte.

Außer diesem Diener hatte Elwes eine alte Haushälterin, die schon auf seinem Gute in Berkshire gewirthschaftet und ihm dort zwei Söhne geboren hatte. Dieselbe folgte ihm meist auf seinen Reisen und bediente ihn, wenn er sich gelegentlich in London aufhielt. Er besaß hier ansehnliches Grundeigenthum, baute viel und vermiethete seine Häuser. Da aber meist das eine oder das andere unvermiethet war, war er nie um Quartier verlegen, sondern wohnte bald hier, bald dort, je nachdem dieses oder jenes Haus leer stand. Ein paar Stühle, ein Tisch, ein paar Betten für sich und seine Haushälterin waren genügend. Als nun beide einst wieder auf diese Art einquartiert waren, sah und hörte man mehrere Tage nichts von dem sonderbaren Paar, so daß ein Neffe von Elwes, Oberst Timms, fürchtete, es möchte ein Unglück geschehen sein und das Haus öffnen ließ. Indem er die Treppe hinaufging, hörte er ein lautes Stöhnen und fand Elwes in seinem Zimmer besinnungslos auf einer alten Matratze ausgestreckt, wie es schien, dem Tode nahe. Durch Einflößung von Brandy zum Bewußtsein gebracht und wegen seines Zustandes befragt, erklärte Elwes: "er glaube, er sei zwei oder drei Tage krank gewesen, die alte Frau sei im Hause, habe sich aber aus irgend einem Grunde nicht um ihn bekümmert. Auch sie sei krank und wahrscheinlich fortgegangen." Bei weiterem Nachsuchen fand man sie, die so lange die Gefährtin des Geizhalses gewesen, leblos auf einer Decke am Boden des Dachzimmers liegend, allem Anschein nach schon seit zwei Tagen todt.

Als so vollendeter Geizhals Elwes sich übrigens in seiner gesammten Lebensweise gebärden mochte, so gehörte er doch nicht zu den bloß Schätze sammelnden und anhäufenden Typen seiner Zunft. Einen großen Theil seines Vermögens hatte

er in Englischen Staatspapieren angelegt; mit einem andern Theile machte er Spekulationen, besonders in Bauten und Grundbesitz. Aber die unersättliche Gier nach Gewinn verblendete ihn gegen die einfachsten Grundsätze geschäftlicher Oekonomie und verursachte ihm Verluste über Verluste. Er hielt nie Rechnungsbücher, sondern vertraute für die Führung und Anordnung seiner gesammten Vermögensverhältnisse auf sein Gedächtniß. Bald ließ er sich durch das Versprechen hoher Zinsen zu abenteuerlichen Unternehmungen verleiten; dann wieder verlieh er unter Anregung großmüthiger Impulse beträchtliche Summen ohne genügende Sicherheit. Zuweilen waren es kleine ihm gemachte Geschenke, wodurch er zum Geldverleihen bewogen wurde. So borgte er einem Weinhändler, der ihn kurz zuvor überredet, einige Flaschen guten Wein von ihm anzunehmen, eine Summe von siebenhundert Pfund, welche jener nie ersetzte. "Es war in der That guter Wein," sagte er, wenn er später davon erzählte; "denn er kostete mich zwanzig Pfund die Flasche." Die meisten Schuldner hatte er unter seinen Bekannten in der Hautevolée der Londoner Gesellschaft. Denn geizig wie er war, vermochte er doch nicht, den an ihn gerichteten Anforderungen der verlorenen Söhne dieser Klasse zu widerstehen, und was noch bemerkenswerther, er empfand ein unüberwindliches Widerstreben, seine Schuldner wegen Rückerstattung der geliehenen Summen zu mahnen. Vielleicht erklärt dieser Umstand die Nachsicht der höheren Gesellschaft gegen die übrigen abstoßenden Eigenschaften des Sonderlings, und vielleicht war es eine Abschlagszahlung für solche Verdienste, daß Lord Craven ihm im Jahre 1768 die Wahl zum Parlamentsmitglied für Berkshire sicherte. Die Wahl selbst war wohl eine der billigsten, die je stattgefunden. Sie kostete Elwes nicht mehr als achtzehn Pence, die Bezahlung für ein Diner im Wirthshause zu Abingdon, wo er an dem Wahltage zu Mittag aß. Allein sein Sitz im Parlamente kostete ihn viel, da seine

Genossen auf das unscrupulöseste fortfuhren, sich die Mittel wie die Schwächen des Geizhalses zu Nutze zu machen.

Von politischen Ueberzeugungen konnte bei einem Menschen wie Elwes natürlich keine Rede sein. Er zeichnete sich aus durch seine regelmäßige Anwesenheit bei den Sitzungen des Parlaments und durch die zähe Beharrlichkeit, womit er in den längsten Debatten bis zu Ende aushielt. Einer Partei gehörte er nicht an. Er setzte sich bald hier, bald dort, wo er den ersten leeren Platz sah, und stimmte bald für Lord North, bald für Fox, je nachdem der eine oder der andere ihm recht zu haben schien. Uebrigens gehörte er zu den stummen Mitgliedern des Parlaments; man hörte ihn nie reden. In seiner gesammten Lebensweise verursachte seine öffentliche Stellung nicht die geringste Aenderung. Nach wie vor trug er den einzigen Anzug, worin man ihn schon Jahre lang gesehen und den er bald nach des Oheims Tode einem alten Familienkoffer entnommen hatte. Die einzige Anschaffung war eine neue Perrücke; nachdem er diese abgetragen, ging er, wie vorher, in seinem natürlichen Haar. In demselben Aufzuge erschien er im Parlament und an der Tafel der Minister. Es war sein Wunsch, daß man ihn für arm halten, daß man denken solle, er könne nicht in demselben Stile leben wie andere Leute. Als er daher hörte, Lord North beabsichtige, ihn in den Adelstand zu erheben, war er unglücklich. Pferde, Wagen und Diener und ein großes Haus halten zu müssen, würde über seine Kräfte gegangen sein, würde ihm ein vorzeitiges Grab gegraben haben. Er hielt nur noch zwei Reitpferde; den Rest seines Gestüts sammt seinen Fuchshunden hatte er längst als zu kostspielig abgeschafft. Verließ er die Stadt, um seine Güter zu besuchen, so geschah dies ganz in alter Weise. Er ritt die am wenigsten besuchte Straße; ein paar hartgekochte Eier reichten noch immer für seinen und seines Dieners Unterhalt aus. Seine Reisen nach

Suffolk kosteten ihn so nicht mehr als vier Pence, die nach Berkshire nur drittehalb Pence, weshalb er seinen Gütern in der letztgenannten Grafschaft häufigere Besuche abstattete, als denen in Suffolk.

Elwes vertrat Berkshire im Parlamente fast siebzehn Jahre lang und erlebte noch das Auftreten des jüngeren Pitt. Er sagte von diesem: "kein Minister habe besser als er den englischen Reichthum vertreten; es seien Pfund, Schilling und Pence in allem, was er sage." Auch meinte er, wenn es jemanden gebe, der ihm sein Geld abschwatzen könne, so sei es der junge Pitt, eine Bemerkung, die, von Elwes kommend, ein schlagendes Zeugniß mehr liefert für die glänzende Ueberredungskunst des berühmten Gründers der englischen Nationalschuld. Doch Elwes parlamentarische Laufbahn war ihrem Ende nahe. Bei der Wahl eines neuen Parlaments im Jahre 1785 trat ein rivaler Candidat gegen ihn auf und die Kosten einer bestrittenen Wahl fürchtend, entsagte Elwes ohne Kampf dem so lange innegehabten Sitze.

Er hatte eben sein fünfundsiebzigstes Jahr vollendet, war aber trotz hohen Alters und filziger Lebensart, noch immer bei kräftiger Gesundheit. Sein Vermögen hatte sich, ungeachtet der oben erwähnten großen Verluste, beträchtlich vermehrt; man wollte wissen, es belaufe sich Alles in Allem auf etwa achthunderttausend Pfund. Doch sein Geiz hatte in demselben Maße zugenommen und kam, als herrschende Leidenschaft seines Lebens, bei dem Greise nur in immer schrofferen, groteskeren Formen zur Erscheinung. Nachdem er seinen Sitz im Parlamente aufgegeben, wünschte er sein Landhaus in Suffolk zu besuchen, zögerte jedoch lange, weil er über die Mittel dazu nicht mit sich einig werden konnte. Seine alten Diener waren todt, er hatte Niemand, ihn zu begleiten, und fühlte sich nicht mehr im Stande, einen Ritt von sechzig bis siebzig englischen Meilen mit ein paar harten Eiern in der Tasche zu unternehmen.

Endlich wurde ihm von einem Mann aus derselben Gegend ein freier Sitz in dessen Wagen angeboten, den er mit Dank annahm. Sein Landhaus war halb verfallen; nichts desto weniger klagte er über die Summen, die er für unnütze Möbeln verschleudert, und trug seine Knauserei in so widerwärtiger Weise zur Schau, daß er die mitleidige Verachtung seiner ganzen Umgebung erregte. Oft sah man ihn, in beinahe zerlumptem Anzuge, mit bunter wollener Mütze auf dem Kopf, während seiner einsamen Wanderungen auf die Felder seiner Pächter gehen, um die zurückgebliebenen Aehren einzusammeln, oder am Wege Reisholz für sein Feuer auflesen. Ein anderes Mal fand man ihn bemüht, ein altes Krähennest zu zerstören, und er erwiderte auf die Frage, was ihn dazu veranlasse: "O, es ist wahrhaftig eine Schande, wie diese Thiere ihre Nester bauen; seht nur, was für eine Verschwendung!" Wenn er ausritt, hielt er seine Pferde, um die Hufeisen zu schonen, auf weichem Rasengrund, indem er bemerkte, den Pferden sei nichts angenehmer als der weiche Rasen. Besuchte ihn Jemand, so schlich er in den Stall, um das Heu fortzunehmen, das der Stalljunge dem Pferde des Fremden in die Krippe gelegt. Dabei gönnte er sich kaum die nothwendigsten Subsistenzmittel. Um nicht vom Fleischer kaufen zu müssen, ließ er ein Schaf schlachten und aß davon, bis es auf Haut und Knochen aufgezehrt war. Dann wurde in den Teichen gefischt, oder Wild geschossen, das wiederum bis zur Fäulniß genossen werden mußte, ehe er eine neue Füllung seiner Vorrathskammer zugab. Eines Tages dinirte er von einem durch Ratten aus dem Fluß gezogenen Wasserhuhn. An einem andern Tage aß er den unverdauten Rest eines Hechtes, den ein anderer größerer verschluckt hatte. "Ja, ja", bemerkte er dabei mit befriedigtem Ausdruck, "das heißt zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen."

Einsam, nur mit leidenschaftlichen Sorgen um Geld-

ersparnisse beschäftigt, brachte Elwes so die Winter- und Frühlingsmonate des Jahres 1786 auf seinem Landsitze in Suffolk zu. Zu Anfang des Sommers begab er sich nach seinem am Saume von Epping Forest gelegenen Gute in Essex. Hier wurde er krank und lag, da er nicht einmal einen Diener bei sich hatte, vierzehn Tage lang fast völlig sich selbst überlassen, von Niemanden besucht als von einem alten Pächter und dessen Frau. Seine kräftige Constitution trug noch einmal den Sieg davon; allein die Krankheit hatte ihn doch tief genug erschüttert, um ihm den Gedanken aufzudrängen, daß es Zeit sei, sein Testament zu machen. Der Geizhals entschließt sich zu diesem Akte, wegen der davon unzertrennlichen Kosten, gemeinhin nur im äußersten Nothfalle. Bei Elwes wirkte vor Allem der Gedanke an seine Söhne mit, die, als illegitime Sprößlinge, keine Ansprüche auf sein Vermögen hatten, falls er ohne Testament sterben sollte. Er hatte diese Söhne auf seinen Gütern aufwachsen lassen, ohne sich viel um ihre Erziehung zu kümmern. "Ihnen Dinge in den Kopf zu setzen", bemerkte er mit Beziehung darauf, "heiße, ihnen Geld aus der Tasche nehmen." Als sie erwachsen waren, führte er sie in die Londoner Gesellschaft ein und verschaffte ihnen Offiziersstellen in der Armee. Außerdem bewirthschafteten sie abwechselnd seine Güter, und so weit das Gefühl natürlicher Zusammengehörigkeit mit der absonderlichen Natur des Geizhalses verträglich war, hatte es zwischen Elwes und seinen Söhnen im Laufe der Jahre fortbestanden, bis jene Krankheit ihn an die letzte Pflicht des Vaters mahnte. Im August 1786 ging er also nach London, nahm einen Advokaten und theilte sein ungeheures Vermögen gleichmäßig zwischen seine männlichen Nachkommen. Da er bald nachher fühlte, daß sein gutes Gedächtniß ihn verlasse, übertrug er auch die Verwaltung seines Vermögens seinem Advokaten. Er stellte bei dieser Veranlassung einen Wechsel für zwanzig Pfund

aus, wurde indeß, nachdem dieß geschehen, von Zweifeln befallen, ob sein noch ausstehender Credit einer so großen Summe gleichkomme. Unruhig ging er, mit diesem Gedanken beschäftigt, einen Theil der Nacht in seinem Zimmer auf und ab, eilte früh Morgens zu seinen Bankiers und entschuldigte sich wegen des von ihm gemachten Versehens. Man versicherte ihn, es bedürfe durchaus keiner Entschuldigung; die Rechnungsbücher erwiesen eine Summe von 14,700 Pfund zu seinen Gunsten.

Mehr und mehr nahmen nun die Schwächen des Alters bei Elwes überhand. Er fing an von Gicht zu leiden; sein Gedächtniß wurde von Tage zu Tage schwächer, sein Gesichtskreis enger, sein ganzes Wesen ängstlicher. Der Sorge um die große Masse seines Vermögens entladen, begann er um die wenigen Guineen zu sorgen, die er bei sich führte. Er versteckte dieselben bald hier bald dort und ging häufig an seine Verstecke, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Zuweilen, wenn er eines dieser Verstecke vergessen, war er Tage lang unglücklich. Oefters erhob er sich mitten in der Nacht, um sich von der Sicherheit seines Geldes zu überzeugen, und die Schlupfwinkel zu untersuchen, die er während des Tages übersehen. Auf's Hartnäckigste sträubte er sich, trotz seiner Leiden, gegen den Gedanken, ärztlichen Beistand zu suchen. Er meinte, das beste Heilmittel sei, viel spazieren zu gehen, und zwar so weit und so schnell als möglich. In seinem Eifer verlor er sich dann, das Labyrinth der Londoner Straßen durchwandernd, in ihm unbekannte Districte, und wurde nicht selten von Laufjungen oder Fremden, die er um den Weg befragt, nach Hause gebracht. Von Zeit zu Zeit besuchte er noch seine Güter, zog aber den Aufenthalt in London vor.

Er wohnte hier, von einer Magd bedient, wie ehemals in einem seiner leer stehenden Häuser und füllte seine Muße damit aus, die Reparaturen zu beaufsichtigen, welche gelegent-

lich in den andern Häusern vorgenommen wurden. Mußte einmal etwas gethan werden, so sollte es wenigstens mit möglichster Schnelle geschehen. Sobald der Tag graute, stand er auf und erreichte den Bauplatz meist schon vor den Arbeitern. Auf der Thürstufe sitzend erwartete er ihre Ankunft und schalt sie, sobald sie kamen, wegen ihrer Nachlässigkeit. Dann lief er den ganzen Morgen treppauf, treppab, um sich zu überzeugen, daß Niemand müßig sei. Die Arbeiter gaben ihm daher den Beinamen des "alten Zimmermanns". Auch in seinem Verlangen, die Leute von seiner Armuth zu überzeugen, blieb er sich gleich. "Bedenkt nur," bemerkte er einmal klagend gegen einen seiner Bauunternehmer, "in was für einer traurigen Lage ich mich befinde. Was für ein Haus ich bewohne, seht Ihr, und hier diese fünf Guineen sind augenblicklich mein ganzer Besitz. Wie ich damit fortkommen soll, verursacht mir das größte Kopfbrechen. Ihr hieltet mich ohne Zweifel für reich; nun seht Ihr, wie es damit steht." War er zu Hause, so saß er meist bei seiner Magd in der Küche. Man sagt, daß er nahe daran war, diese Magd zu heirathen, als sein Vorhaben durch seine Verwandten entdeckt und vereitelt wurde.

Mehr als zwei Jahre waren auf solche Art verflossen, der Frühling des Jahres 1789 war herbeigekommen, als Elwes' immer schlechter werdendes Befinden seinen in Berkshire verheiratheten Sohn bewog, ihn zu sich einzuladen, wo er die Pflege seiner Kinder und mehr häuslichen Comfort genießen könne. Elwes war nicht abgeneigt, dieser Einladung zu folgen; aber die Kosten der Reise und der Mangel an anständiger Kleidung standen im Wege. Erst nachdem beide Hindernisse durch Aushülfe des Sohnes beseitigt waren, entschloß er sich zur Reise. Er nahm mit sich fünf und eine halbe Guinee in Gold und eine halbe Krone in Silber. Die rücksichtsvollste Pflege seitens seiner Verwandten war unvermögend ihn von dem Sinnen und Trachten nach diesem

Schatze abzulenken. Sein Hauptvergnügen bestand darin, seine Guineen umherzutragen, sie zu verstecken, sie wieder zu holen, sie zu betrachten. Er aß übrigens mit gutem Appetit und machte noch zwei Wochen vor seinem Tode einen Spaziergang von zwölf englischen Meilen. Bald nachher wurde er von fieberhafter Unruhe ergriffen. Man hörte ihn Nachts, unverständliche Worte murmelnd, in seinem Schlafzimmer auf- und abwandern, dann wieder zu Bette gehen, wieder aufstehen und mit krampfhafter Hast nach seinem Gelde suchen. Zuletzt schlief er in seinen Kleidern, die Schuhe an den Füßen, den Stock in der Hand. Gedächtniß und Besinnung verließen ihn; er verweigerte zu essen und starb zu Ende November 1789, gegen seinen Sohn äußernd: "er hoffe, er habe ihm hinterlassen, was er wünsche."

So lebte und starb der Geizhals John Elwes. Und indem man seine lange Laufbahn überblickt, sollte man denken, alle phantastischen Eigenthümlichkeiten seiner Race könnten an keiner wunderlicheren Charakterfigur zur Erscheinung kommen als an der seinigen. Auch hat man ihn nicht mit Unrecht als den König der Englischen Geizhälse bezeichnet. Dennoch ist er weiter nichts als ein merkwürdiges Specimen; ja, man braucht die Gesellschaftsklasse, der er angehörte, nicht zu verlassen, um Persönlichkeiten zu begegnen, welche Elwes in nichts anderem gleichen als in der Unterwerfung unter dieselbe Leidenschaft, nach allen andern Richtungen aber in fremden Farben schillern. Ein solcher Geizhals auf eigene Faust war zum Beispiel Oberst Thornton, ein Landedelmann aus Yorkshire. Derselbe besaß, außer Gütern in der genannten Grafschaft, einen Landsitz in Devonshire und ein Haus in London, und zeichnete sich während der ersten Hälfte seines Lebens durch seine leidenschaftliche Liebe zum Sport, und zwar besonders zu derjenigen Branche des Sport aus, welche "the Turf" genannt wird. Von seinen Abenteuern auf diesem Gebiete munkelte man viel

seltsame Geschichten. Das größte Aufsehen erregte ein Pferderennen in York, bei dem Thornton's Frau sich als wettrennende Amazone hervorthat, während Thornton selbst, mit einigen Patronen des "Turf" wegen eben dieses Rennens in Streit gerathend, mit Peitschenhieben traktirt wurde. Reichthum und sociale Stellung öffneten ihm wie Elwes den Zutritt in die Kreise der sogenannten guten Gesellschaft; während jedoch Elwes wegen seiner feinen Manieren wohl gelitten war, vereinigte Thornton mit den Charakterzügen des Geizhalses die des lärmenden Renommisten, des lügnerisch prahlenden Münchhausen, wodurch er sich mehr die Verachtung und den Unwillen als das bedauernde Mitleid seiner Umgebung zuzog.

Eines seiner bekanntesten Manöver war, wenn fremder Wein ihn in heitere Stimmung versetzt hatte, alle Anwesenden zum Diner einzuladen, um Wein zu kosten, von dem er behauptete, er habe fabelhafte Summen dafür verausgabt. Die Zeit wurde festgesetzt; er bat die Versammelten, an den Koch zu denken und sich pünktlich einzufinden. Den Tag vor der verabredeten Zusammenkunft erhielten die Eingeladenen Briefe mit der Nachricht, daß dieser oder jener Freund oder Verwandte plötzlich krank geworden oder gestorben, oder sonst eine unerwartete Störung eingetreten sei, welche das Aufschieben des Diners unerläßlich mache. Und bei dem Aufschieben blieb es dann sine die. Bei andern Gelegenheiten schickte er, in der Weise großer Herren, Wild und Geflügel, das auf seinen Gütern geschossen worden, als Geschenk an seine Londoner Freunde. Die besten Stücke hatte er vorher für sich ausgesucht, und da der Transport ihm ein paar Schillinge kostete, beauftragte er den Ueberbringer, um die Rückerstattung des Transportbetrages zu bitten, den er selbst zu einer unverhältnißmäßigen Summe berechnete und auf einem Zettel dem Geschenk beifügte. Auf diese Weise deckte er nicht allein seine eigenen Kosten, sondern

erfreute sich eines Ueberschusses. Nicht selten geschah es auch, daß er sich bei einem der Freunde, die er Tags zuvor durch seine Geschenke beglückt hatte, zu Gaste lud.

Sein renommistisches Wesen nahm in demselben Verhältniß zu, als er bei vorgerücktem Alter den Scenen seiner früheren Heldenthaten ferner und ferner trat. Hatte er irgend eine unglaubliche Geschichte erzählt und jemand bemerkte darauf: "Nun wahrhaftig, Oberst, das ist äußerst merkwürdig," so erwiderte er: "Merkwürdig, Sir? Ich weiß, daß es merkwürdig ist. Ich will einen Eid darauf schwören, daß ich einer der merkwürdigsten Leute bin, die Gott geschaffen hat." Als jemand vor seinem Hause vom Pferde geworfen wurde und einer von der Gesellschaft ausrief: "Da hat er einen zerbrochenen Schädel!" zuckte er die Achseln und sagte: "Ich, Sir, bin der einzige Mann in Europa, dessen Schädel zerbrochen gewesen und der nachher noch am Leben geblieben ist. Ich jagte auf meinem Gute in Yorkshire, als meine Stute mich zu Boden warf und ich, den Kopf voran, gegen eine Sense geschleudert wurde, die auf der Erde lag. Als man mich aufnahm, fand man meinen Kopf wörtlich in zwei Hälften gespalten und wie ein paar Epauletten auf meinen Schultern liegen; das nenne ich einen zerbrochenen Schädel, Sir."

Thornton erreichte, wie die meisten Geizhälse, ein hohes Alter. Er starb in Paris, fast achtzig Jahre alt, und noch auf dem Todtenbett erfand er Münchhausensche Geschichten. Sein Vermögen vermachte er einer seiner früheren Maitressen, die ihn während seiner letzten Krankheit pflegte.

Von der Gentry wenden wir uns nun den mittleren Kreisen der Gesellschaft zu, und betrachten zuerst verwandte Erscheinungen aus einem Stande, den man sich vor allen übrigen als von dem Laster des Geizes frei vorstellen möchte: aus dem Stande der Geistlichkeit. Der Beispiele sind

wenige; aber eben diese Seltenheit macht sie um so beachtenswerther.

Wie bekannt, hat sich in der anglikanischen Staatskirche ein vollkommeneres Abbild der katholischen Hierarchie erhalten als in irgend einem Europäischen reformirten Staate des Festlandes. Die englischen Prälaten, Erzbischöfe und Bischöfe, bilden eine mächtige Aristokratie, mit ungeheuern Einkünften und einer Macht- und Würdestellung, welche der des weltlichen Adels gleichkommt. Viele Zwischenstufen führen dann zu einer ebenso auffallenden clericalen Beschränkung und Armuth nieder. Mit den zwanzigtausend Pfund betragenden fürstlichen Revenüen des Erzbischofs von Canterbury contrastiren die auf fünfzig Pfund beschränkten Jahreseinkünfte zahlreicher Vikare und Pfarrverweser; mit den bischöflichen Palästen die ländlichen, kaum vor Verfall bewahrten Hütten zahlloser ärmerer Brüder in Christo. Diesen tieferen Regionen der geistlichen Hierarchie gehören die zwei uns bekannten Geizhälse an, deren wir hier als Repräsentanten ihres Standes gedenken wollen.

Der eine, ein Reverend Mr. Jones, starb erst vor wenigen Jahren, achtzigjährig, nachdem er dreiundvierzig Jahre lang die Stelle eines Pfarrverwesers in Blewberry in Berkshire bekleidet hatte. Es brachte ihm diese Stelle nicht mehr als fünfzig Pfund jährlich ein; dennoch hinterließ er, als er starb, ein Vermögen von achtzehntausend Pfund. In früheren Jahren, ehe er nach Blewberry kam, hatte Mr. Jones, so hieß es, gut gelebt und zu Anfang seiner Amtsführung ließ er sich gegen entsprechende Bezahlung speisen und fing an corpulent zu werden. Allein lange dauerten diese "fetten Jahre" nicht. Sei es, daß er seine Ausgaben im Mißverhältniß zu seinen Einnahmen fand, sei es aus Furcht in Schulden zu gerathen, aus Angewöhnung nothgedrungener Beschränkung, oder aus dem geheimnißvoll wachsenden Verlangen, das Wenige, das ihm beschieden,

durch beharrliche Entsagung allmälig zu einem Schatze anzuhäufen — kurz, seine corpulente Erscheinung machte bald einer langen abgezehrten Figur Platz und der ehemalige Lebemann verknöcherte mehr und mehr zu dem skelettartigen Geizhals. Eine Zeit lang hatte er sich im Hause bedienen lassen; nun aber entsagte er auch diesem Luxus und besorgte alle häuslichen Geschäfte selbst. Durch seine Hände ging sogar der größte Theil seiner Wäsche und öfter bat er in den Bauernhäusern um Nadel und Faden, um sich seine halb zerlumpten Kleider zusammenzuflicken.

Wie in seiner Lebensweise, so trug Mr. Jones auch in seinem Anzuge die niedrigste bettelhafteste Armuth zur Schau. Derselbe Hut und Rock, worin er seine Pfarrverwesung antrat, diente ihm, wenn man den Erzählungen seiner Pfarrkinder Glauben schenken darf, während der vollen dreiundvierzig Jahre seiner Amtsführung und die Künste, die er anwandte, um beide Stücke vor gänzlichem Verfall zu bewahren, machte sie zu Wunderwerken des unermüdlich ausbessernden Erfindungsgeistes. So ersetzte er einst den abgetragenen Rand seines Hutes durch ingeniöse Benutzung einer mehr als gewöhnlich respectabeln Vogelscheuche, während sein Rock, nach mehrmaligem Kehren, durch wiederholtes Flicken endlich zu einer Jacke zusammenschrumpfte. Ein neuer Rock wurde nun zum Ausgehen unerlaßlich; aber zu Hause setzte die Jacke nach wie vor ihre alten Dienste fort. Von Hemden hatte er aus früherer Zeit einen ansehnlichen Vorrath, erlaubte sich jedoch Jahre lang nur den Gebrauch eines einzigen und ließ dieses, aus Furcht vor vorschneller Abnutzung, nur alle zwei oder drei Monate waschen. Während es gewaschen wurde, ging er ohne Hemd. Sein Aufzug wurde zuletzt so grotesk, daß jedermann, der ihn nicht kannte, ihn als Bettler behandelte und nur der Zufall ihn vor mitleidig hingeworfenen Almosen schützte.

Seiner äußern Erscheinung entsprach sein häusliches

Leben. Er kochte gewöhnlich nur einmal wöchentlich, am Sonntage, und kaufte für seinen Unterhalt nur dreierlei Dinge: Brod, Speck und Thee. Die beiden ersten erklärte er für nothwendig, den letzteren für seinen einzigen Luxus. Im Winter genügte ihm ein zweipfündiges Laib Brod für die Woche; im Frühling und Sommer, wenn sein Garten Frucht trug, oder wenn er, was öfter geschah, bei seinen Parrkindern zu Gaste war, brauchte er weniger, so daß ihm mitunter die Befriedigung zu Theil wurde, in fünf Wochen mit vier Broden auszukommen. Sein Hauptgetränk war kaltes Wasser; seinen Thee genoß er stets schwach und ohne Zucker und Milch. Obgleich er gerne Bier trank, gab er doch während der dreiundvierzig Jahre seiner Pfarrverwesung nicht mehr als sechs Pence dafür aus; nur wenn er es kostenfrei haben konnte, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Erntefesten, trank er reichlich, bis eine boshafte Bemerkung darüber, die ihm zu Ohren kam, ihn zu dem Gelübde gänzlicher Enthaltsamkeit veranlaßte, dem er während seines ganzen späteren Lebens treu blieb. Feuer, jene vorhöllische Seelenqual des Geizhalses, gestattete er sich nur zum Kochen und sammelte mühsam das dazu erforderliche Reisig aus seinem Garten, oder vom Kirchhofe, während die mit seiner Stelle verbundenen Gefälle seine Scheune mit Holz und Kohlen füllten. War es sehr kalt, so ging er zu einem Nachbar, wärmte sich an dessen Feuer und ging Abends früh zu Bette, meist ohne Licht, da er sich in dieser Hinsicht grundsätzlich beschränkte auf die Reste der abgebrannten Kirchenlichter. Kein lebendes Wesen, weder Hund noch Katze, leistete ihm Gesellschaft. So war er denn im Stande, seine gesammten Ausgaben mit weniger als drei Schillingen wöchentlich zu bestreiten, und da seine Stolgebühren diese Ausgaben überstiegen, seine ganze Jahreseinnahme bei Seite zu legen. Die Zinsen einer kleinen Erbschaft vermehrten diese Summe und aus den Zehnen wurden, indem er älter und älter

wurde, die Tausende, die er, in Form englischer Staatspapiere, am Schlusse seines langen Lebens hinterließ.

Bei allem seinem Geiz war übrigens der Reverend Mr. Jones ein fleißiger Arbeiter in seinem Amte. Wenigstens der Form nach löste er, der treue Vasall des Mammon, das schwierige Problem, zweien Herren zu dienen, zur Befriedigung seiner Pfarrkinder. Die Zahl seiner geschriebenen Predigten belief sich auf mehr als Tausend und mancher meinte, sie würden in weiteren Kreisen Freunde finden. Aber der Verfasser, in diesem Punkte einem der Grundzüge geiziger Charaktere treu, fürchtete die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, seiner Ansicht nach ein unüberwindliches Hinderniß, abgesehen von den bei der Veröffentlichung von Büchern unvermeidlichen Ausgaben für Briefpapier und Postgeld. Seine Predigten blieben daher ungedruckt und seine sonstigen Bemühungen um das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinde erregten keinen Lärm in der großen Welt. Am meisten wurden seine Leichenpredigten bewundert. In allen gemeindlichen oder persönlichen Zwistigkeiten spielte er, so viel als möglich, den Friedensstifter und Versöhner. Auch war es bekannt, daß er, ungeachtet seiner bettelhaften Knauserei, regelmäßig beitrug zu der Bibelgesellschaft, der Missionsgesellschaft und der Gesellschaft zur Bekehrung der Juden, während dieser und jener von Fällen wissen wollte, wo er Leidenden und Bedrängten mit freigebiger Hand in der Noth beigestanden.

Verlust des Gedächtnisses und allgemeiner Verfall seiner Kräfte zwangen ihn im Jahre 1824 zur Niederlegung seines Amtes. Der pathetisch bewegte Ton seiner Abschiedspredigt rührte viele seiner Zuhörer zu Thränen. Sein lebhafter Wunsch war, sein Leben in Blewberry zu beschließen; aber er mußte das Pastorenhaus verlassen und Niemand wollte ihn unentgeltlich bei sich aufnehmen. Unfähig sich von seinem Gelde zu trennen, schrieb er daher auf den Rath eines Freundes

an seine Verwandten in Wales, von denen er mehr als fünfzig Jahre lang nichts gehört, und bat sie, ihm in seinem Alter ein Obdach zu gewähren, indem er mit Emphase bemerkte, "es verlange ihn, wie den Hirsch, da zu sterben, wo er geboren." Sein Wunsch wurde erfüllt und er vermachte sein ganzes Vermögen den Pflegern seines hohen Alters, in deren Mitte er starb.

Wenn der Einfluß ärmlich drückender Verhältnisse, der schreiende Contrast der geforderten Dienste und des gewährten Lohnes der seltsamen Laufbahn dieses Geizhalses wenigstens theilweise als Erklärungsgrund dienen können, so fehlt uns jeder Schlüssel zu dem Leben und den Thaten eines andern clericalen Verehrers des Mammon, des Reverend Mr. Trueman aus Daventry. Denn Trueman besaß statt einer einzigen elenden Vikarei mehrere Pfarrstellen, mit einem Gesammteinkommen von etwa vierhundert Pfund, war wie Jones unverheirathet und hinterließ, als Denkmal seiner unermüdlich sammelnden Gier, ein Vermögen von fünfzigtausend Pfund Sterling. In seinem Charakter aber kam, als Gehülfe der einen Alles absorbirenden Leidenschaft, einer der widerwärtigsten Züge des Geizhalses zum Vorschein, dem wir bei den bisher gezeichneten Portraits seiner Genossen noch nicht begegnet sind: der Zug der Dieberei. Der Reverend Mr. Jones war ein arger Filz, aber trotz alledem ein ehrlicher Mann. Der Reverend Mr. Trueman zeichnete sich durch nichts mehr aus als durch eine Art ehelicher Vereinigung der Gelüste des Geizhalses mit denen des Diebes. Man erzählt von ihm, daß er, wenn er seinen Pfarrkindern Besuche abstattete, unterwegs deren Felder bestahl. Um das entwendete Gemüse zu kochen, erbettelte er von den Bestohlenen ein Stückchen Speck und schnitt, falls es unbemerkt geschehen konnte, von der herbeigeholten Speckseite mit seinem Taschenmesser ein zweites Stück ab. Dieses zweite Stück diente ihm dann zum Vorwand, an andern Orten neues Gemüse zu er-

betteln. Ebenso erbettelte er Einladungen zu Besuchen in den Häusern wohlhabender Bauern. Nicht selten quartierte er sich auch ohne vorgängige Aufforderung ein, und es war bekannt, daß er während der Nacht von den Enden der Bettdecken Fäden abtrennte, die er zum Stopfen seiner zerlumpten Wäsche gebrauchte. Ein anderer charakteristischer Zug in dem Leben dieses clericalen Geizhalses war, daß einst die Tochter eines Bauern sein mammonseliges Herz zur Liebe entzündete. Um die Gunst dieser Schönen zu gewinnen, schien es, dürfe er nicht mit leeren Händen kommen. Aber Geschenke kosteten damals wie heute Geld und ihn zur Trennung von den aufgehäuften Schätzen zu bewegen, war selbst Amor ohne Macht. Aber Mr. Trueman hatte Lebenserfahrung genug, die Qualen dieses unlösbar scheinenden Dilemmas zu enden, indem er zu einem seiner würdigen Entschlusse seine Zuflucht nahm. Er erinnerte sich, daß er einen Bruder in der Stadt habe, der mit Kleiderstoffen und Kurzwaaren Handel trieb. Diesen suchte er auf und stahl während seines Aufenthalts, mit gewohntem Geschick, ein Stück Band, das er nach seiner Rückkehr seiner Schönen zu Füßen legte. Nicht lange nachher entdeckte der bestohlene Bruder das vermißte Band, als er von eben jener Schönen, der Geliebten seines hochehrwürdigen Bruders, auf dem Markte Butter einhandelte. Die Geschichte schweigt darüber, ob in Folge dieser Entdeckung oder aus andern Gründen das Verhältniß der Liebenden ein Ende erreichte. Trueman starb in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, unverheirathet, ein alter verknöcherter Junggeselle, wie die meisten seiner Brüder in Mammon. Einer Bestimmung seines Testaments gemäß wurde er unter einer Laube in seinem Garten beerdigt.

Vom Lande kehren wir nun in die Stadt zurück, und zwar zunächst zu einer Wanderung durch die Stadt aller Englischen Städte und durch das commercielle Centrum dieser

Stadt, die City von London. Es gilt allgemein für ausgemacht, daß der Hauptcharakter dieser Stadt ihr colossaler Materialismus ist, der gewaltige, leidenschaftliche Drang nach Gewinn und Anhäufung von Reichthum, der nüchterne calculirende Geist, welcher den vagen Schöpfungen dichtender, philosophirender Träumer die greifbaren Realitäten des Lebens als höchste Güter entgegenhält und sich mit der triumphirenden Darstellung dessen brüstet, was der Engländer durch den Begriff matter-of-fact zu bezeichnen pflegt. Nichtsdestoweniger ist es kein Paradox, sondern das einfache Aussprechen einer Thatsache, wenn wir jener Ansicht gegenüber die Behauptung geltend machen, daß die sociale Geschichte dieser selben Stadt an Fülle der seltsamsten Charaktergestalten, wie der romanhaftesten Begebenheiten die andern Städte der Welt vielleicht in eben dem Maße übertrifft, als sie hervorragt durch die Zahl ihrer Bevölkerung, durch die fabelhafte Größe ihrer räumlichen Ausdehnung. Vielleicht nirgends empfindet man mit unmittelbarerer Gewalt die Wahrheit des Shakespeare'schen Ausspruchs, daß "die wirklichen Ereignisse seltsamer sind als die Dichtung"; und nicht mit Unrecht hat man die bevorzugte Existenz der englischen Novellisten, innerhalb eines aus Romanstoffen gewobenen Lebens, vor dem Schicksal ihrer deutschen Genossen hervorgehoben, die der Anblick einer kleinstädtisch einförmigen, ereignißlosen Umgebung beengt und beschränkt. Wir erinnern hier nur im Vorübergehen an diese Eigenthümlichkeit Londons, und richten, andere Seltsamkeiten und Sonderlinge bei Seite lassend, unsere Aufmerksamkeit auf die innerhalb der Kreise der Londoner City bekannt gewordenen Geizhälse.

Der älteste dieser Citygeizhälse lebte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und hieß Audley. Er begann seine Laufbahn als Advokaten-Schreiber mit einem wöchentlichen Gehalt von sechs Schilling. Aber mit scharfem Verstande begabt, wurde er bald heimisch in den verworrenen

Labyrinthen der juristischen Praxis, deren Dokumente durch seine Hände gingen, und begann die so erworbenen Kenntnisse auf eigene Faust geltend zu machen. Eines seiner Hauptgeschäfte bestand in dem Aufkaufen von Schulden und Verleihen von Geld. Die ersteren erpreßte er, auch in scheinbar verzweifelten Fällen, durch alle Kniffe eines abgefeimten Ränkeschmiedes, von den ihm preisgegebenen Opfern; das letztere beutete er zu unermeßlichem Gewinne aus, mit der unersättlichen Gier des erbarmungslosen Wucherers. Audley war daher ebenso sehr gehaßt als gefürchtet. Doch war er vorsichtig genug, vor seinen puritanischen Zeitgenossen den Schein eines frommen Mannes zu bewahren. Wenn man daher den Wucherer Audley haßte, so ließ sich dem frommen Audley nichts anhaben und seine angehäuften Schätze fanden nicht weniger Neider als die diabolische Klugheit, die ihm dazu verholfen, anstaunende Bewunderer. Er starb, nach dem modernen Kaufmannsausdruck vierhunderttausend Pfund werth, für jene Zeit eine ungeheure Summe. Eine Lebensbeschreibung nennt ihn den "Großen" und führt den bezeichnenden Titel: "Anweisung zum Reichwerden, nach Art des 'großen' Audley."

Dem "großen Audley" der Zeit nach am nächsten steht der Citygeizhals Thomas Guy, der Gründer des nach ihm benannten hauptstädtischen Hospitals, einer der wenigen Geizhälse, welche durch endliche edle Benutzung des zusammengescharrten Geldes die Nachwelt mit ihrem vergangenen Leben aussöhnen. Sein Vater war Lichterschiffer und Kohlenhändler an der Themse und starb, als der Knabe, sein einziger Sohn, acht Jahre alt war. Thomas Guy wurde als Gehülfe zu einem Buchhändler in Cheapside gegeben. Nachdem er hier das Geschäft erlernt, schlug er selbst an der Ecke von Cornhill und Lombardstreet, dem heutigen Mansionhouse gegenüber, einen Buchladen auf. Er hatte bemerkt, daß die englischen Bibeln schlecht gedruckt wurden und faßte den Plan,

in Holland eine bessere und billigere Ausgabe zu veranstalten. Hierdurch gerieth er in Streit mit den Privilegien der englischen Universitäten und dem Monopol des königlichen Buchdruckers, ließ sich indeß dadurch nicht schrecken, sondern brachte es zu einem Contracte mit seinen Gegnern und trieb seitdem, da er die Chancen wohl erwogen, einen vortheilhaften Handel mit der von ihm besorgten Ausgabe der heiligen Schrift. Eine andere Quelle seines Reichthums floß aus Spekulationen in Staatspapieren, besonders in den Aktien der Südsee-Compagnie. Gewinn auf Gewinn strömte ihm auf diese Art zu, so daß sein Vermögen in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts nach hunderttausenden zählte. Aber reich wie er war, trug er in seiner gesammten Lebensweise die Manieren des filzigen Egoisten zur Schau. Seine Kleidung war schäbig, sein Auftreten in geselligem Verkehr nachlässig und formlos. Er speiste an seinem Ladentisch, wobei eine Zeitung ihm als Tischtuch diente. Eine Magd war seine einzige Bedienung und sein Verhältniß zu dieser wirft vielleicht das seltsamste Licht auf seinen Charakter. Er hatte sich in das Mädchen verliebt und ihr versprochen, sie zu heirathen. Einige Tage vor der Hochzeit bestellte er Arbeitsleute, um eine Stelle in dem Pflaster vor seinem Hause auszubessern, und verließ, nachdem er die nöthigen Anordnungen getroffen, in Geschäften das Haus. Während er fort war, fiel dem Mädchen ein zerbrochener Stein auf, jenseits des Raumes, den ihr Herr und Liebhaber den Arbeitsleuten abgesteckt hatte. Da sie erwartete, in Kurzem Guy's Frau zu sein, autorisirte sie die Arbeiter zur Ausbesserung auch dieses Steines. Aber dieser so unschuldig scheinende Auftrag wurde verhängnißvoll für ihr ferneres Schicksal und die Zukunft Guy's. Denn als der Letztere bei seiner Rückkehr fand, daß man seine Aufträge überschritten, und den Grund eines so unverzeihlichen Versehens erfuhr, gerieth er in den heftigsten Zorn, brach das Verhältniß mit dem Mädchen ab und entschloß sich, statt

eine Familie zu gründen, sein Vermögen öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu hinterlassen.

Motive von so grotesker Art liegen mitunter selbst denjenigen Handlungen der Menschen zu Grunde, welche in den Augen der Welt als Wirkungen einer rein humanen Gesinnung und Bildung erscheinen. Guy beharrte bei seinem Entschlusse, und aus dem Aerger über die Kosten der Herstellung eines Pflastersteins erhoben sich mächtige Gebäude in der Hauptstadt, entstanden Anstalten, welche den Namen des ehemaligen Geizhalses Thomas Guy der lebenden Generation noch heute als einen Wohlthäter der leidenden Menschheit vergegenwärtigen. Schon im Jahr 1707 trug er bei zu der Erweiterung des St. Thomas Hospitals; im Jahr 1721, dem sechsundsiebzigsten seines Lebens, erstand er in der Nähe Grundstücke zur Errichtung eines neuen von ihm zu gründenden Hospitals, und im Jahr 1724, kurz vor seinem Tode, wurde der äußere Bau vollendet. Er hatte 190,000 Pfund gekostet; fernere 220,000 Pfund bestimmte Guy für die innere Einrichtung und Verwaltung. Vierhundert von körperlichen Gebrechen leidende Kranke und zwanzig Wahnsinnige sollten darin aufgenommen werden. Den Rest seines Vermögens theilte er unter seine Verwandte; kleinere Legate hinterließ er zu andern wohlthätigen Zwecken, darunter tausend Pfund für die Freikaufung armer Schuldgefangenen in Middlesex und Surrey, deren Lösegeld die Summe von fünf Pfund nicht überstieg. Sein großes Vermögen gewann auch ihm, wie später dem John Elwes, einen Sitz im Parlamente. Er vertrat mehrere Jahre hindurch den Flecken Tamworth, den Geburtsort seiner Mutter, denselben, der in unsern Tagen als Heimath und parlamentarischer Wahlort der Familie Peel eine politische Berühmtheit erlangt hat. Auch diesen Ort bedachte er durch verschiedene wohlthätige Stiftungen, verlor aber nichts desto weniger bei einer Neuwahl seine Stelle. Seitdem zog er sich aus dem politischen Leben zurück

und beschäftigte sich während der letzten Jahre seiner merkwürdigen Laufbahn ausschließlich mit der Durchführung seiner wohlthätigen Pläne. Die frühere Härte seines Wesens hatte sich gemildert und der Geizhals Thomas Guy gab der Welt das seltenste Beispiel preiswürdiger Inconsequenz des Charakters, indem er durch die humane Unbeständigkeit seines Alters die schroffe Starrheit seines vergangenen Lebens sühnte.

Ein flüchtiger Strahl menschenfreundlichen Sinnes erleuchtet auch die häßlichen Züge eines andern Citygeizhalses, des unter dem Beinamen des "Wucherers" bekannten Benjamin Pope. Pope lebte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und war einer der wohlhabendsten Gerber in Southwark, dem Hauptquartier der Londoner Gerberei. Man berechnete zu einer Zeit den Werth seiner Ledervorräthe auf sechzig bis siebzigtausend Pfund, und gab ihm aus diesem Grunde den Beinamen des fetten Pope, da keiner seiner Geschäftsgenossen ihn an behäbiger Fülle des Vermögens erreichte. Allein Pope verlangte nach mehr Geld und begann zu diesem Zwecke ein neues Geschäft. Er faßte den Plan, das Geschäft der Gerberei auf seine Londoner Mitbürger auszudehnen, und trat auf als Geldverleiher, Wechsel- und Hypothekenhändler und allgemeiner Geldtrödler. Seine Operationen auf diesem Gebiete wurden bald so notorisch, daß der Ruhm des "fetten" Pope in dem des "Wucherers" Pope unterging. Aber um seine neuen Unternehmungen erfolgreich durchzuführen, hätte er in den Schlichen und Kniffen des Rechtes bewandert sein müssen, wie der "große Audley". Pope hatte nur die Leidenschaft des Gerbens und Schindens, und gerieth, weil er in seiner Gier den gesetzlichen Werth der Menschenhaut unterschätzte, in heftige Conflicte mit den Londoner Gerichtshöfen. Processe folgten auf Processe, der Gerber selbst wurde erbarmungslos geschunden. Eine Reihe von Gesetzwidrigkeiten in seinen Geldgeschäften mit einem gewissen Sir Alexander Leith zog

ihm endlich die Verurtheilung zu einer Geldbuße von zehntausend Pfund zu. Dies war mehr, als er gefürchtet hatte. Er protestirte gegen das Urtheil als ungerecht und maliciös. Als er fand, daß seine Appellation fruchtlos blieb, machte er alle seine Effekten zu Geld und entzog sich, immer wegen des ihm geschehenen Unrechts grollend, den Verfolgungen seiner Ankläger durch Flucht nach Frankreich. Hier war er seines Geldes sicher, fühlte sich indeß in Kurzem durch seine verlassene Stellung in der Fremde so bedrückt, daß er, unter dem Einfluß einer seltsamen Fatalität, freiwillig nach England zurückkehrte. An die Entrichtung der ihm auferlegten Geldstrafe war keinen Augenblick zu denken. Die einzige Aussicht blieb daher das Schuldgefängniß. Er wählte das letztere, indem er erklärte, er wolle lieber seine Tage im Gefängniß beschließen und gegen das ihm zugefügte Unrecht protestiren, als das Geld bezahlen.

Pope wurde daher in das Fleetgefängniß geworfen, und mit stoischer Gelassenheit ertrug er bis an sein Lebensende, während eines Zeitraums von mehr als elf Jahren, den Verlust seiner Freiheit. Sein Vermögen war noch immer groß genug, um einen Abzug von zehntausend Pfund überstehen zu können; auch suchte man ihn zu wiederholten Malen durch vortheilhafte Vergleichsvorschläge zum Nachgeben zu bewegen. Doch sein Entschluß stand felsenfest. Er hatte erklärt, er werde die Gerechtigkeit seiner Verurtheilung nie anerkennen, und hielt Wort. Im Gefängniß überließ er sich, so viel als möglich, der Befriedigung seiner alten Neigungen. Geldgeschäfte lagen ihm fortwährend im Sinne und trotz der eisernen Thüren, die ihn von der Außenwelt trennten, setzte er von Jahr zu Jahr seine wucherischen Spekulationen fort. Aber er war im Gefängniß noch unglücklicher damit als früher. Sein Lebensunterhalt verursachte ihm weniger Sorge, weil seine Verwandten ihn öfter mit Speisen versahen. Doch bemerkte man, daß er das Maß Bier, dessen Genuß er sich

dann und wann gestattete und das er selbst bezahlte, stets mit ängstlicher Aufmerksamkeit betrachtete, um zu sehen, ob es voll gemessen, aus einem Pfund Talglichte aber immer das schwerste aussuchte, wodurch es ihm dann und wann möglich wurde, einen oder zwei Heller am Pfunde zu sparen. Alle diese Züge bestätigen den Charakter des unverbesserlichen Geizhalses und Wucherers. Nichtsdestoweniger wird von demselben Manne berichtet, daß er viele Jahre lang seine armen Arbeiter und Nachbarn allwöchentlich mit ansehnlichen Fleischvorräthen unterstützte und diese Gewohnheit früherer Zeit auch während seiner Gefangenschaft theilweise beibehielt. War es eine Anwandlung von Reue, ein Rest menschlichen religiösen Gefühles — der "Wucherer" Pope tilgte dadurch einen Theil seiner Schuld an die Menschheit und tritt wenigstens für eine Sonntagsmorgenstunde aus dem Schattenlande der Selbstsucht hinaus in das heitere Licht einer besseren Welt. Er starb als Schuldgefangener im Fleetgefängniß, im Jahre 1794, dem siebenundsechzigsten seines Alters.

Dem Wucherer Pope lassen wir einen jüngeren Zeitgenossen folgen, den Zuckerbäcker Thomas Cooke, der im Jahre 1811 in der Vorstadt Islington starb. Wir begegnen bei diesem Menschen einem der gemeinsten Typen seiner Gattung. In der Reihe der Londoner Citygeizhälse vertritt er die bildungslose plebejische Natur in ihrer abstoßendsten Rohheit. Er war der Sohn armer Eltern aus Norwich und begann sein Leben als Lastträger in dieser Stadt. Später, da er fleißig war und einen guten natürlichen Verstand hatte, gelang es ihm, eine Anstellung bei der Accise zu bekommen. Nachdem er hier eine Weile gedient, übernahm er die Aufsicht über eine Papiermühle. Dieselbe gehörte einer Wittwe, und Cooke, der in Folge seiner Bekanntschaft mit der Accise verschiedene Betrügereien in der Geschäftsführung entdeckte, brachte die Besitzerin durch die Drohung, er wolle dieselbe denunciren, zu dem Entschlusse, ihm ihre Hand zu reichen.

Bald nachher gab er die Papiermühle auf und setzte sich als Zuckerbäcker in London. Obgleich schon als wohlhabender Mann bekannt und erfolgreich in seinem Geschäfte, lebte er hier als abgefeimter Filz und Knauser, mit nichts beschäftigt als mit der Anhäufung von Geld, als mit Plänen, durch listige Betrügereien die Befriedigung der Bedürfnisse zu erreichen, welche seine sinnliche Natur nicht entbehren mochte, deren Bestreitung aus eigenen Mitteln ihm aber als Stein des Anstoßes im Wege lag. Eine dieser Listen war, daß er seine Bekannten zur Essenszeit besuchte und nach vielem Widerstreben an deren Mahlzeit theilnahm. Seinen Bekanntenkreis zu erweitern, erheuchelte er Ohnmachten und Krampfanfälle in der Nähe von Häusern, die er vorher dazu ausgemerkt. Mit flehender Stimme bat er dann um Einlaß. Bot man ihm Wein zur Erfrischung an, so versicherte er zuerst, er trinke nichts als Wasser, ließ sich aber, wenn man in ihn drang, zum Trinken bewegen. Hierauf lobte er den Wein und fragte nach der Handlung, woher man ihn beziehe. Einmal so weit gekommen gab er, dessen Aeußeres auf einen verkommenen Krämer schließen ließ, zu verstehen, er sei Cooke, der reiche Zuckerbäcker, hunderttausend Pfund werth. Dann bemerkte er, es sei Tischzeit und nahm nach einigem Zögern die Einladung, dort zu bleiben, an. Durch ähnliche Manöver wußte er sich Geschenke an Lebensmitteln zu erschwatzen, und erlangte, indem er auf solche Art, ohne viel Geld auszugeben, gut lebte, eine behäbige, stattliche Erscheinung, die ihn von den traditionell hagern, abgezehrten Gestalten anderer Geizhälse unterschied und auf den ersten Blick Manchen über seinen eigentlichen Charakter täuschte. Ueberhaupt war er mehr bemüht, eine gewisse Respektabilität zu heucheln, die er nicht besaß, als den Reichthum zu verbergen, auf dessen todten Besitz er stolz war. Natürlich gelang ihm dies bei dem eingeborenen Cynismus seines Wesens nur theilweise. So ging er für gewöhnlich regelmäßig zur Kirche und nahm

zu bestimmten Zeiten das Abendmahl. Dazwischen aber kamen Sonntage, wo er seiner Magd befahl, ihm ein Stück Brod, ein Gebetbuch und etwas Wein, von welchem letzteren sie einen Rest in der Flasche finden werde, in's Zimmer zu bringen; denn er wolle, so bemerkte er, für diesmal das Abendmahl zu Hause statt in der Kirche nehmen, wo es ihm einen Schilling zu viel koste.

In spätern Jahren zog er sich ganz von Geschäften zurück. Seine Hauptbeschäftigung war, den Garten hinter seinem Hause umzugraben und sein Lieblingsgemüse, Kohl, darin zu bauen. Den Dünger dafür sammelte er selbst von der Straße. Seine Frau war lange gestorben und seine Bedienung bestand aus zwei Mägden. Durch eine derselben ließ er sich, bei überhandnehmender Schwäche seiner Augen umherführen, wenn er ausging. Beiden versprach er ansehnliche Legate, täuschte sie jedoch mit der ihm eigenen Falschheit und hinterließ einer jeden nicht mehr als die erbärmliche Summe von zehn Pfund.

Wie alle Geizhälse hatte Cooke den größten Widerwillen gegen die Aerzte und entschloß sich nur in der höchsten Noth zur Einholung ärztlichen Rathes. Der verhaßten Vergütung dieses Rathes wußte er immer auf allen möglichen Umwegen auszuweichen. Um einen bekannten Augenarzt unentgeltlich consultiren zu können, verkleidete er sich als Bettler, erlangte als solcher ein Certificat und wurde mehrere Wochen frei behandelt, ehe man seinen Betrug entdeckte. Ein anderes Mal wendete er sich wegen eines Geschwürs an einen Wundarzt. "In wie viel Zeit können Sie dies heilen?" fragte ihn der Geizhals. — "In ungefähr einem Monat," war die Antwort. — "Wie viel wird es kosten?" — "Eine Guinee." — "Gut," sagte Cooke; "aber bedenken Sie, das ist viel Geld, und wenn ich darauf eingehe, es zu zahlen, so ist es nach dem Grundsatz: keine Kur, kein Geld. Bin ich also zu Ende des Monats nicht geheilt, so erwarten Sie nicht,

daß ich bezahle." — Der Wundarzt ging darauf ein und das Geschwür heilte bald so augenscheinlich, daß Cooke fernere Besuche für unnöthig erklärte. Um aber seine Guinee zu retten, verschaffte er sich zu Ende des Monats ein Pflaster von einem Barbier, brachte damit an der Stelle des ersten Geschwürs ein zweites hervor, zeigte dasselbe dem Wundarzt und erkärte ihm, er habe die Guinee verloren. Mit vielem Behagen erzählte er später von diesem Vorgang, als einem der vortrefflichsten Beispiele, wie man "Tauben rupfe".

Auf seinem Todtenbette schickte er nach mehreren Aerzten; doch er war zu wohl bekannt, als daß man hätte eilen sollen, seinem Rufe zu folgen. Als endlich ein Arzt erschien, gab Cooke es zu, daß ein Recept zum Apotheker geschickt werde. Dann fragte er den Arzt, wie lange er noch zu leben habe. "Vielleicht eine Woche," erwiderte jener. Bei diesen Worten fuhr der Kranke im Bette auf und rief: "Sie Schurke, Sie Gauner, mich so zu bedienen!" — "Wie denn?" fragte der erstaunte Schüler Aesculaps. — "Nun, Sir, Sie sind nicht besser als ein Dieb, mir mein Geld mit Ihren Arzneien zu stehlen, da Sie wohl wissen, daß alle Ihre Tränke mich kaum eine Woche am Leben halten werden. Verlassen Sie mein Haus, kommen Sie nie wieder."

Cooke starb im August 1811, nach einer kurzen Krankheit. Seine widerwärtige Heuchelei war, wie sein Geiz, während seiner letzten Lebensjahre ein öffentliches Geheimniß geworden; er war allgemein verhaßt und wurde unter dem lauten Hohn des Volkes begraben. Kohlstrünke, deren Pflege er im Leben so viel Sorgfalt gewidmet, folgten ihm, mit Verwünschungen und Flüchen vermischt, in die Grube nach. Der größte Theil seines Vermögens fiel an wohlthätige Stiftungen.

Dem Bilde dieses Geizhalses schließt sich in würdiger Weise ein Seitenstück aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft an, unter dem wir den halb von Staub und Motten

zerfressenen Namen Job Sawtrey erkennen. Sawtrey war aus Northumberland und kam im Jahre 1780 in bettelhaftem Aufzuge nach London. Er hatte kein Geld, kannte niemand und war daher für Unterhalt, Wohnung und Beschäftigung auf die Straßen der großen Stadt angewiesen. Wäre er geselliger Natur gewesen, oder hätte er das in London nicht eben seltene Talent zur heimlichen Aneignung fremden Eigenthums besessen, so würde es ihm nicht schwer geworden sein, in einer der Bettler- und Diebsassociationen der Hauptstadt Eingang zu finden. Aber wie es scheint, besaß er ein verschlossenes Temperament und einen gewissen Grad naturwüchsiger Ehrlichkeit. Statt in den Bettlerhöhlen suchte er daher ein nächtliches Unterkommen in der Nähe einer Ziegelbrennerei, und statt zu stehlen, bildete er sich ein aus gelegentlicher Bettelei und dem Auflesen abgefallener Hufeisennägel zusammengesetztes Tagewerk, das ihn eine Weile kümmerlich ernährte. Als es Winter wurde, hatte er schon etwa fünfzig Shilling erübrigt, schlief aber immer noch an seiner alten Stelle im Freien und wurde nur durch den Umstand, daß er den Wechsel der Jahreszeit seinem Geschäfte ungünstig fand, zu einer Aenderung seiner Lebensweise veranlaßt. Er sammelte nun Knochen, Lumpen und Abfall jeder Art, die er in den sogenannten Rag- and Bone-Shops verkaufte.

Als er so eines Morgens, seiner Gewohnheit gemäß, bei dem ersten Grauen des Tages die Straßen durchwanderte, fand er ein Taschenbuch, welches Papiere und Ringe von bedeutendem Werth enthielt. Kurz darauf hörte er, dem "ehrlichen Finder" sei eine Belohnung von zehn Guineen verheißen, und eilte, durch Ablieferung des Buches diese Summe in Empfang zu nehmen. Dieser Glücksfall gab seinem Ehrgeiz einen neuen Impuls. Er miethete nun ein elendes unterirdisches Loch in dem berüchtigten Quartier von Seven Dials und legte aus seinen Lumpen-, Knochen- und Nägelsammlungen einen Laden an. Etwas später erweiterte er

sein Geschäft durch Verleihung von Geld auf Pfänder. Nach einigen Jahren war er im Stande, seine Höhle mit einem überirdischen Lokal zu vertauschen. Aber je besser es ihm erging, um so ängstlicher beschränkte er seine täglichen Bedürfnisse. Eine Brodkruste, ein Glas Wasser und ein hartgekochtes Ei oder ein geräucherter Häring reichten für Frühstück, Mittag und Abend aus. Da sein Geschäft ihm unter dem Umstande zu leiden schien, daß er den ganzen Tag an seinen Laden gefesselt war, miethete er einen Gehülfen, jagte denselben jedoch bald fort, als er entdeckte, daß er ihn um ein paar Pence betrogen. Eine andere Sorge verursachte ihm das Verbergen seines Geldes. Jeder Winkel schien ihm nicht sicher genug; auch die Ausgrabung eines Verstecks in dem Dunkel seines Kellers beruhigte ihn nur theilweise.

Endlich hielt er es für das gerathenste, sich zu verheirathen. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft war ihm schon länger durch ihr arbeitsames Wesen aufgefallen und die Berechnung der Vortheile, deren er durch ihre Mithülfe gewärtig sein durfte, überwog die eingeborene Furcht des Geizhalses vor den vermehrten Kosten des ehelichen Lebens. Er bot daher dem Mädchen seine Hand und wurde angenommen. Auch hatte er sich in seiner Wahl nicht getäuscht. Sein Geschäft besserte sich von Jahr zu Jahr. Nach einiger Zeit hatte sein Kapital so beträchtlich zugenommen, daß er nach Art der wohlhabenden Trödler den Handel seines Lumpenmarktes zu dem einer Geldbude erheben konnte und zu phantastischen Procenten Geld auslieh und Wechsel discontirte. Uebrigens blieb seine elende Lebensweise unverändert dieselbe. Seine Ehe war kinderlos; nichts störte daher die monotone Ausbildung seines Charakters in der einmal genommenen Richtung. Als im Laufe der Zeit seine Frau starb, verkaufte er seinen Laden in Seven Dials und miethete ein Büreau in einer der düstern Gassen der City. Hier saß er viele Jahre lang, von zehn bis vier Uhr, hinter einem mit Papie-

ren bedeckten Pulte, seine Kunden erwartend, wie die Spinne die Fliegen, und scharrte Summen auf Summen zusammen, bis das Vermögen des frühern Lumpensammlers in die Region der Hunderttausende aufstieg. Doch die unausgesetzte Arbeit und Vernachlässigung seiner selbst hatten seine Gesundheit untergraben. Er sah sich genöthigt, einen Arzt zu consultiren, und wurde versichert, nichts als das Aufgeben seines Geschäftes und ein Aufenthalt auf dem Lande könne sein Leben retten. Widerstrebend folgte er diesem Rathe und zog sich, nachdem er seine Schätze in englischen Staatspapieren angelegt, nach dem acht Meilen von der City entfernten Dorfe Charlton an der Themse zurück.

In Charlton miethete Sawtrey ein geräumiges Haus, dessen Aeußeres auf Wohlhabenheit schließen ließ, während das Innere ein Bild des Verfalls darbot. Er wohnte hier mit einer alten Haushälterin, einer wunderlichen Erscheinung, bei der man unwillkürlich an die Macbethschen Hexen erinnert wurde, und einer Katze, welche mit der Alten in mysteriösem Einverständnisse zu stehen schien. Altmodische Meubeln machten die Zimmer, die das seltsame Trio benutzte, unwohnlich; die unbenutzten Zimmer standen leer und wurden von Jahr zu Jahr mit dickerem, undurchdringlicherem Staub, Schmutz und Spinngeweben angefüllt. Die Kleidung und Lebensweise des Hausherrn standen mit einer solchen Umgebung in völligem Einklang. So lange er Geschäfte geführt hatte, war ein wenigstens leidlich anständiger Anzug unvermeidlich gewesen, jetzt, da er weder Leute zu sehen brauchte, noch sehen wollte, mochte er an fernere Ausgaben für 'nutzlosen Staat' nicht denken. Die vorhandene Garderobe mußte nun bis zu seinem Lebensende ausreichen, und wenn sie der Ausbesserung bedurfte, so war er sein eigener Schneider und Schuster. Am besten gelang ihm, dem ehemaligen Einsammler der Hufeisennägel, das Zusammenflicken von Absätzen; mit den Sohlen wollte es zu seinem Leidwesen nicht recht von statten gehen, weßhalb

er genöthigt war, dann und wann die Hülfe eines Kunstverständigen in Anspruch zu nehmen. Während des Winters saß er, um ein zweites Feuer zu sparen, meist in der Küche, beschäftigt, für sich selbst und seine Haushälterin Strümpfe zu stricken. Im Frühling und Sommer arbeitete er, wie Cooke, eifrig im Garten und suchte den Dünger von der Straße zusammen. Um seinen Hut zu schonen, arbeitete er, auch bei kaltem unfreundlichem Wetter, im bloßen Kopfe, zu seiner Rechtfertigung bemerkend: die Köpfe seien vor den Hüten gemacht worden. Was die Sorge für seine Nahrung anging, so lebte er in derselben elenden Weise wie einst in Seven Dials. Die Hauptbestandtheile seiner Mahlzeiten waren Brod, Häringe und Thee — Alles in Quantitäten, die auf nichts weiter berechnet schienen als die Verhinderung des Hungertodes. Sein abendlicher Thee war seine liebste Mahlzeit. Er nahm denselben gewöhnlich um sechs Uhr und schickte dann, um Feuer und Licht zu sparen, seine Haushälterin sofort zu Bette. Ihm selbst blieb nur noch die Pflicht, zu untersuchen, ob sein Haus genügend gegen Diebe gesichert sei, worauf auch er sich zur Ruhe begab.

Seine Wohnung verließ Sawtrey nur zweimal jährlich, um seine Dividenden in London in Empfang zu nehmen. Diese, obgleich sie seine Ausgaben weit überstiegen, schlug er dann nicht zum Kapital, sondern häufte sie in seinem Hause zu einem neuen Schatze auf. Es war die Nemesis, die ihn verfolgte. Denn während die Betrachtung des blinkenden Metalls ihn momentan mit heimlichem Entzücken erfüllte, störte die Furcht vor Dieben die Ruhe seiner Tage und Nächte, und mit immer erneuter Angst wechselte er sorgend, zweifelnd die Verstecke des todten Reichthums, dessen Hütung er sich, wie unter dem Einfluß eines bösen Zaubers, ohne Noth aufbürdete. Gegen das Ende seines Lebens versank er mehr und mehr in Schmutz und Selbstsucht. Haar und Bart umgaben ungekämmt, ungeschnitten in struppiger

Verwirrung seine eingefallenen Züge. Den Gebrauch von Seife hatte er schon Jahre lang vermieden, auch der Gebrauch kalten Wassers schien ihm endlich überflüssig. Mit Mühe verstand er sich dazu, seine Haushälterin, die ihm den Dienst kündigte, durch kleine Zugeständnisse zum Bleiben zu bewegen. Verpflichtungen gegen die Genossin seines Alters und seiner Einsamkeit fühlte er nicht. Statt ihre Dienste durch ein Vermächtniß anzuerkennen, war er bei seinem Tode ihr Schuldner, und die Verwandten, an welche das Vermögen des Geizhalses fiel, wurden erst nach langem Sträuben bewogen, die Ansprüche der jammervollen Alten durch Auszahlung des rückständigen Lohnes zu befriedigen.

Von den höchsten zu den untersten Kreisen der socialen Hierarchie haben wir so die Herrschaft derselben dunkeln Leidenschaft an einer Reihe von Charakterfiguren beobachtet. Die Verhältnisse, unter welchen die verschiedenen Persönlichkeiten in's Leben traten, ihre Naturanlagen und ihre Schicksale zeigten in fast allen Fällen individuelle Abweichungen; der eine hervorstechende Grundzug kehrte, in dem Spiel heterogener Schattirungen und Formen, bei allen unverkennbar wieder. Aber das Durchmessen des weiten Weges vom Königsthrone zu der unterirdischen Höhle in Seven Dials hat unsere Wanderung nur nach Einer Richtung hin beendet. Indem wir zurückblicken, fällt uns auf, daß jene ganze Sammlung von Geizhälsen mit einer einzigen Ausnahme aus männlichen Porträts besteht, und es drängt sich die Frage auf, ob das zarter besaitete Herz des Weibes dem Zauber des Mammon erfolgreicher widerstehe, als die gefühllos harten Seelen der Männer, ob der weibliche dem männlichen Gelderemiten nur als seltene Ausnahme gegenüber tritt?

Die Erfahrung verneint diese Frage. Excentrisch in allen edeln Leidenschaften, wird das Frauenherz auch in der unedlen

Leidenschaft des Geizes zu Extremen fortgerissen, und unsere Galerie würde psychologisch wie historisch unvollkommen bleiben ohne die Hinweisung auf einige weibliche Charaktergestalten, die als Nonnen in dem dem Mammon geweihten Kloster keine unwürdige Stelle einnehmen.

Einer jener excentrischen Züge ist die entschlossene Durchführung des Princips des Geizes bis zu der letzten furchtbaren Consequenz des Hungertodes. So erzählt man von einer Frau, deren Namen und Herkunft Niemand kannte, daß sie, anscheinend im Zustande größester Bedürftigkeit, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in Giltspur Street in London, dem Newgategefängniß gegenüber, eine Wohnung miethete. Niemand besuchte sie, sie ging selten aus und nach Allem, was man sah und hörte, war man der Meinung, sie sei im Genuß einer kleinen Pension, gerade genügend, ihr Leben auf's Kümmerlichste zu fristen. Einst nun kam sie eine Reihe von Tagen hindurch nicht zum Vorschein, so daß die Nachbarn, wegen ihres Schicksals besorgt, die Thür ihres Zimmers gewaltsam öffneten. Man fand sie todt in ihrem Bette und die zur Todtenschau herbeigerufenen Aerzte erklärten Mangel an Nahrung für die Ursache ihres Todes. Wie erstaunt war man daher, als bei Durchsuchung des Zimmers in verschiedenen Verstecken ein Vermögen entdeckt wurde, welches die Summe von fünftausend Pfund Sterling erreichte. Ein altes Corset, mit andern Lumpen in den Kamin geworfen, enthielt dreihundert Pfund in Banknoten. Der Rest des Vermögens bestand aus Aktien, Wechseln und baarem Geld. Ueber die Herkunft des seltsamen Wesens gab nichts Aufschluß; auch meldeten sich keine Erben; das gefundene Geld fiel daher an die Krone.

Unter noch auffallenderen äußern Umständen starb um dieselbe Zeit ein anderer weiblicher Geizhals in der Hafenstadt Deptford an der Themse. Die Wittwe eines Capitains der ostindischen Compagnie, war sie in der Umgegend wohl

bekannt. Sie hatte vierzig Jahre in Deptford, zwölf in Greenwich gewohnt und man schätzte ihr Vermögen, Diamanten und Silberzeug abgerechnet, auf zwanzigtausend Pfund. Dennoch lebte sie einsam und kläglich in einer kleinen Miethwohnung, in dem Hause eines Eisenwaarenhändlers, ging in zerlumptem Aufzuge, erlaubte sich kleine Diebereien, versagte sich während ihrer letzten Lebensjahre selbst den Gebrauch von Feuer und Licht. Auch in diesem Falle erregte ihr langes Verschwinden Besorgniß. Man brach ihre Thüre auf und fand sie im Sterben. Sie hatte sechs Tage lang nichts gegessen und getrunken und starb bald darauf an Entkräftung.

Entkräftung in Folge freiwilligen Hungerleidens war auch die Ursache des Todes einer Mrs. Grey, einer kinderlosen Wittwe, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Hull lebte. Was ihre Geschichte besonders interessant machte, war der Ausdruck gefaßter Heiterkeit, womit diese Frau die selbst auferlegten Entbehrungen ertrug, als handle es sich um die Erreichung eines guten Zwecks, die Ausführung einer edeln Mission. Es gab Leute, die, durch den Schein getäuscht, sich weigerten, den Erzählungen von ihrem Geize Glauben zu schenken; allein fragte man nach Thatsachen zur Rechtfertigung eines so günstigen Eindrucks, so blieben die Nachforschungen vergeblich. Mrs. Grey's Märtyrerthum beschränkte sich lediglich auf die Unterordnung aller andern Lebenszwecke unter den einen Hauptzweck der Anhäufung von Geld. Man bemerkte, daß sie den Freitag regelmäßig als einen Fasttag beobachtete, und schloß daraus, sie sei katholisch; doch ob diese Meinung gegründet war oder nicht, ihr Fasten war und blieb der einzige bekräftigende Umstand, welcher keinen Zweifel zuließ. Wenn man sie indeß nie in der Kirche sah, so sah man sie um so häufiger in den Gassen, beschäftigt, Papier, Knochen und Lumpen aufzulesen, und unter den Eingeweihten war es kein Geheimniß, daß sie es

verstand, die so gesammelten Schätze in Geld umzuwandeln. Während des Frühlings und Sommers war sie viel im Feld und kehrte meist mit einer wunderlichen Sammlung von Beeren, Nesseln, Kräutern und Wurzeln heim, die sie in den verschiedensten Formen für ihre Mahlzeiten benutzte. Ihren ganzen Haushalt besorgte sie ohne fremde Beihülfe mit eigener Hand. Einmal monatlich hielt sie große Wäsche. Sie verschloß dann ihr Zimmer und ließ sich vor Niemanden sehen, weil sie, so munkelten die Nachbarn, in einem Aufzuge umhergehe, der es unschicklich mache, von fremden Augen bemerkt zu werden. Hatte sie ihre Wäsche beendet, so zog sie ein altmodisch respektables Kleid an, wickelte einen halb verfaulten Häring aus ihrer Vorrathskammer in ein Stück braunes Papier und stellte sich bald hier, bald dort als Gast zum Thee ein, den Häring als Aequivalent der von ihr benützten Gastfreiheit zu allgemeinem Mitgebrauch darbietend.

So oft die Gelegenheit sich bot, las sie die Zeitung. Mit Fetzen des von ihr gesammelten Papiers, worauf Anekdoten oder Verse standen, beklebte sie die Wände ihres Zimmers. Aus diesen beiden literarischen Hülfsquellen versah sie sich mit einem Vorrath curioser Citate, die sie bei allen Gelegenheiten vorbrachte, anscheinend selbst überzeugt und andere überzeugend, daß sie eine mehr als gewöhnlich liberale Erziehung genossen und ihre Zuhörer an allgemeiner Bildung weit übertreffe. Auch stand sie nicht an, die Resultate ihrer Lectüre zu praktischen Zwecken auszubeuten. Als sie z. B. in einer Zeitung las, man habe von den Blättern des schwarzen Johannisbeerbusches Thee bereitet, machte sie sofort den Versuch und erklärte emphatisch, kein Thee, der von China komme, habe ihr je besser geschmeckt.

Ihre Matratze stopfte sie mit feingezupften Fragmenten alter Schiffstaue. Es verbreitete sich dadurch ein Geruch von Theer um ihr Bett, von dem sie behauptete, derselbe sei das treff-

lichste Heilmittel für eine leidende Brust, was auch der alleinige Grund, weßhalb sie sich jener alten Schiffstaue in der angegebenen Weise bediene. Der einzige menschenfreundliche Akt ihres Lebens war die Aufnahme einer verwaisten, armen Nichte. Aber das Verhältniß dauerte nur kurze Zeit; das Mädchen fand bald ihr Leben unter dem Schutze ihrer großmüthigen Wohlthäterin so unerträglich, daß jedes andere Loos hoffnungsreicher erschien als dieses, und sie verließ das Haus der Tante ohne Abschied. Mrs. Grey kehrte nun zu ihrer gewohnten einsamen Lebensweise zurück, und je weiter ihre Jahre vorrückten, um so unerbittlicher schienen Schmutz und selbstsüchtige Härte des Geizes ihr ganzes Wesen in Besitz zu nehmen.

So oft sie ihren Bekannten Besuche abstattete, mußte das altmodisch anständige Kleid früherer Tage den hergebrachten Schein von Respektabilität erneuern; zu Hause saß sie dagegen ganze Tage, hexenhaft, in eine Bettdecke eingewickelt, auf einem Schemel, vor dem Kamin, in die halbverglimmten Kohlen starrend, den einzigen Luxus, dessen Genuß sie sich erlaubte. Es hieß, daß sie ihr Ende ein ganzes Jahr lang vorausgesehen; wenigstens erzählte sie selbst, ein Traum habe ihr die Zeit ihres Todes geoffenbart, und es fehlte nicht an Leuten, die wissen wollten, jene Offenbarung sei auf Tag und Stunde wahr geworden. Als sie krank wurde, verbot sie die Zuziehung eines Arztes; ebenso wenig wollte sie von Pflege seitens der Hausleute und Nachbarn hören. Sie legte sich zu Bette, wies Speise und Trank zurück und starb eines Nachts halbverhungert, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, das Feuer zu löschen, welches ein wohlmeinender Nachbar aus Rücksicht für ihren Zustand angezündet. Wie viel Geld sie zusammengescharrt, wurde nicht mit Sicherheit ermittelt. Man entdeckte in verschiedenen Verstecken eine Summe von mehreren tausend Pfund; aber der Umstand, daß die nächsten Miether ihrer Wohnung in

besserem Stile lebten, als ihre früheren Vermögensverhältnisse zu rechtfertigen schienen, führte zu dem Verdacht, daß neue Verstecke von denselben aufgefunden und bedeutende Schätze der Alten in ihren Besitz gelangt seien.

Wenn das Leben dieser Frau in manchen Zügen entschieden weibliche Eigenthümlichkeiten einer geizigen Natur erkennen läßt, so ist dies in noch weit höherem Maße der Fall bei ihrer Zeitgenossin Elisabeth Bolaine aus Canterbury, einem Original, von deren Laufbahn so viele und so seltsam charakteristische Details bekannt geworden sind, daß sie in beiden Beziehungen dem berühmten John Elwes als weibliches Gegenstück würdig könnte zur Seite gestellt werden.

Elisabeth Bolaine war die Tochter eines Apothekers in Canterbury und wurde im Jahr 1723 geboren. Ihr Vater, ein Mann in wohlhabenden Verhältnissen, gab ihr eine gute Erziehung. Sie war hübsch, wußte sich vortheilhaft zu kleiden, besaß überdies manche gesellige Talente; aber Habgier, Selbstsucht, leidenschaftlich rohes Temperament lagen schon während ihrer frühen Jugend mit den durch Natur und Schicksal gewährten Vorzügen im Streite und trugen, so oft eine praktische Entscheidung getroffen werden mußte, ohne Ausnahme den Sieg davon. Sie war noch jung als ihr Vater starb und sein Vermögen zu gleichen Theilen der Mutter, der Tochter und seinem einzigen Sohne, ihrem Bruder, hinterließ. Da der letztere sich bald nachher verheirathete, fiel die Pflege der leidenden Mutter der Tochter zu. Diese jedoch schien für nichts Sinn zu haben als für die Erlangung des Erbtheils der Mutter. Die Pflege der Kranken auf's schamloseste vernachlässigend, beschleunigte sie ihr Abscheiden durch die karg abmessende Knauserei, womit sie den körperlichen Bedürfnissen der Mutter Rechnung trug. Oefter hatte der Bruder, dessen Sinnesweise ebenso gutmüthig sanft als die der Schwester wild und unbändig war,

ihre Speisekammer mit Vorräthen versehen; allein die unnatürliche Tochter hatte diese Gaben nutzlos verschimmeln lassen. Nach allen diesen Vorgängen konnte es nicht überraschen, daß das Testament der Verstorbenen die Tochter überging. Aber entschlossen, wie sie einmal war, die lang begehrte Summe in ihrem Besitze zu sehen, verursachte dieser Umstand ihr wenig Kopfbrechen. Sie, deren Herz ohne Neigung für die Lebende gewesen, fühlte keine Achtung vor dem letzten Willen der Todten. Ein neues Testament fälschend, substituirte sie ihren eigenen Namen dem des Bruders und nahm die Erbschaft in Anspruch. Der Bruder entdeckte den Betrug; aber die Rücksicht auf den guten Ruf seiner Familie, auf die Ehre seiner Schwester bestimmte ihn, seine Entdeckung zu verheimlichen. Seine einzige Rache war die kühl abweisende Haltung, die er seitdem gegen die Schwester annahm. Seltsam genug empfand die letztere den Stachel dieser großmüthigen Bestrafung; aber statt der Reue über die eigene Sünde erwachte Haß gegen das unschuldige Opfer derselben in ihrem ungestümen Herzen. Vielleicht war es dieser Haß allein, vielleicht die Furcht, ihr Geheimniß entdeckt zu sehen, was sie zu einer andern unerhörten That fortriß. Die Folgen eines Sturzes vom Pferde fesselten ihren Bruder an's Zimmer, als sie eines Tages zu ihm hereintrat, die Thür schloß und verriegelte, auf ihn zueilte, ein Messer hervorzog und nach ihm stieß. Sie verfehlte ihr Ziel, der Bruder sprang auf, warf sie, da sie widerstand, zu Boden und entwand die Waffe ihren Händen. Auch dieser Vorgang wurde geheim gehalten und erst später einigen wenigen bekannt.

Schon vorher hatte Elisabeth Bolaine, als eine junge Dame von Schönheit und Witz, in den geselligen Kreisen ihrer Vaterstadt einen gewissen Ruf erworben und mehr als Einen Bewunderer gefunden. Wie wenig zum Glück dieser letzteren, ist unschwer zu begreifen. Die Furie ihres Hauses,

war sie in der Gesellschaft die kalte, verführerisch lächelnde Kokette, immer bereit, die Huldigungen ihrer Opfer zu empfangen, ihre Liebe bis zum Wahnsinn zu reizen, dann dem Spiele, das sie eine Weile kostenfrei unterhalten, ein Ende zu machen und ein neues zu beginnen.

Eines der Opfer, welche in ihre Schlingen fielen, war ein Capitain E., der sie auf einem Lord Mayor's Ball in London kennen lernte. In Kurzem leidenschaftlich verliebt, bot er der reizenden Sirene seine Hand an. Sie nahm wie gewöhnlich seine Geschenke, hielt jedoch mit ihrem Versprechen zurück. Der Capitain wurde ungeduldig und faßte, da alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, den Plan, die unwillige Schöne zu entführen. Bei einem neuen Besuch in London lockte er sie in einen Wagen, befahl dem Kutscher, nach Fleetstreet zu fahren, wo zu jener Zeit zahlreiche Heirathsbüreaus existirten, in denen eine gesetzgültige Ehe ohne Verzug abgeschlossen werden konnte, und bestand darauf, sie solle sich ihm dort vermählen. Miß Bolaine, überrascht und erschreckt, bestand darauf, der Kutscher solle sie unverzüglich nach Hause führen. Ein hitziger Streit erhob sich und Schelten, Schreien und Lärmen stiegen zu solcher Höhe, daß die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt und die Widerspenstige von dem halb drohenden, halb verzweifelten Liebhaber befreit wurde.

Ein anderer späterer Bewunderer gewann dem Anschein nach ihre Neigung, soweit ihr Herz einer solchen fähig war. Als Unterpfand ihrer Liebe übergab sie ihm, vermuthlich auf Veranlassung des glücklichen Bewerbers, der ein Advokat war, eine Anweisung von zweihundert Pfund, unter der Bedingung, sie solle diese Summe einbüßen, falls sie ihr Versprechen zurücknehme. Mit einer solchen Waffe in den Händen mochte der Bräutigam sich ihres Besitzes ziemlich sicher fühlen. In der That fehlte es nicht an den leidenschaftlichsten Scenen. In einem Anfalle von Eifersucht ging Miß Bolaine so weit, Hand an sich zu legen, und der ent-

setzte Liebhaber brachte ihrem Arm eine Wunde bei, indem er ihr das Messer zu entreißen suchte. Dann gab es eine zärtliche Versöhnung. Tag und Stunde der Hochzeit wurden festgesetzt, und in einem Augenblick verliebter Schwäche gab der Bräutigam die verhängnißvolle Anweisung zurück. Die Stunde war gekommen, der Prediger stand am Altare, der Bräutigam nebst einer Schar von Zuschauern wartete auf das Erscheinen der Braut; aber die Braut erschien nicht. Wüthend verließ der Getäuschte die Stadt, während Miß Bolaine ihre Freude nicht verbergen konnte, einen Advokaten hintergangen zu haben.

Nach dem Tode ihrer Mutter bewohnte sie ein Boardinghaus und machte hier die Bekanntschaft eines reichen alten Herrn, dessen Herz in zärtlicher Liebe für sie entflammte. Sie erwiderte seine Neigung und versprach ihm ihre Hand, machte jedoch die Erfüllung ihres Versprechens von einer Forderung abhängig, zu deren Gewährung ihr Liebhaber sich nicht zu entschließen vermochte: von der Forderung, in dem Heirathscontract sein ganzes Vermögen sofort auf sie zu übertragen. Die Heirath scheiterte an diesem Stein des Anstoßes. Dagegen kam ein anderes Arrangement zu Stande. Miß Bolaine willigte ein, die Maitresse ihres Liebhabers zu werden, und das seltsame Paar bezog eine geräumige Wohnung in der Stadt. Voraussichtlich konnte ein unter so bizzarren Umständen geschlossenes Verhältniß nicht lange dauern. Dem alten Herrn wurde die Herrschaft seiner Xantippe bald unerträglich. Er trennte sich von ihr, nachdem sie ihn eines Tages, weil er das Mittagsmahl spärlich und schlecht bereitet fand, in einem Wuthanfall die Treppe hinuntergeworfen. Als er nicht lange nachher starb, versuchte Miß Bolaine, durch Vorbringung einer Menge angeblich von ihm contrahirter und unbezahlt gebliebener Rechnungen, von seinen Verwandten Geld zu erpressen; doch blieben ihre Bemühungen erfolglos. Sie hatte inzwischen schon angefangen,

andere Pläne in Ausführung zu bringen. Einmal, auf die beschriebene Art, in einem geräumigen und wohl möblirten Hause installirt, beschloß sie, die Gelegenheit zu nutzen und vermiethete die Zimmer, welche sie selbst nicht gebrauchte. Auch lud sie mitunter Bekannte, angeblich zu freundschaftlichen Besuchen, in ihr Haus ein und bestand später auf der Bezahlung ihrer Gastfreiheit, die sie zu enormen Summen berechnete. Was sie selbst anging, so vermied sie jede Bezahlung so lang als möglich. Einer ihrer Mägde verweigerte sie sieben Jahre ihren Lohn; eine andere jagte sie aus dem Hause, als sie fand, dieselbe habe, unter dem doppelten Einfluß des Hungers und der Kälte, auf eigene Faust ein Feuer angesteckt und ein Stück Brod genommen. Eine Scheere ergreifend, stürzte sie wüthend auf das Mädchen zu, drohte sie zu erstechen und wurde nur durch gerichtlichen Zwang dahin gebracht, den rückständigen Lohn zu berichtigen.

Eine Reihe von Jahren war so verflossen, als ein anderes Opfer in ihre Schlingen fiel, ein ältlicher Junggesell, von dessen Vergangenheit nicht viel bekannt war, der aber in Sinnesweise, Neigungen und Gewohnheiten dem Gegenstande seiner Bewunderung so auffallend glich, daß es scheinen wollte, als habe die Natur beide für einander geschaffen, als erfülle sich in ihrer Vereinigung das geheime Gesetz der Prädestination, der Reminiscenz verwandter Seelen. Gleich ihr im Besitz eines mäßigen Vermögens, gleich ihr ein ergebener Verehrer des Mammon, gleich ihr ausschließlich von den engsten Interessen der Selbstsucht beherrscht, kam, sah und liebte er und wurde geliebt. Das Verhältniß war zu spontan, als daß die Liebenden daran hätten denken mögen, den Reiz desselben durch die Abschließung eines Ehebundes zu zerstören. Miß Bolaine vereinigte sich mit dem Freunde ihrer Seele dahin, als weibliche Genossin sein Leben zu theilen, und nur falls es beiden geeignet dünke, seinen Namen anzunehmen. Auch hatte sie sich in ihrer Wahl nicht

getäuscht. Ihr Liebhaber kam allen ihren Wünschen entgegen. Er war auf's eifrigste thätig und nützlich, anhänglich und aufopfernd. Sämmtliche Pflichten eines "Mädchens für Alles" waren ihm geläufig. Er konnte waschen, plätten, das Haus fegen und war mit einer Kruste trockenen Brodes, einem Stückchen halb verfaulten Fleisches zufriedener als sein Vorgänger mit einem halbwegs anständigen Mittagsmahl. Dazu arbeitete er fleißig im Garten und trug die Produkte seines Fleißes zu Markte, sich selbst mit dem Abfall des Gemüses und der Früchte begnügend. Um die Ausgaben für Feuerung zu ermäßigen, erfand er eine neue Combination von Brennmaterialien, deren ökonomische Zweckmäßigkeit des völligen Beifalls seiner besseren Hälfte genoß. Es bestand dieselbe aus einer künstlerischen Anordnung von Rasenerde mit abgefallenen Zweigen und Blättern, Stengeln von Kohlköpfen und Kartoffelkraut, und wenn ein so zurecht gemachtes Feuer viel Rauch und wenig Wärme gab, so konnte andererseits sein zähes Aushalten durch nichts übertroffen werden.

Die Ausgaben des würdigen Paars wurden geringer und geringer; ihr Vermögen aber häufte sich in entsprechendem Maße an, und im Bewußtsein dieser Schätze, in einem Anfall jener grotesken Eitelkeit, welche gelegentlich die übliche Verachtung äußern Anstandes in dem Ideenkreise des Geizhalses verdrängt, beschlossen sie die Anschaffung einer Kutsche, eines Kutschers und zweier Pferde. So viel bekannt ist, ging der Vorschlag zur Begehung dieser Extravaganz von dem Manne aus und die Kosten wurden aus seinem Vermögen gedeckt. Dennoch erfüllte Zittern und Zagen vor dem Zorne der strenger gesinnten Geliebten seine Seele. Besonders verursachte das Beschaffen der Pferde ihm herzbrechende Sorgen. Einen alten Rumpelkasten mit vier Rädern erstand er billig genug; auch das Aufputzen, Anstreichen und Dekoriren besorgte er mit dem ihm eigenen Geschick ohne

fremde Beihülfe; die Kutscherlivree endlich fand sich zu Schacherpreisen in einem Tröbelladen. Der Ankauf der Pferde dagegen bot sowohl wegen der Kosten als wegen der Auswahl die größte Schwierigkeit. Endlich erstand er ein paar elende Mähren zu dem übermäßigen Preise von dreißig Pfund Sterling. Miß Bolaine war eben von Hause abwesend und der zitternde Liebhaber bereitete sie bei ihrer Rückkunft auf ähnlichen Umwegen für das Geschehene vor, wie man die Seele argloser Verwandten oder Freunde für den Eindruck eines plötzlich hereingebrochenen Unglücks voraus zu stimmen sucht. In der That waren seine Befürchtungen nicht ohne Grund gewesen. Ein leidenschaftlicher Anfall von Wuth und Verzweiflung ergriff die überraschte Xantippe. Sie drohte ihr Leben durch einen Sprung in den Brunnen zu endigen. Erst der Vorschlag, die verursachten Kosten durch Vermiethung des Wagens und der Pferde zu ersetzen, brachte sie zur Besinnung.

In einem ähnlichen Anfall grotesker Freigebigkeit erstand Miß Bolaine's Liebhaber ein Landhaus in St. Lawrence, fünfzehn Meilen von Canterbury, das dann ebenfalls, wie die Pferde, zur Buße vermiethet wurde. Uebrigens war das Dasein der letzteren nicht von langer Dauer. Das liebende Paar entdeckte zu seinem Schreck, daß es nicht genug sei, die Pferde zu kaufen, daß es eben so unerlaßlich, sie zu ernähren. Vermuthlich hatten sie die Bedürfnisse jener unglücklichen Vierfüßler nach dem kargen Maße ihrer eigenen bipedischen Existenzen geregelt; denn unbefangene Beobachter bemerkten bald eine peinliche Aehnlichkeit des Pferdepaars der beiden Geizhälse mit den magern Thieren Pharao's, und nahmen keinen Anstand, ihr gänzliches Verschwinden als nahe bevorstehend vorher zu sagen. Diese Prophezeiung erfüllte sich eines Tags, als die Liebenden, wie mitunter geschah, von Canterbury aus ihrem Landhause in St. Lawrence zufuhren. Die Pferde waren ohne Frühstück an den

Wagen gespannt. Der Wagen war mit vielfachem Hausgeräth bepackt. Es half nicht, daß der Herr, alter Gewohnheit gemäß, unterwegs ausstieg und, unter dem Vorwande beabsichtigter Einkäufe, den verhungerten Thieren von einem Heuschober eine Handvoll Futter entwendete. Das eine der Pferde fiel gleich darauf todt nieder. Mit dem andern erreichten die Liebenden die nächste Station und verkauften es dort sammt dem Wagen für acht Pfund. Den Rest des Weges nach St. Lawrence legten sie zu Fuß zurück.

Mit der eben erzählten Katastrophe hatte ihr gemeinsames Leben seinen Höhepunkt erreicht. Seitdem ging es tiefer und tiefer abwärts. Das zunehmende Alter vermehrte die Charakterschwäche des männlichen und verbitterte das Temperament des weiblichen Geizhalses. Miß Bolaine übte endlich über ihren Genossen eine völlig unbeschränkte tyrannische Herrschaft aus. Als er einst zu dem beiderseitigen Troste ihres freudlosen Alters ein Fäßchen Gin gekauft hatte, schalt sie ihn wegen seiner Verschwendung, zapfte sodann insgeheim den größten Theil des Getränkes zu eigenem Gebrauch ab und warf ihm vor, er habe statt eines vollen ein leeres Faß in's Haus geschafft. Oefter unternahm sie Reisen nach London, dem Alten winzige Vorräthe zurücklassend und ihm anrathend, bis zu ihrer Rückkehr im Bette zu bleiben, was ihm den Aufwand eines Feuers ersparen werde. Sie selbst verausgabte bei jenen Reisen selten mehr als einen Schilling. Sie ging zu Fuße, nahm Provisionen mit sich, die sie am Wege unter einer Hecke verzehrte, benutzte das Armenhaus in Rochester, wo sie als arme Reisende ein Bett, ein Frühstück und vier Pence Reisegeld erhielt, überredete dann, ebenfalls durch ihre ärmliche Erscheinung, einen Schiffer in Gravesend, sie für ein paar Pence nach London zu nehmen, und lebte in London auf Kosten gutmüthiger Freunde und Bekannten aus früherer Zeit.

Obgleich noch ein Sohn ihres Liebhabers am Leben war, überredete sie diesen, sein ganzes Vermögen ihr zu vermachen und den Sohn mit einem Pflichtantheil von zwölf Pence abzufinden. Während seiner letzten Krankheit behandelte sie ihn mit der kältesten Rücksichtslosigkeit. Noch ehe er todt war, zog sie das Bett unter seinem Körper fort und sein Todtengesicht, so wird behauptet, trug Spuren ihrer Nägel. Nach seinem Tode schloß sie den Leichnam ein und eilte nach St. Lawrence, um sich des dort befindlichen Besitzes zu versichern. Dann erst, nach ihrer Rückkehr, machte sie den Todesfall bekannt und ließ die Todtenglocke für den Dahingeschiedenen läuten. Als der Sarg gebracht wurde, bestand sie darauf, sie selbst wolle die Leiche hineinlegen — und an dem häßlichsten Exempel bestätigte sich hier die alte Verwandtschaft der Extreme. Es handelte sich um weiter nichts als um die geheime Entwendung des Todtenhembes. Als die Leichenmänner den Sarg schlossen, fanden sie die Leiche, jeder Hülle beraubt, nackt darin ausgestreckt. Begraben wurde er, seinem eigenen Wunsch gemäß, ohne jegliche Ceremonie. Miß Bolaine "trauerte", bestellte jedoch, auch jetzt auf die Umgehung aller vermeidbaren Ausgaben bedacht, ihre Trauerkleidung von einem ihr verwandten Kaufmann, dem sie Erbschaftshoffnungen vorspiegelte, Hoffnungen, welche nie erfüllt wurden.

Miß Bolaine sollte übrigens die Hinterlassenschaft ihres Liebhabers nicht ohne Widerspruch antreten. Es fand sich, daß der Verstorbene in früheren Jahren einen nur theilweise geordneten Bankerott gemacht hatte, und von verschiedenen Seiten liefen Forderungen enttäuschter Gläubiger an seine vorgebliche Wittwe ein. Da sie als solche mehrfache Geldzahlungen beansprucht und in Empfang genommen hatte, sah sie sich der fatalen Alternative ausgesetzt, wegen Meineids verklagt zu werden, oder dem Vermögen ihres Liebhabers entsagen zu

müssen. Sie entzog sich dieser Verlegenheit, indem sie die streitige Summe an ihre Nichte, die Tochter ihres Bruders, übertrug, wußte jedoch die letztere insgeheim zur Rückerstattung des Geldes zu veranlassen, nachdem ihre Gläubiger das gerichtliche Verfahren gegen sie aufgegeben.

Tiefer und tiefer versank sie seitdem in Geiz und Selbstsucht. Ihr früheres Haus wich einer traurigen kleinen Dachwohnung. Um Feuerung zu sparen, ging sie schon früh Morgens zu einem ihr bekannten Schuhmacher, der ihr heißes Wasser zum Frühstück verabfolgte und im Winter erlaubte, sich an seinem Feuer zu wärmen. Dort saß sie und las Erzählungen von Geizhälsen, eine Lektüre die ihr mehr als jede andere gefiel. Viele ihrer Provisionen erlangte sie durch geheimnißvolle Hinweisungen auf künftige Belohnung des Gebers. So oft sie konnte, stellte sie sich zu den verschiedenen Mahlzeiten bei ihren Bekannten ein, zur Rechtfertigung bemerkend: "ein Volontair sei mehr werth, als zwei gepreßte Leute." Mitunter ertappte man sie beim Stehlen von Brod, Zucker, Speck und Fleisch; doch erklärte sie dann stets mit größter Emphase, sie habe beabsichtigt, die entwendeten Gegenstände zu kaufen. Ihre Garderobe bestand aus den bettelhaften Lumpen fast dreier Generationen. In der That hielten Fremde sie für eine Bettelfrau und sie nahm ihrerseits Almosen an, wenn sie sich ungesehen glaubte. In Gegenwart anderer erheuchelte sie verwundeten Stolz; den Prinzen Wilhelm von Gloucester, der ihr bei einem Besuche in Canterbury auf der Straße Almosen anbot, nannte sie laut einen ungezogenen frechen Schlingel. Sie hatte, auf solche Weise fortvegetirend, ihr dreiundachtzigstes Jahr erreicht, als sie eines Abends, bei einer Bekannten Thee trinkend, über Unpäßlichkeit klagte. Man geleitete sie nach Hause und rieth ihr, sich durch ein Glas Wein zu stärken. Obgleich mit einem guten Vorrath vortrefflichen Madeiras versehen, erwiderte sie,

Wein habe sie nicht. Ihre Freundin schickte darauf nach Wein, den sie trank. Den Vorschlag, jemandem während der Nacht an ihrem Lager wachen zu lassen, wies sie als unnöthig zurück, ohne Zweifel weil sie den Verbrauch eines Lichtes fürchtete. Tags darauf fand man ihr Zimmer verschlossen und brach, da alle Versuche Zutritt zu erlangen, vergeblich waren, die Thüre auf. Sie lag, halb entkleidet, kalt und leblos, auf ihrem Bette. Eine ihrer erstarrenden Hand entfallene vertrocknete Schwarzbrodkruste lag neben ihr auf der Erde.

Aus ihrem Testamente ergab sich, daß Miß Bolaine ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund hinterließ, während aus den Verfügungen über diese Summe dieselbe selbstsüchtige Laune hervorleuchtete, welche alle Vorkommnisse ihres langen Lebens bezeichnet hatte. Ihre Verwandten blieben völlig unbedacht. Die Hauptmasse ihres Vermögens fiel an einen Geistlichen in Canterbury, den sie erst kurz vor ihrem Tode kennen lernte. Kleinere Legate hinterließ sie an langjährige Freunde, ganz kleine, von je einer Guinee, an alte Diener, deren Erwartungen sie auf's höchste gespannt hatte. Die ausführlichsten Anordnungen gab sie hinsichtlich ihrer eigenen posthumen Schicksale. Die Todtenglocke sollte über ihren sterblichen Resten läuten; ihr Begräbniß sollte prächtig sein; ein Trauerschild sollte an ihrer Wohnung ausgehängt, ein Denkmal über ihrem Grabe errichtet werden. Es war die Pflicht der Testamentsvollstrecker, diese Dictate krampfhaft aufflackernder weiblicher Eitelkeit zur Ausführung zu bringen; aber sie konnten nicht das Todtengericht des Volkes verhindern, welches die pomphafte Bestattung des verhaßten Geizhalses in eine widerwärtige Scene profanen Tumults und Aufruhrs verwandelte.

Zwei Jahre vor Miß Bolaine starb ein anderer weiblicher Geizhalz, eine Wittwe, Namens Collins, in demselben Canterbury, der Residenz des Lord Primas von England.

Wir erwähnen diese Charakterfigur nur einer hervorstechenden Eigenthümlichkeit wegen: wegen ihrer excentrischen Liebe für thierische Gesellschaft, in welchem Punkte sie vielleicht von wenigen ihres Geschlechtes übertroffen wurde. Die verschwenderische Neigung alter unverheiratheter Herzen für vier- wie zweifüßige Gestalten des Thierreichs ist allerdings keine Seltenheit; aber der auffallende Umstand in dem Verhältniß der kinderlosen alten Mrs. Collins war die Schwäche, welche den Thieren gewährte, was sie sich selbst versagte, die rücksichtslose Bereitwilligkeit, mit der sie in Schmutz und Geiz verkam, um jene zu erhalten. Jahre lang hatte sie zwischen zwanzig und dreißig Hühner und Hähne in ihren Zimmern und ertrug mit der Gelassenheit eines Märtyrers die Verderbniß ihrer Stühle, Tische, Betten und Küchengeräthe durch die männlichen und weiblichen Mitglieder dieses geflügelten Hofstaats. Außerdem adoptirte sie eine Ratte, die nebst einem Lieblingshahn, dessen Sporen durch hohes Alter zu einer Länge von fast drei Zoll angewachsen waren, täglich ihre Tischgenossin war. Die Ratte fiel in Ungnade, als sie einst, übergefräßig, den Lieblingshahn in Gegenwart seiner Herrin anfiel und tödtete. Mrs. Collins bevorzugte seitdem die Mäuse und nach ihrem Tode entdeckte man ein Mäusenest in ihrem Bette. Ihr Vermögen hinterließ sie testamentarisch an verschiedene ihr nur oberflächlich bekannte Personen. Uebrigens dachte auch sie mit der unvertilgbaren Sorge weiblicher Eitelkeit an ihre Beerdigung. Fünf Pfund aus ihrem Nachlaß bestimmte sie dem Pfarrer, der ihre Leichenpredigt halten, eine Guinee jedem der Männer, die ihre Leiche nach dem Kirchhofe tragen sollten.

Man erzählt auch von verheiratheten Geizhälsen. Nachdem wir jedoch den Roman der Wahlverwandtschaft Miß Bolaine's und ihres Liebhabers ausführlich dargestellt, können wir andere weniger interessante Liebesgeschichten derselben Gattung übergehen. Der merkwürdigste Zug ist das regel-

mäßig wiederkehrende Phänomen der Kinderlosigkeit verheiratheter Geizhälse, als finde ein geheimer Zusammenhang statt zwischen der moralischen und der physischen Zeugungsunfähigkeit und Unfruchtbarkeit. Die Geschichte eines geizigen Brüderpaars verdient dagegen, mehrerer originellen Züge halber, an diesem Orte erwähnt zu werden.

Es waren diese Brüder Kurzwaarenhändler in Cambridge und hatten seit ihrer Jugend dasselbe Geschäft gemeinsam betrieben. Die Anlage zum Geiz schienen sie von ihrem Vater geerbt zu haben; wenigstens ließ darauf die Thatsache schließen, daß man nach des Vaters Tode, in dessen Bette, tausend Guineen versteckt fand, einen Schatz, von dessen Existenz niemand vorher wußte. Die Brüder, an Alter einander fast gleich, lebten seitdem still und dunkel fort. Beide blieben Junggesellen; im Hause wurde nichts verändert. Nur höchst selten gelangte jemand durch das Geschäftslokal in die innern Zimmer; nur einmal, innerhalb eines Zeitraums von vierzig Jahren, wurde das Haus gereinigt, und zwar bei Gelegenheit des Todes der Mutter, deren Begräbniß die Brüder, um die Kosten zu verringern, so viel als möglich in ihre eigene Hand nahmen. Sie hatten kein Bett, sondern schliefen auf alten abgelegten Packtüchern, und lösten, da sie in fortwährender Furcht vor Dieben lebten, einander in der nächtlichen Bewachung des Hauses ab. Bei gleicher kläglicher Lebensweise war dasselbe magere, blasse, halbverhungerte Aussehen beiden gemeinsam. Unzertrennlichere Zwillingsbrüder konnte es nicht geben, und seltsam genug starben sie bald nach einander an derselben Krankheit. Aber noch vor seinem Tode entdeckte der überlebende Bruder eine beträchtliche Geldsumme, die — ein denkwürdiges psychologisches Faktum — der Verstorbene mit Erfolg vor dem scharfen Blick des Bruders und Genossen verheimlicht hatte. So ungesellig ist unter allen Umständen, allem äußern Scheine trotzend, die in sich selbst verschlossene, maulwurfartig wühlende, ansam-

melnde Natur des Geizhalses. Der überlebende Bruder erklärte, er habe keine Verwandten, und hinterließ sein Vermögen einem Nachbar, der ihm mit Höflichkeit begegnet war und ihn mitunter durch Uebersendung von Speisen erfreut hatte.

Eine geheime Naturanlage, bald mit stärkerer, bald mit geringerer Energie thätig, bald mehr, bald weniger durch äußere Verhältnisse modificirt, aber immer, wie mit instinktmäßiger Nothwendigkeit nach demselben Ziele wirkend, muß in der Lebensgeschichte aller dieser bizarren Persönlichkeiten als erklärende Ursache vorausgesetzt werden. Aber es giebt, wie bereits im Vorbeigehn bemerkt wurde, auch Fälle, wo ein einziges, gewaltsam und plötzlich einbrechendes Ereigniß jene Bedingungen gleichsam aus dem Nichts erschafft und der Entwicklung der so betroffenen Persönlichkeiten eine Richtung nach den Regionen des Geizes mittheilt, die um so auffallender ist, je weniger ihre Möglichkeit in dem vorhergegangenen Leben angedeutet oder begründet schien. Es bleibt uns daher übrig, auch einige Beispiele von Geizhälsen dieser letzteren Art vorzuführen, ehe wir unsere Wanderung durch das Reich des Mammon beschließen.

Wir stellen voran Richard Dart, einen Krämer in Portsea, der seinen Mitbürgern unter dem Namen des "hölzernen Krämers" bekannt war, wegen seiner Gewohnheit, Holzblöcke in Form von Zuckerhüten in seinem Ladenfenster auszustellen. Er hatte ein gutes Geschäft und besaß ein anständiges Vermögen, lebte jedoch ungesellig, kleidete sich ärmlich und versagte sich Alles, was nicht zur kümmerlichsten Fristung seines Daseins unerlaßlich war. Seine Garderobe war durch ein Uebermaß von Westen ausgezeichnet, deren er, man wußte nicht aus welchem Grunde, stets ein halbes Dutzend trug; außerdem verwandte er eine seltsame Aufmerksamkeit auf sein Haar, das er mit Mehl puderte und statt eines Zopfes durch einen angehängten Schafschwanz zierte.

Man sah ihn selten essen, und wenn er aß, kein Fleisch, sondern trockene Brodkrusten, Zwieback, Rettige und Rüben; kurz Gegenstände, die keine Zubereitung erforderten, mithin Holz und Feuer sparten.

Am Auffallendsten war aber Dart's Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht. Nach allen andern Richtungen in starrer, einförmiger Gewohnheit verhärtet, schien er in dieser einen unschlüssig, schwankend, unfähig, zu einer festen Stimmung zu gelangen. Während er jede weibliche Gesellschaft in seinem Hause zurückwies, äußerte er bei andern Gelegenheiten eine warme Zuneigung zu den Frauen und ging während der Nacht in den Straßen umher, um unbekannten Mitgliedern des Geschlechts, denen er begegnete, seine Gefühle kund zu thun. Dennoch fehlte es nicht an Leuten, die ihn in seiner Jugend als einen andern, weniger bizarren Menschen gekannt hatten. Die Aenderung in seinem Wesen war plötzlich eingetreten. Das weich empfindende Herz des "hölzernen Krämers" hatte den Schicksalsschlag einer unglücklichen Liebe erfahren, und seit jener Zeit hatte die Verwandlung des lebensfrohen Mannes in den misanthropischen Geizhals und verliebten Nachtwandler stattgefunden. Er erholte sich nie von dem Eindruck jenes Ereignisses, sondern lebte so fort, bis man ihn eines Tages im Jahre 1800 hinter seinem Ladentisch ermordet fand. Zwei Schläge, mit seinem eigenen Zuckermesser geführt, hatten ihm den Schädel zerschmettert. Von dem Mörder wurde keine Spur entdeckt.

Eine andere hierher gehörende Charakterfigur war ein John Andrews, der in Folge einer ihm zufallenden Erbschaft zum Geizhals wurde. Bis gegen die Mitte seines Lebens ein Mann in niedern, aber sorgenfreien Verhältnissen, ein Zimmermann, fleißig bei der Arbeit und gesellig in seiner Sphäre, beerbte Andrews einen Verwandten in Liverpool, der ihm keine große, doch für seine Lage ansehnliche Geldsumme hinterließ. Dieser Glücksfall verdrehte ihm den Kopf.

Er gab sein Handwerk auf, verließ den Ort, wo er bisher gearbeitet, und ging nach Dartmouth, entschlossen, fortan unabhängig von dem Ertrage seines Vermögens zu leben. Aber wenn er fähig gewesen war, einen solchen Gedanken zu fassen, so war auch sein Muth, dem Zauber des blinkenden Schatzes gegenüber, dadurch erschöpft. Der Reiz eines sorglosen Lebens hatte einen Augenblick seine Seele erfüllt, aber zur Ausführung seines Entschlusses fehlte es ihm an der nöthigen Willenskraft. Er miethete von einem Farmer ein kleines strohgedecktes Häuschen, lebte zurückgezogen und dachte bald nicht mehr, wie er mit seinen Zinsen, sondern mit den Zinsen der Zinsen wirthschaften könne. Seine Hütte enthielt kaum die nothwendigsten Möbeln und Geschirre, seine Kleidung deutete auf einen armen Mann, Fische und Kartoffeln bildeten seine Hauptnahrung. Zu den Fischen verhalf er sich, indem er die Fischer in ihren Booten begleitete, wenn sie zum Fang auf's Meer hinaus zogen. Er legte dann gelegentlich bei den Rudern und Netzen Hand an und empfing zur Belohnung einen Antheil an der Beute. Zu andern Zeiten bewog er die Fischer zu Geschenken, indem er als Gegengabe ein Glas Grog oder Whiskey versprach, ein Geschäft, bei dem er stets seinen Vortheil wahrnahm. Die Fische aß er theils frisch, theils getrocknet oder gesalzen, und da er stets mit Sorge an die Zukunft dachte, gelang es ihm, fast ohne Kosten, während des Sommers maritime Vorräthe aufzuhäufen, welche für die Bedürfnisse der stürmischen, weniger einträglichen Wintermonate ausreichten. Seinen Bedarf an Kartoffeln baute er selbst in seinem Gärtchen und häufte auch von diesen genügende Vorräthe für den Winter zusammen.

Etwas später nahm Andrews die verwaiste Tochter seiner Schwester zu sich und hielt dieselbe an, ihm den Haushalt zu führen und einen Theil seiner Gartenarbeit zu besorgen. Die so gewonnene luxuriöse Muße benutzte er zu Berechnungen seines Vermögens, seiner Einnahmen und Ausgaben, fand aber stets

die letzteren noch zu unverhältnißmäßig groß und bemerkte kopfschüttelnd, indem er, wie aus tiefem Traume erwachend, von seiner Schiefertafel aufblickte, seine ausschweifende Lebensweise werde ihn noch zu Grunde richten. Das Mädchen, erst dreizehn Jahre alt und eben in jugendlicher Entwicklung begriffen, fing unter dem Dache des kargen Oheims zu kränkeln an, so daß mitleidige Nachbarn bemerkten, zu ihrer Besserung sei Pflege und bessere Nahrung nothwendig; doch Andrews schien nicht darauf zu achten. Ohne Unterlaß mit seinen eigenen selbstsüchtigen Sorgen und Rechnungen beschäftigt, sah er nicht, wie das Mädchen schwächer und schwächer wurde, und nur mit Mühe überredete man ihn, dem armen Geschöpf die letzte Sorgfalt zur Linderung ihrer Leiden zuzuwenden, als es offenbar war, daß sie ihrer Auflösung entgegen gehe. "Wenn sie doch so bald sterben müsse", erklärte er, "so sei es nutzlos, für ihre Pflege noch Geld zu verschwenden; ihre Krankheit und ihr Tod würden ihn zum Bettler machen." Als sie gestorben und begraben war, schien ein Rest menschlichen Gefühls ihn zu beschleichen; doch nur für kurze Zeit, nur in seltenen Augenblicken. Freilich war er wieder ein einsamer Mann, aber dann hatte die Verstorbene ihm auch Kosten verursacht, und er brauchte nicht mehr zu fürchten, von ihr bemerkt oder gestört zu werden, wenn er seine verborgenen Schätze hervorholte, betrachtete und zählte. Sein Geiz, seine Misanthropie, sein ängstliches, verschlossenes Wesen nahmen seitdem von Tag zu Tag überhand. Auf nichts als auf die Zusammenscharrung von Geld bedacht, entsagte er auch seinen Fahrten zur See und wanderte, in die bettelhaftesten Lumpen gehüllt, einsam im Lande umher, um Almosen bittend, oder wenn die Gelegenheit sich bot, seinen Mund und seine Taschen nach Diebsweise füllend. Er spielte seine Heuchlerrolle mit solchem Geschick, daß die mitleidigen Seelen der Umgegend jahrelang über seine wirkliche Lage getäuscht wurden und ihm, als einem der be-

dauernswerthesten Armen des Distrikts, zahlreiche Gaben zuflossen.

Ein Zufall entdeckte endlich seine Betrügereien. Andrews hatte, trotz seiner Vorsicht, den Argwohn von Leuten erregt, die noch schlauer waren als er selbst. Diebe überraschten ihn eines Nachts in seiner Hütte, wie er beim Scheine eines Talglichts einen Haufen Goldstücke zählte, warfen ihn zu Boden und entwischten mit der Beute. Dieses Ereigniß riß seine starre Seele aus den Fugen. Er konnte nicht umhin, Tags darauf seinen Verlust klagend zu verkünden, wurde erst durch den Eindruck, welchen seine Mittheilung hervorbrachte, der unausbleiblichen Folgen einer so seltsamen Enthüllung bewußt und eilte, sich dem Haß und der Verachtung der Nachbarschaft, dem Schrecken vor ferneren Angriffen auf seine verborgenen Schätze, durch die Flucht zu entziehen. Niemand wußte, wohin er gegangen, einige meinten nach Amerika, andere wollten wissen, er sei in Liverpool gesehen worden; mit Bestimmtheit war nichts zu erkunden. Vielleicht hatte er seine Rolle ausgespielt — jedenfalls blieb er verschollen.

Dasselbe südwestliche Küstenland von Devonshire brachte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wie aus dem Stegreif einen andern Geizhals hervor, der in jenen Gegenden unter dem Namen des Dollar-Richards bekannt war. Richards war ein Bergmann und wohnte an dem schroffen devonischen Küstenstrich, wo nur hie und da sandige Buchten zwischen steilen, wild zerrissenen Felsenbergen den Zutritt an die See gestatten. Die Arbeit in den Minen wurde mäßig betrieben; sie füllte die Zeit der Bergleute nur halb aus; ihr Ertrag genügte daher nicht zur Beschaffung der nöthigsten Lebensbedürfnisse, und um dem so verursachten Mangel vorzubeugen, betrieben die Bergleute zugleich das Geschäft der Fischer, indem sie unter einander kleine Gesellschaften bildeten, deren jede auf gemeinsame Kosten Boot und Netze herstellte,

in den Freistunden dem Fischfang nachging und den Ertrag ihrer Unternehmungen unter ihre Mitglieder vertheilte. Es war ein mühevolles, doch für jene Verhältnisse sorgloses Leben, sorgloser als das der armen devonischen Landbauer; denn bei einiger Sparsamkeit war es leicht, Vorräthe an gesalzenen und getrockneten Fischen für den Winter einzusammeln, indeß ein Gärtchen um die Hütten der Fischer-Bergleute für die nöthigen Kartoffeln sorgte.

Während der Wintermonate ist diese Küste wegen ihrer schroffen Ufer und heftigen Stürme der Schifffahrt sehr gefährlich. Manches Schiff wird hier an den Felsen zu Stücken geschlagen und geht mit Mann und Maus unter. Von einem dieser Schiffbrüche nun wurden während des Winters 1780 Trümmer an den Strand von St. Agnes geworfen, in dessen Nähe Richards wohnte. Es war dies keine seltene Begebenheit; man erfuhr nichts von dem Namen des Schiffs und hatte den Vorfall schon vergessen, als Richards, indem er einmal bei einer ungewöhnlich niedrigen Ebbe weit nach dem Meere zu hinaus ging, im Sande etwas glänzen sah. Er eilte hinzu, nahm es auf und fand einen der damals in England wohlbekannten spanischen Säulenthaler. Den umliegenden Sand aufwühlend, fand er mehr, wurde indeß durch die zurückkehrende Fluth gezwungen, seine Nachforschungen einzustellen. Ungeduldig erwartete er die nächste Ebbe, versah sich mit einem Sack und eilte wiederum der verhängnißvollen Stelle zu. Der Tag dämmerte eben, er war allein und unbeobachtet und entdeckte mit aufgeregtem Herzen, daß die Ebbe eine noch größere Fläche des Meeresbodens bloßlegte als Tags zuvor. Auch blieb seine Mühe nicht unbelohnt; Haufen des glänzenden Metalls, ohne Zweifel der Inhalt einer von dem gescheiterten Schiff gegen die Felsen geschleuderten Geldkiste, kamen aus dem aufgewühlten Sande zum Vorschein, und heimlich, wie er gekommen, eilte er, von der hereinbrechenden Fluth vertrieben, mit seinem

Schatze nach Hause. Bei den nächsten Ebben suchte er nach mehr, doch vergeblich. Er überzählte das Gefundene und zählte die Summe von zweitausend fünfhundert Thalern, ein Schatz, wie er ihn nie gesehen noch geträumt. Sein Sinn war geblendet durch den Zauber dieses Schatzes, aber es war eine düstere, bange Freude, die ihn unbefriedigt nach mehr und immer mehr verlangen ließ. Er hatte nicht den Muth, sein Geheimniß mitzutheilen, und war doch eben so wenig im Stande, es in völliges Schweigen zu vergraben. Nach einiger Zeit war sein Abenteuer in der Umgegend bekannt geworden; Jedermann erzählte davon und sprach von dem Finder nicht anders als von dem Dollar-Richards.

Unter denen, welche so sprachen, mochte es manchen geben, der ihn als Glückskind beneidete und für sich selbst eine ähnliche Gunst des neckischen Zufalls herbeiseufzte. Doch der Beneidete war, wie so oft im Leben, nicht der Glückliche. Das Schicksal hatte ihm eine Unglücksgabe in den Weg geworfen. Der Besitz erweckte ihm früher ungekannte Sorgen im Herzen; eine grenzenlose Habgier fing an ihn zu verzehren, und hatte die Genügsamkeit einst seine Armuth reich gemacht, so spiegelte die Begierde nach mehr ihm jetzt den plötzlich gewonnenen Reichthum als ein Symbol Mangel und Elend drohender Armuth vor. Gelegentlichen Anspielungen auf seine Wohlhabenheit hielt er stets klagend das Mißgeschick entgegen, daß er nicht mehr Silber gefunden. So oft er sich unbeobachtet glaubte, schlich er an die Küste, zwischen Sand und Felsen gierig nach neuen Schätzen suchend. Allein sein Suchen blieb unbelohnt und mit unbefriedigter, ängstlicher, verbitterter Seele begann er nun auf Mittel zu denken, wie er das Gefundene vermehren und ein reicher Mann werden könne. Bald war die Revolution seines Innern unverkennbar in seiner ganzen Erscheinung ausgeprägt. Seine kräftige Gestalt schrumpfte zusammen, sein gesundes Aussehen wich einer krankhaften Blässe; eine scheue

Hast, ein ängstlich zurückhaltendes Wesen entfernte ihn von Tag zu Tage mehr aus dem altgewohnten Gesellschaftskreise seiner Genossen.

Den größten Theil seines Schatzes legte er, der Sicherheit halber, in englischen Staatspapieren an. Was er zurückbehielt, war eine Summe von hundert Dollars, die er unter seiner unmittelbaren Aufsicht haben wollte, um, wie er sagte, mehr daraus zu machen. Allein in seiner Hütte schien kein Versteck ihm verborgen genug. Endlich fand er einen geheimen Winkel, der des Erfindungsgeistes eines Bergmanns würdig war. In einer Ecke seines Gartens lag eine Grube von etwa vierzig Fuß Tiefe, der Beginn eines unvollendet gebliebenen bergmännischen Baues. In diesen Bau stieg Richards mittelst eines Seiles hinab und legte am Boden desselben seine Dollars in einem Zinngefäße nieder. So der Furcht vor Dieben ledig, setzte er seine tägliche Arbeit in den Minen, seine Fahrten auf's Meer noch eine zeitlang fort und eilte am Ende jeder Woche, das gewonnene Geld dem unterirdischen Schatze beizufügen. Aber je älter er wurde, um so unwiderstehlicher concentrirte all sein Dichten und Trachten sich auf den einen Mittelpunkt seines Lebens; die Arbeit, der Verkehr mit Andern fingen an ihm störend und lästig zu werden, er gab sie daher auf und zog sich einsiedlerisch in seine Hütte zurück. Diese Hütte hatte er in früheren Jahren selbst errichtet; für das Land, auf dem sie stand, schuldete er dem Grundherrn nichts als eine kleine jährliche Rente, der Garten lieferte ihm Kartoffeln, Fische waren auf's billigste zu haben, kostenfreier konnte daher nichts sein als seine Lebensweise. Wenn er aber so einsam, in Gedanken verloren, über seinem Gelde brütend dasaß, wollte es ihm immer wieder vorkommen, als gehe es mit dem Reichwerden nicht rasch genug, als könne und müsse er mit noch größerer Strenge als bisher seine Ausgaben beschränken. Dann wieder bemächtigte sich seiner

die Furcht vor Dieben, die Furcht vor der Entwendung der kleinen Summe, die er nicht umhin konnte, zu täglichem Anschauen und Zählen im Innern der Hütte aufzubewahren. Um der Möglichkeit eines solchen Unglücks vorzubeugen, vermauerte er alle Fenster, ein einziges ausgenommen, das er, ebenso wie die Thüre, mit Eisenstangen verbarrikadirte, und schlief nie anders, als mit einem alten rostigen Säbel an seiner Seite. Doch es gab noch Schrecken anderer Art für ihn. Oft, wenn er in stürmischen Nächten einsam, schweigend an dem verglimmenden Torffeuer dasaß, oder sich schlaflos auf seinem harten Lager umherwälzte, ängstigten der dumpfe Schall der Brandung an den Klippen, die Stimmen der rufenden Schiffer am Strande sein unruhig pochendes, selbstsüchtiges Herz. Er schien dann alle Besinnung zu verlieren und erwartete zitternd den Augenblick, wenn die gefürchteten Diebe einbrechen würden, ihn seines Geldes und vielleicht seines Lebens zu berauben.

Die einzige Person, mit der er gelegentlich verkehrte und die er zur Vertrauten seiner Leiden machte, war eine in seiner Nähe wohnende alte Tante. Seinen früheren Genossen wich er um so scheuer aus, als diese ihn seines mürrischen Wesens, seiner Ungeselligkeit und seines Geizes wegen öfter zur Rede stellten, oder durch spöttische Bemerkungen reizten. Er verließ seine Hütte daher selten, wenn er sich beobachtet glaubte, und erschien nur von Zeit zu Zeit am Meeresstrande, um Vorräthe von Muschelthieren einzusammeln, die nebst Kartoffeln seine Hauptnahrung ausmachten. Brod aß er nur ausnahmsweise. Ihm genügte statt dessen ein hartes geschmackloses Gebäck, das er selbst, Mehl und Wasser vermischend, an seinem Torffeuer auf einer eisernen Platte röstete. Kläglich wie seine Lebensweise war seine Kleidung. Kein Asceet der Wüste konnte eine abgezehrtere, bemitleidenswerthere Erscheinung darbieten, als der einst so rüstige und gesunde Dollar-Richards, nachdem jener seltsame

Zufall ihn aus den genügsam beschränkten Kreisen seiner Klasse in die von dunkeln Begierden erfüllten Einsiedlerhöhlen des Mammoncultus verschlagen hatte.

Jener Zufall hatte über sein Leben entschieden, und unauslöschlich, wie dem Gläubigen die begeisterten Momente göttlicher Offenbarung, die Erinnerung seiner Tage, der Traum seiner Nächte, blieb das entscheidende Ereigniß seiner Einbildungskraft gegenwärtig. So oft ein Sturm über die wilde Felsenküste dahin gezogen war, verließ Dollar-Richards seine Einsamkeit, stieg an den Strand hinab und schweifte suchend umher, ob nicht noch einmal die Gunst des Schicksals ihm aus der Meereswildniß entgegenleuchte. Aber so angstvoll, so peinlich, so verzweifelnd er spähte, — sein Suchen war und blieb vergeblich.

Mit verdoppelter Leidenschaft klammerte er sich dann an die ihm verliehenen Schätze und saß und sann, wie er sie sichern, wie durch neue Opfer der Selbstentsagung vermehren könne. Da er das Grubenversteck im Laufe der Jahre sowohl unsicher als unbequem fand, weil der Boden der Grube feucht und das Hinabsteigen und Heraufklimmen an einem vierzig Fuß langen Seile ihm beschwerlich wurde, grübelte er dem besten Plane nach, ein Versteck in seiner Hütte herzustellen, welches jene beiden Nachtheile vermeide, und groß war seine Befriedigung, als es ihm gelang, ein so schwieriges Problem nach Wunsch zu lösen. Der Boden seiner Hütte war die natürliche Erde. Darüber befand sich eine Lage von Meeressand, über diesem und mit ihm vermischt, ein Gemeng von Asche, Staub und Abfall aller Art. Wenn er nun über diese Schutt-, Staub- und Aschenschichten eine neue Lage Sand verbreitete und darunter ein tiefes Loch grübe, so meinte er, werde es unmöglich sein, seinem Versteck auf die Spur zu kommen. Er führte diesen Gedanken aus, grub ein Loch unter seinem Bette, schüttete sein Geld in einen irdenen

Topf, der für das Loch paßte, versteckte denselben unter einer Schieferplatte, überschüttete beides mit den eben beschriebenen Materialien und setzte endlich sein Bett als Thronhimmel über seinen königlichen Einfall, dessen glückliche Realisirung er durch den Genuß einer Pfeife Tabak und einiger auf seine Muschelthiere getröpfelten Essigtropfen feierte. Auch erlebte er nicht das stets gefürchtete schreckliche Ereigniß eines räuberischen Einbruchs. Nur einmal brachte ein unerwarteter Besuch mehrerer seiner ehemaligen Kameraden ihn aus der Fassung. Diese hatten beschlossen, sich auf Kosten des Geizhalses eine vergnügte Stunde zu bereiten, und, da der mürrische Alte, erschreckt und besorgt für seine Schätze, ihrem Verlangen nach Bewirthung nachgab, wurde ihr Vorsatz von Erfolg gekrönt. Allein nichts konnte ihn bewegen, an der gegen seinen Willen und Wunsch eingeführten Heiterkeit Theil zu nehmen. Aergerlich, finster, schweigend saß er da, innerlich grollend wie ein gefangenes Raubthier. Der Versuch, ihn in eine gesellige Stimmung zu versetzen, wurde daher nicht wiederholt.

Gegen das Ende seines Lebens verließ Richards das Innere seiner Hütte immer seltener. Jede Bewegung schien ihm eine lästige Störung. Brütend lag er oft halbe Tage im Bette, bis das Nagen des Hungers ihn zum Aufstehen zwang. Dann wollten die alten Speisen ihm nicht mehr wie sonst munden. Statt aber seine Lebensweise zu ändern, nahm er von Tage zu Tage weniger zu sich. Einst nun war eine längere Zeit verflossen, seit die Alte, der allein er sich anvertraute, ihn gesehen. Sie beschloß daher, ihn zu besuchen, und fand ihn blaß und abgezehrt auf seinem elenden Lager ausgestreckt, zu schwach sich zu rühren, unfähig, mehr als gebrochene Worte hervorzustammeln. Sie machte Feuer und bereitete ihm Thee. Nachdem er davon getrunken, wurde ihm besser; allein von dem Einkauf der nöthigen Lebensmittel zu seiner Pflege wollte er nichts hören. Als die Alte bemerkte,

sie werde jene Einkäufe selbst besorgen, erwiderte er: sie möge thun, was ihr gut dünke, doch auf Rückerstattung der Kosten solle sie nicht rechnen. Eine Weile schien es nun, als lebe er unter der ungewohnten Pflege wieder auf; dann kam ein neuer Rückfall. Erst als er seinen Tod herannahen fühlte, kam ein Wort von seinem Geheimniß über seine Lippen. "Ich habe Geld, Geld unter dem Bett," flüsterte er; "sage Niemandem davon. Aber wenn ich todt bin, nicht eher, nimm es für dich. Hätte ich die Dollars nicht gefunden, würde mir's besser gegangen sein. Ich sehe, ich habe zu ärmlich gelebt, um reich zu werden." Tags darauf starb er.

Das Finden von Schätzen, Erbschaften, ja unglückliche Liebe können also zu Geburts- und Offenbarungsstätten des Mammondienstes werden, in Fällen wo, wie bei den eben beschriebenen, die Prädestination der Naturanlagen ausgeschlossen scheint. Es ist der Bemerkung werth, daß die Repräsentanten auch dieser Gattung von Geizhälsen dem achtzehnten Jahrhundert angehören, jener an bizarren Gestalten so reichen Epoche, der Epoche der Illuminaten, der Freimaurer, der Cagliostros, der wunderthätigen Mesmeristen. Ob freilich unsere nivellirende Zeit an ähnlichen Gestalten ärmer ist als ihre revolutionäre Vorgängerin, wird sich erst dann entscheiden, wenn ihre sociale Geschichte in allen ihren Verzweigungen so klar zu Tage liegt als die des achtzehnten Jahrhunderts. Jedenfalls würde es eine Täuschung sein zu glauben, das Geschlecht der Geizhälse sei in der Gegenwart ausgestorben. Die Betrachtung eines einzigen unserer nächsten Vergangenheit angehörigen Bildes mag uns als Beispiel genügen, eines Bildes, das zum Schluß noch einmal in grellen Farben und Formen, die Gestalt des Gelderemiten und zugleich einen bisher nicht beschriebenen Typus versinnlicht, den Typus des geizigen Bettlers.

Ein Mensch in schmutzigem, zerlumpten Aufzuge wurde

in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in einer der Londoner Straßen durch einen plötzlichen Krankheitsanfall niedergeworfen und von der Polizei zu ärztlicher Behandlung in das "London Hospital" gebracht. Indem man ihm hier behülflich war, sich auszukleiden, bemerkte man, daß er seine zerlumpten Kleider mit einer gewissen ängstlichen Sorge im Auge behielt und darauf bestand, sie unter sein Kopfkissen zu legen. Bald darauf erschienen die Aerzte, die eine sofortige Bruchoperation für nothwendig erklärten, obgleich bei dem hohen Alter und dem abgemagerten Körper des Patienten die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang äußerst gering war. In der That fühlte derselbe sich nach der Operation so schwach, daß er an seinem Aufkommen verzweifelte und den Wunsch aussprach, den Hospitalschreiber zu sehen, dem er eine Mittheilung zu machen habe. Als der Schreiber kam, erklärte er diesem, er wolle sein Testament machen, bitte ihn daher, die nöthigen Schreibmaterialien herbeizuschaffen. Nach der Rückkehr des Schreibers zog er aus seinem Munde neun halbe Sovereigns in Gold, reichte sie jenem hin, schien jedoch beim Nachzählen unzufrieden, richtete sich mit Mühe auf und suchte im Bette, bis er ein zehntes, wahrscheinlich während der Operation aus seinem seltsamen Versteck verlorenes Goldstück entdeckte. Auch dieses gab er dem Schreiber. Dann forderte er ein Messer, zog seine Lumpen unter dem Kopfkissen hervor und schnitt daraus sechsundvierzig halbe Sovereings, einen Depositenwechsel von vierhundert Pfund auf die Bank von England und eine Verschreibung auf eine Jahresrente von sechsundsiebzig Pfund. Seinen Namen gab er als Samuel Draper an und beschrieb sich als einen ehemaligen Matrosen in der Englischen Flotte. Dieses sei das Vermögen, das er sich erworben, und folgendermaßen verfüge er darüber durch seinen letzten Willen: drei Pfund der Wärterin des Hospitalzimmers, worin er liege, ein Pfund dem Polizeimann, der ihn in's Hospital gebracht, fünfzig Pfund für sein Begräbniß und

den Rest einem Neffen, Namens Matthews, einem Gärtner in Cardiff. Man bemerkte ihm, fünfzig Pfund für seine Beerdigung sei eine große Summe, und für viel weniger lasse ein anständiges Begräbniß sich herstellen. Hierauf erwiderte er, er sei entschlossen, jene Summe dafür zu verwenden; er habe als Vagabund gelebt, wolle aber nicht als solcher begraben werden. Anfänglich habe er sich in seiner Heimath in Lincolnshire begraben lassen wollen, aber da hiezu fünfzig Pfund nicht ausreichen würden, solle sein Begräbniß auf dem Districtkirchhofe in Whitechapel stattfinden. Auf die Frage, ob er von irgend jemand besonders zur Gruft geleitet zu werden wünsche, antwortete er verneinend; wer wolle, möge seiner Leiche folgen, und wenn niemand folge, so sei sein Wunsch, daß statt der Menschen viele Pferde dabei seien, damit die ganze Summe von fünfzig Pfund verausgabt werde.

So geschah es denn. Und wir schließen hiemit unsere Wanderung durch das Schattenreich des Mammon, dem Leser, sollte er so geneigt sein, die moralischen Betrachtungen über das Mitgetheilte anheimgebend.

III.

Memoiren der Prinzessin Charlotte von England.

Memoiren der Prinzessin Charlotte von England.

Während des Ausbruchs nationalen Schmerzes, der in England, wie mit den weithin tönenden Klängen eines Trauermarsches, zu Ende des Jahres 1861 dem Abscheiden des Prinzen Albert nachhallte, hörte man wiederholt die Erinnerung an ein anderes Mitglied des englischen Königshauses auftauchen: die Erinnnerung an eine Prinzessin, deren Schicksal vor fast einem halben Jahrhundert die Nation in einen ähnlichen Paroxysmus schmerzlicher Bestürzung versetzt hatte, an die einzige Tochter Georg's IV., die in der ersten Blüthe ihrer Jugend stürmisch rasch dahingeraffte Prinzessin Charlotte.

Die Weltlage jener beiden Epochen, wie der individuelle Charakter der so allgemein und aufrichtig betrauerten Persönlichkeiten war in fast jeder Hinsicht verschieden. In dem Schicksal des deutschen Prinzen beklagte man das vorzeitige Ende eines thätigen, reichbegabten Geistes, der seit vielen Jahren, während einer unerhört glücklichen Regierung, in den weitesten Kreisen segensreich gewirkt hatte; das Abscheiden des bewährten Staatsmannes, des einsichtsvollen Beförderers der Künste und Wissenschaften, des unermüdlichen

Arbeiters auf dem Gebiete humaner Cultur; den Verlust des musterhaften Gemahls einer verehrten und geliebten Herrscherin endlich, deren seltenes Familienglück durch seinen jähen Tod im Innersten zerstört wurde.

Ursachen anderer Art riefen bei dem Tode der Prinzessin Charlotte eine Art dumpfer Verzweiflung in England hervor. Was man damals betrauerte, war nicht sowohl die Zerstörung gegenwärtigen Glücks als der Zusammensturz lange genährter Hoffnungen einer bessern Zukunft. Die blühende Enkelin eines in Wahnsinn versunkenen königlichen Greises, der einzige schöne Sprößling eines verhängnißvollen Ehebündnisses, eines tyrannischen Vaters, den man als herz- und gewissenlosen Wüstling verachtete, einer leichtsinnigen Mutter, die man als Opfer der Sultanslaunen dieses Wüstlings bemitleidete, hatte die Nation sie, die jugendliche Erbin des Thrones, mit theilnahmvoller Spannung heranwachsen sehen und in der selbstständigen Entwickelung ihres Geistes und Charakters, in den edeln Anlagen ihrer energischen Natur, die mitten aus der umgebenden Fäulniß rein und kräftig aufblühte, die Verheißung glücklicherer Tage begrüßt. Alle Anzeichen schienen die nahende Erfüllung dieser Hoffnungen zu bestätigen. Nach den langen trüben Tagen einer freudlosen Kindheit war die Prinzessin mit dem Manne ihrer Wahl vermählt; ganz England hallte wieder von der Kunde ihres ehelichen Glückes und sah froh erregt der Geburt eines Thronerben entgegen. Auf dieser Höhe festlicher Erwartung zündete die Trauerbotschaft von dem gleichzeitig erfolgten Tode der jugendlichen Mutter und ihres Kindes, wie mit der betäubenden Gewalt eines Wetterschlages. Es ertönte jene fast leidenschaftliche Wehklage, jene düstere Bestürzung breitete ihre dunkeln Schwingen über die Nation aus, deren die Greise gewordenen Jünglinge jener Zeit sich noch heute nicht ohne Wehmuth zu erinnern vermögen.

Bald nachher sank der unglückliche Georg III., eine

langsam zerfallende Ruine, in seine späte Gruft. In längeren und kürzeren Zwischenräumen verließen, während der nachfolgenden Decennien, die Könige und Königinnen, die Prinzessinnen und die Prinzen seiner zahlreichen Familie den Schauplatz. Aber bei keinem von allen erneuerte der Tod ähnliche Phänomene einer wahrhaft nationalen Trauer, wie sie das Hinscheiden der Prinzessin Charlotte verherrlicht hatten. Erst die heutige Generation erlebte bei dem Tode des Prinzen Albert ein Aehnliches. Die seltene Wiederkehr dieser Thatsachen bildet zwischen beiden Epochen gleichsam eine historische Brücke, auf der die Erinnerung zwischen Gegenwart und Vergangenheit auf- und niederwandert. Und so verschiedenartige Züge sie in ihren Details darbieten mögen, so stehen sie doch schon wegen ihres isolirten Auftretens in einer geheimen Wechselwirkung und bezeichnen, auch unabhängig davon, zwei dem Culturhistoriker, wie dem Politiker gleich interessante Episoden der neueren englischen Geschichte.

Das Leben des Prinzen Albert ist den Lesern dieser Blätter noch in frischer Erinnerung. Von der kurzen und nach außen hin weniger glänzenden Laufbahn der Prinzessin Charlotte mag ihnen nichts zurückgeblieben sein, als ein unbestimmter Nachklang, die Erscheinung eines fernen Luftbildes, das in nebelhaften Formen dem inneren Auge vorüberschwebt. Und doch liest die Geschichte dieser vielbetrauerten Prinzessin sich wie ein Roman, sobald man hinter der Oberfläche der politischen Ereignisse, welche ihren Hintergrund bilden, dem Gange ihrer Entwicklung, den Quellen ihrer Schicksale nachforscht. Es fließen diese Quellen vor allem in den auf dem Continent wenig gelesenen Memoiren englischer Zeitgenossen, Memoiren, deren Veröffentlichung vorzugsweise während der letzten drei Decennien unsere Kenntniß jener Periode bereichert hat. Nicht daß man den Mangel früherer Biographieen zu beklagen hätte; allein eine so ansehnliche Masse dieselben bilden mögen, so gering ist ihr historischer Werth. In der

That findet man mit Verwunderung, indem man sich das lebhafte Interesse des englischen Volkes für die Persönlichkeit der Prinzessin vergegenwärtigt, daß eine zugleich zusammenhängende und treue Darstellung ihres Lebens bis auf den heutigen Tag nicht geschrieben ist, daß es vielmehr einer mühsamen Sammlung und Ordnung des in jenen Memoiren verstreuten biographischen Materials bedarf, um eine Gesammtanschauung ihres Lebens zu ermöglichen.

Als besonders wichtig heben wir aus früheren Jahren die Memoiren der Lady Charlotte Bury,[1] die historischen Erinnerungen Lord Brougham's[2] und die Biographie des Lordkanzlers Eldon[3] hervor. Verstreute Notizen finden sich später in des Herzogs von Buckingham Court of Regency (London 1856, 2 vols.), ohne Zweifel aber die reichste Ausbeute an interessanten und authentischen Details ganz neuerdings in dem Nachlaß Miß Knight's,[4] der ehemaligen Gesellschaftsdame der Prinzessin Charlotte. Mehr mag eine noch lebende Freundin der Dahingeschiedenen, die Gräfin Flahault, einst Miß Mercer Elphinstone, aus jenen Jahren ihrer Jugend zu erzählen haben. Aber auch unabhängig von solchen prospectiven Beiträgen rechtfertigt die Reichhaltigkeit der vorhandenen Thatsachen den Versuch einer zusammenhängenden Darstellung. Wir unternehmen denselben ohne Furcht, unsere Leser zu langweilen; wäre es nur, daß wir der Galerie interessanter Frauenbilder, welche man neuerdings angefangen von dem Staub der Jahrhunderte zu reinigen, eine modernere Gestalt hinzufügten, oder das Shakespeare'sche "truth stranger than fiction" an einem denkwürdigen historischen Beispiele erläuterten.

* * *

[1] Diary illustrative of the times of George IV. London 1838. 2 Vols.

[2] Historical sketches of the times of George III. London 1845. 3 Vols.

[3] Lord Eldons life by Twiss. London 1844. 3 Vols.

[4] Memoirs of Miss Cornelia Knight. London 1861. 2 Vols.

I.

Es war in den ersten Monaten des fünfunddreißigsten Jahres der langen Regierung Georg's III., im sechsten Jahre nach dem Ausbruch der französischen Revolution, als das englische Volk durch die frohe Kunde überrascht wurde, daß ein Ehebündniß Georg's, Prinzen von Wales, mit seiner Cousine, der Prinzessin Caroline von Braunschweig, in Aussicht stehe. Weßhalb derartige Ankündigungen fürstlicher Ehebündnisse, im Angesicht häufig erneuerter trauriger Erfahrungen, immer wieder als glückverheißende betrachtet und von Geschlecht zu Geschlecht durch dieselben Manifestationen einer gemüthlich populären Theilnahme begrüßt werden, mag auf den ersten Blick räthselhaft erscheinen; aber die Thatsache ist unbestreitbar, und in mehr als gewöhnlich auffallender Weise bestätigte sie sich bei Gelegenheit dieser Ankündigung der Heirath Georg's, Prinzen von Wales. Die Ehe seines Vaters war eine kinderreiche, aber keine glückliche. Wenn Georg III. als König unter den Fürsten seiner Zeit durch strenge Uebung bürgerlicher Sitten und gewissenhafte Bewahrung ehelicher Treue eine seltene Ausnahme bildete, so wollte man doch wissen, daß nicht Glück, sondern tief empfundene Resignation diesem Phänomen zu Grunde liege, daß er die schöne Quäkerin, Miß Lightfoot, mit der vor seiner Thronbesteigung eine heimliche Ehe ihn verbunden, nie habe vergessen können, daß in Wahrheit die ersten Keime seines periodisch ausbrechenden Wahnsinns in der Wunde wurzelten, welche das unfreiwillige Verlassen seiner ersten Liebe seinem Herzen geschlagen. Ebenso wenig war es ihm beschieden, Freude zu erleben an seiner zahlreichen Nachkommenschaft. Das schlechte Einvernehmen zwischen den Mitgliedern der königlichen Familie, das fast feindselige Verhältniß des Königs und des Prinzen von Wales, waren notorisch. Mit den Jahren hatte diese Mißstimmung sich zu offenbarer

Abneigung, zu einem durch nichts als die Hofetikette gemäßigten Haß gesteigert. Der bis zum Eigensinn starre Herrscher, der patriarchalisch strenge Haus- und Familienvater mußte sehen, wie Natur und Sinnesweise seiner Söhne sich seiner eigenen schnurstracks entgegen entwickelte, wie vor Allem sein Erstgeborener, dem engen Familienkreise gelangweilt und mürrisch den Rücken kehrend, schon frühe die Bahn eines in allen eleganten Ausschweifungen unersättlichen Roués einschlug.

Dieser Widerspruch zwischen Vater und Sohn erstreckte sich auch auf den Kampf der politischen Parteien. Da der Vater als persönlicher Vertreter streng toryistischer Grundsätze bekannt war, so schien es selbstverständlich, daß der Sohn mit den Whigs gemeine Sache mache, und sobald die Zurücklegung seines einundzwanzigsten Lebensjahres ihm Sitz und Stimme im Oberhause gewährte, sah man ihn im Bündnisse mit den Führern der Opposition, mit Fox, Burke und Sheridan, als Gegner des hochköniglichen Pitt, whiggistischen Traditionen huldigen.

So bornirt und starrköpfig der König sein mochte, so konnte man doch der Festigkeit seines Charakters und seinen bürgerlichen Tugenden eine gewisse Achtung nicht versagen; auch fehlte es in seinem persönlichen Auftreten nicht an Zügen, welche die Masse des Volks zu gewinnen pflegen. Dennoch war Georg III. im Grunde nicht populär, und ihm so wenig als seinen Vorgängern war es gelungen, die tief gewurzelte Abneigung gegen die eingewanderte hannoversche Dynastie aus dem Herzen des Volks zu tilgen. Den Prinzen von Wales achtete, als er einundzwanzigjährig in die Oeffentlichkeit trat, Niemand. Die Natur hatte ihn mit Gaben ausgestattet, welche sie dem Könige versagt hatte. Er besaß ein gewinnendes Aeußere: Schönheit der Züge, Eleganz der Gestalt, leichte, gefällige Manieren des geselligen Verkehrs, Gewandtheit der Rede, Talent für Musik, Sinn für Poesie

und Kunst, das verführerische Geschick endlich, sich geschmackvoll zu kleiden und gedankenlos zu verschwenden. Alle diese Eigenschaften zeigten ihn von vornherein dem Könige gegenüber als den glänzenden aristokratischen Dandy neben dem unbeholfenen Philister, und ohne Mühe fand er bei der gedankenlosen Menge der vornehmen Gesellschaft ein Heer von Schmeichlern, Nachahmern, Neidern und Bewunderern. Wäre unter dieser schillernden Oberfläche ein festerer sittlicher Grund und Boden zu erkennen gewesen, so würde er mehr gefunden haben: würdigende Anerkennung seiner Talente, verzeihende Nachsicht für die Verirrungen seiner Jugend. Allein nur zu bald wurde es klar, daß die Natur des Prinzen sich in jenen Aeußerlichkeiten und Oberflächlichkeiten erschöpfe. Suchte man nach tieferen Motiven seines Verhaltens, so deutete nichts auf einen edlen Sinn und ein höheres Streben, Alles auf grenzenlose Eitelkeit und Selbstsucht; fragte man nach Zwecken, die er verfolgte, so war nur ein einziger erkennbar: zügelloser Genuß. Spiel, Trunk und Orgie füllten in wüstem Gemisch seine Tage aus und lieferten der zeitgenössischen Chronique scandaleuse eine, selbst für die letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts scandalöse Bereicherung. Wenn er sich mit Politik beschäftigte, so geschah dies, wie Lord Brougham bemerkt, nur der Abwechslung halber, nur um seine Nerven durch neue Eindrücke zu reizen, nachdem der vulgäre Genuß seine Kräfte erschöpft hatte.

Als der Prinz im Jahre 1783 das herkömmliche Alter der Mündigkeit erreichte,[1] wurde Carlton House, ein an St. James' Park gelegener Palast, ihm als Wohnsitz angewiesen und aus der königlichen Civilliste eine jährliche Revenüe von 50,000 Pfund Sterling zur Bestreitung seines Haushaltes ausgesetzt. Es war das Amtsjahr des Coalitions-Ministeriums Fox-North und die Minister, die Freunde des

[1] Er war geboren im Jahre 1762.

Prinzen, hatten alle Mittel in Bewegung gesetzt, ihrem königlichen Parteigenossen das Doppelte jener Summe, ein Einkommen von 100,000 Pfund, auszuwirken. Diesem Ansinnen jedoch setzte der König sein hartnäckiges Veto entgegen und es blieb bei der Summe von 50,000 Pfund — sicherlich ein nicht unansehnliches Jahrgeld für einen unverheiratheten jungen Mann, aber allerdings ungenügend für die Bedürfnisse eines Roués im Stile des Prinzen von Wales. In der That wußte man nicht lange nachher, daß eine enorme Schuldenmasse auf dem Prinzen laste. Im Jahre 1786 hatte dieselbe den Betrag von 160,000 Pfund Sterling erreicht, und außer Stande, den dringenden Forderungen seiner Gläubiger länger zu widerstehen, sah der jugendliche Verschwender sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, bei seinem gestrengen königlichen Vater um außerordentlichen Succurs zu bitten. Der König, welcher kurz zuvor für seinen eigenen Haushalt außerordentliche parlamentarische Zuschüsse in Anspruch genommen, schlug das an ihn gerichtete Gesuch rund ab. Auf's Aeußerste getrieben, faßte jetzt der Prinz den verzweifelten Plan einer geheimen Anleihe bei einem seiner fashionablen Genossen, dem reichen Herzog von Orleans, späteren Philippe Egalité, zu dem er, während des zweijährigen Aufenthalts des Herzogs in England (1783—1785) in intimen Beziehungen gestanden. Schon waren, wie es heißt, die Vorverhandlungen eingeleitet, als die politischen Freunde des Prinzen, von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, die Ausführung des schmachvollen Handels hintertrieben.

Allein was thun? wie die pochenden Gläubiger befriedigen oder wenigstens auf eine Weile vertrösten? wie die laute Unzufriedenheit des jene Vorgänge discutirenden Volkes versöhnen? Wahrscheinlich waren es jene selben Freunde, deren Genie auch für dieses Problem Rath zu schaffen wußte. Auf gewöhnlichem Wege war nichts zu erreichen. Es galt,

ein geschickt angelegtes Impromptu in Scene zu setzen — und nicht ohne Talent spielte der Prinz die ihm darin zufallende Rolle des tragischen Helden. Mit Erstaunen vernahm man eines Tags die seltsame Kunde, daß allem Anschein nach der verlorene Sohn zu einer Besserung seines Lebenswandels entschlossen sei: die kostspieligen Arbeiten an dem Ausbau von Carlton House seien eingestellt, die Staatsgemächer geschlossen, die Dienerschaft des Prinzen bis auf wenige Personen entlassen, seine Renn- und Jagdpferde öffentlich versteigert, ja der größte Theil seiner Revenüen, eine jährliche Summe von 40,000 Pfund, sei von dem reuigen Sünder zur Bezahlung seiner Schulden ausgesetzt worden. Zu gleicher Zeit zog sich der Prinz aus der großen Londoner Welt nach dem ländlichen Brighton zurück. Dort, so wollte man wissen, lebe er in größter Stille und Einfachheit, beschränke sich in Allem auf das Nothwendigste und trage sein selbst gewähltes Exil, sein für einen an Ueberfluß gewöhnten jungen, lebenslustigen Prinzen jedenfalls hartes Geschick mit der Resignation und dem Gleichmuth eines stoischen Philosophen.

Eine solche Wendung der Dinge, mochte sie nun, wie sehr wahrscheinlich, nach einem wohlbedachten Plane oder unter dem Druck der Nothwendigkeit stattfinden, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Am Hofe des Königs erregte sie den höchsten Unwillen. Man sah dort in dem Verfahren des Prinzen nichts als persönliche Böswilligkeit, als Parteiintrigue, als einen Versuch, König und Minister unpopulär zu machen, einen Versuch, die verweigerten Subsidien durch eine schlau maskirte Opposition zu erzwingen. In der Gesellschaft und im Volke dagegen schlug die Stimmung nur zu leicht zu Gunsten des Prinzen um. Das Bekenntniß guter Vorsätze wurde als baare Münze angenommen. Man pries die Entsagung, man bedauerte das Mißgeschick des hohen Verbannten und war bald darüber einig, daß etwas geschehen müsse, ihn der traurigen Lage zu entreißen, deren

unmittelbare Verschuldung man jetzt nicht seinem eigenen Leichtsinn, sondern der gefühllosen Härte des Königs zuschrieb.

Unter diesen Auspicien trat das Parlament von 1787 zusammen und eine Motion im Unterhause: das Haus möge die Lage des Prinzen in Betracht ziehen, war unter den ersten von unabhängigen Mitgliedern gestellten Anträgen der Session. Die Minister, als Vertreter des Königs, bekämpften den Antrag mit größter Entschiedenheit; allein nicht weniger energisch forderte die Opposition die Debatte. Da erhob sich Pitt und drohte, falls man die Sache weiter treibe, mit Enthüllungen, die, wie er bemerkte, nichts Geringeres als die Thronfolge selbst in Frage stellen würden. Jedermann wußte, worin diese Enthüllungen bestanden. Seit Jahren war es ein öffentliches Geheimniß in England, daß der Prinz von Wales vermählt sei, in heimlicher Ehe vermählt mit einer von ihrem Manne getrennt lebenden Katholikin, einer Mrs. Fitzherbert. Das Gerücht war auch zu den Ohren des Königs gedrungen und hatte den schon bestehenden Ursachen der Mißstimmung zwischen Vater und Sohn eine neue hinzugefügt. Nach englischem Gesetz aber, und dies war es, worauf Pitt hindeutete, war es keinem Zweifel unterworfen, daß die Thatsache der Vermählung des Thronerben mit einer Katholikin sein Recht auf die Thronfolge annullire. Man hatte im Angesicht so ernster Consequenzen seither die Erörterung jener Frage vermieden und die gelegentlichen Ausreden des Prinzen für das hingenommen, was sie werth waren.

Die Drohung Pitt's schien jetzt die Sache zu einer öffentlichen Entscheidung zu drängen. Allein das Ministerium hatte sich verrechnet, wenn es geglaubt hatte, der Prinz und seine Freunde seien für die angedrohte Eventualität unvorbereitet. Fox und Sheridan, die, wenn auch nicht als Zeugen bei der Trauung des Prinzen anwesend, doch über den Abschluß seiner Ehe mit Mrs. Fitzherbert nicht zweifel-

haft sein konnten, nahmen ohne Zaudern den von Pitt hingeworfenen Fehdehandschuh auf, indem sie sich für ermächtigt erklärten, nicht allein im Allgemeinen den Grund der Pitt'schen Insinuationen zu läugnen, sondern eine officielle Untersuchung der betreffenden Thatsachen herauszufordern. Es kam eine Zeit, wo der Schleier von dieser Cabale fiel, wo die Welt von der Bestürzung, dem Unwillen, den Thränen des schmählich getäuschten Weibes hörte, deren Ehre damals ohne Bedenken den Verlegenheiten des Augenblicks geopfert wurde. Allein das gewissenlos kühne Auftreten der Freunde des Prinzen hatte für den Moment den gewünschten Erfolg: Mrs. Fitzherbert ließ sich durch neue Schwüre ewiger Treue, durch die feierliche Versicherung trösten, daß nichts als die Furcht vor dem Zorne des Königs den Prinzen zu seiner Nothlüge vermocht habe. Der König seinerseits, um den Scandal einer folgenschweren öffentlichen Untersuchung gegen das hervorragendste Mitglied seiner Familie zu vermeiden, gab seine Zustimmung zu einem die Zwecke des bekämpften Antrags erfüllenden Vergleich. Man kam überein, daß der Antrag zurückgezogen werde, daß der Prinz das Versprechen eingehe, keine neuen Schulden zu contrahiren, worauf hin die Regierung sich verpflichtete, nicht allein die ausstehende Schuldenmasse zu tilgen, sondern unabhängig davon 20,000 Pfund für die Vollendung von Carlton House auszusetzen. [1]

[1] Eine nach Mittheilungen der Mrs. Fitzherbert selbst abgefaßte authentische Geschichte ihres Lebens und ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Wales erschien vor dreizehn Jahren unter dem Titel: Memoirs of Mrs. Fitzherbert, with an account of her marriage with H. R. H. the Prince of Wales, afterwards King George IV. By the Hon. Charles Landale. London 1856. Diesen Memoiren zufolge wurde die Trauung in dem Salon des Hauses der Mrs. Fitzherbert durch einen protestantischen Geistlichen vollzogen. Als Zeugen waren ihr Oheim und ihr Bruder zugegen. Das Trauungscertificat, von dem Prinzen eigenhändig geschrieben und von ihm und Mrs. Fitzherbert unterzeichnet, wird nebst andern ihre Verbindung

So war denn für den Augenblick der drohende Sturm beschworen und Dinge von größerer Bedeutung als die Vergehungen eines fürstlichen Don Juan: der Bankerot einer Monarchie, die Erhebung eines Volkes, die vulkanischen Ausbrüche der Revolution von 1789, lenkten bald nachher die öffentliche Aufmerksamkeit Englands von den innern Angelegenheiten auf die Ereignisse des europäischen Continents über. Es begann jene große Schlußepoche des achtzehnten Jahrhunderts, deren gewaltige Ereignisse berufen schienen, auch die stumpfsten Gewohnheitsseelen aus ihrer Ruhe aufzurütteln, auch den leichtsinnigsten Epikuräer zu ernstem Nachdenken zu zwingen. Ihre Wellen brandeten auch gegen die Klippen Altenglands und regten das alte Inselreich in seinen Grundvesten auf.

Auf Georg, Prinzen von Wales, brachten sie nur eine erkennbare Wirkung hervor: die nämlich, daß er, erschreckt über den gewaltsamen Zusammensturz des französischen Despotismus, von seinen früheren Whigfreunden in's Lager der Tories überging, von den enthusiastischen Vertheidigern zu den grundsätzlichen Gegnern der revolutionären Bewegung. Bei dem Mangel einer vorhergängigen tiefern Ueberzeugung war dieser Abfall kaum Apostasie zu nennen, so wenig als der Bruch des oben erwähnten Versprechens ökonomischer Reform den ernsteren Namen eines Treubruchs verdiente. Diese Wendung von Links nach Rechts, wie die Rückkehr von der Entsagung zum Genuß, stimmte in Wahrheit nur zu dem gesammten Charakter des Menschen. Durch das Einschreiten der Regierung aus der dringendsten Noth befreit und in seinem Credit hergestellt, was ließ sich von Prinz Florizel anders erwarten, als daß er die unbequeme

mit dem Prinzen betreffenden und ihren Executoren anvertrauten Originaldocumenten, bis auf den heutigen Tag in den Gewölben des Coutts'schen Bankierhauses in London aufbewahrt.

Maske des Einsiedlerfaschings fallen ließ und den alten zügellosen Carneval mit frischem Muthe erneuerte?

Wieder füllten seine galanten Abenteuer, seine luxuriösen Festlichkeiten, seine phantastische Verschwendung die Unterhaltung, wieder war er der bewunderte Adonis, der gefeierte und beneidete Held, der "erste Gentleman" der vornehmen Gesellschaft. Niemand zweifelte, daß seine Ausgaben sein Einkommen weit überstiegen; daß der Mann, der für Perrücken und Puder, für Röcke und Hosen im Laufe eines Jahres mehr als 20,000 Pfund verschwendete und eben so viel an wenigen Abenden im Spiele verlor, dessen Etat für die Freuden der Tafel und der Liebe an's Fabelhafte grenzte, daß dieser "erste Gentleman" jetzt wie ehemals allen Regeln der bürgerlichen Moral des "Soll und Haben" Hohn spreche. Aber seine Erscheinung blendete. Sein politischer Abfall von den Whigs machte die Regierung gegen seine socialen Vergehen nachsichtiger, die Gunst der Regierung seine Gläubiger geduldiger. Unter der Hand, ohne viel Aufsehen, füllten von Zeit zu Zeit außerordentliche Zuschüsse seine erschöpfte Kasse, und mit bunten wehenden Wimpeln, mit bacchantischer Festmusik segelte sein Lebensschiff eine neue Reihe von Jahren an den drohenden Klippen der früheren Katastrophe vorüber. Wenn im Volke zerstreute Warnungsstimmen ertönten, Stimmen der Unzufriedenheit und des Unwillens, so verhallten sie rasch vor den frohen Klängen des Festes, vor dem lauten Lärm der auswärtigen Ereignisse.

Erst zu Ende des Jahres 1794 begann dieses dumpfe Murren der Volksstimmen vernehmlicher und drohender zu werden. Es war wiederum unmöglich geworden, die Lage der Dinge länger in den Schleier des Geheimnisses zu verhüllen. Man begann die Verlegenheiten des Prinzen zu debattiren und berechnete phantastische Summen. Man fragte sich, wo und wann dieser Taumel der Ausschweifung enden

solle. In der That hatte, trotz wiederholter Zuschüsse, zu Ende des Jahres 1794 die Hauptschuldenlast des Prinzen den ungeheuern Betrag von 500,000 Pfund erreicht, und die längere Verzögerung einer parlamentarischen Discussion mußte der Regierung selbst vom praktischen Standpunkt aus bedenklich erscheinen. Es handelte sich nur um eines: um die Mittel, der sehr gerechtfertigten Abneigung gegen neue, scheinbar fruchtlose Opfer, wirksam zu begegnen, um einen moralischen Hebel, der diesen Unwillen in Nachgiebigkeit verwandelte, um plausible Garantieen endlich, daß man berechtigt sei, von der Zukunft Besseres erwarten zu können und zu dürfen, als von der Vergangenheit.

Wie nun die Dinge lagen, schien den Rathgebern der Krone nichts allen Anforderungen des Augenblicks völliger Genüge zu thun, als ein Ehebündniß, und daß der Prinz von Wales ein solches eingehen sollte, wurde demnach beschlossen. Der Gedanke ging ursprünglich von dem Könige selbst aus. Schwieriger war es, die Zustimmung des Prinzen zu erlangen, in dessen Seele theils die Wüstlingslaune, theils das unheimliche Bewußtsein seiner Verbindung mit Mrs. Fitzherbert den väterlichen Planen widerstrebte. Aber der König wollte von Ausflüchten nichts hören, er forderte Gehorsam und der Prinz fügte sich der Nothwendigkeit. Natürlich fehlte es nicht an neuen leidenschaftlichen Scenen mit Mrs. Fitzherbert. Der Prinz, wenn wir der Darstellung Lord Brougham's glauben dürfen, gelobte ihr, die ihm bestimmte Braut solle nur dem Namen nach seine Gemahlin sein; man solle an seinem Benehmen erkennen, nach welcher Seite der Zwang, nach welcher die Neigung ihn feßle. Zu gleicher Zeit ging Graf Malmesbury als außerordentlicher königlicher Gesandter nach Braunschweig, um in des Königs Namen die Prinzessin Caroline, Tochter Herzog Ferdinand's und Nichte Georg's III., zur Ehe mit dem Prinzen von Wales

zu begehren, und nach geschehener Verlobung bald möglichst in ihr neues Vaterland abzuholen.

Die neuerdings veröffentlichten Memoiren des Grafen Malmesbury[1] enthalten eine Reihe interessanter Details über den Verlauf dieser braunschweigischen Mission; treu einbalsamirte, barocke Reliquien der socialen Zustände des kleinen deutschen Staates, anschauliche Mittheilungen über die Erscheinung und den Charakter der Prinzessin, als deren Brautwerber und Mentor der Graf eine Reihe von Wochen an dem herzoglichen Hofe zubrachte. Man muß es gestehen, der alte formvolle englische Aristokrat fand an dem Wesen der seiner Obhut anvertrauten sechsundzwanzigjährigen Prinzessin mehr zu tadeln als zu loben. Eine großgewachsene Blondine, mit regelmäßigen Zügen, offenem lebhaften Ausdruck und nicht ohne Vorzüge natürlicher Bildung, erschien ihr Auftreten ihm doch ohne fürstliche Würde, ihre Umgangsformen ungezwungen und familiär, ihre Toilette nachlässig und geschmacklos. In ihrer Conversation entdeckte er die Folgen einer vernachlässigten Erziehung, den Mangel feineren Sinnes und höherer Bildung. Sie schien ihm, obwohl nicht ohne Verstand und Begabung, leichtfertig, geschwätzig, vulgär; obgleich gutmüthig und lernbegierig, doch vorwiegend von heftigen Impulsen beherrscht und mehr hartnäckig als glücklich und discret nach witzigen Einfällen haschend.

Diese Resultate seiner Beobachtung erfüllten ihn mit Besorgniß, wenn er ihren Widerspruch gegen das Ceremoniel des englischen Hofes, gegen die Sitten der englischen Aristokratie, gegen den ihm wohlbekannten Charakter des königlichen Bräutigams in's Auge faßte. Er beschreibt seine Bemühungen, den berührten Mängeln zu steuern, und läßt der Bereitwilligkeit der Prinzessin, seinen Rathschlägen nachzukommen, Gerechtigkeit widerfahren, ohne daß er sich über

[1] Diary and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury, 2 Vols. London, 1846.

ihre Erfolge täuscht. Doch als Diplomat hatte er vor Allem seine Mission zum Abschluß zu bringen. Von äußern Schwierigkeiten in dieser Beziehung war keine Rede. Was den braunschweigischen Hof betraf, so ging man nur zu bereitwillig auf die angebotene Allianz ein. Der Ehecontract wurde unterzeichnet. Die herkömmliche Correspondenz, der herkömmliche Austausch von Portraits fand zwischen den Verlobten statt, und im Monat März des Jahres 1795, während eines kalten, stürmischen Winters, geleitete der königliche Abgesandte die Prinzessin, durch die von den feindlichen Franzosen bedrohten westdeutschen Provinzen, nicht ohne Gefahr nach Stade, von wo eine Fregatte sie nach England hinüberführte.

So waren die Verhältnisse beschaffen, unter welchen die Vermählung des Prinzen von Wales eingeleitet und, wie wir bereits erwähnten, von dem englischen Volke mit allen Anzeichen freudigster Theilnahme begrüßt wurde. Das Parlament bewilligte ohne erhebliche Opposition, statt der früheren 50,000, eine Civilliste von 125,000 Pfund, für den neu zu errichtenden Hofstaat des Prinzen. Nur der fünfte Theil dieser Summe sollte jährlich zur Abbezahlung seiner Schulden verwendet werden. Ein anderes Aggregat von 80,000 Pfund wurde ausgesetzt zur Bestreitung der Hochzeitsfestlichkeiten, zum Ankauf von Silbergeschirr und Juwelen, zur Beendigung der immer noch unvollendeten Bauten an Carlton House. Ueberall war man bereit, das Vergangene zu vergessen, das Beste von der Zukunft zu erwarten. Vor Allem versprachen sich die Tories von der Heirath des Prinzen die wünschenswerthesten Erfolge. Da der Heirathsplan vorzugsweise ein Werk des Königs war, wollte man in der Durchführung desselben die Thatsache einer Annäherung des Vaters an den Sohn und demnach das wirksamste Mittel erkennen, den Prinzen von dem Uebel seiner whiggistischen Connexionen zu befreien, denen man die Hauptschuld

seines zügellosen Privatlebens zur Last legte. Ein unmittelbar vor der Hochzeit veröffentliches Blatt des bekannten Satirenzeichners Gillray gab diesen hoffenden Phantasieen einen prägnanten Ausdruck. Das Blatt führt den Titel: "The Lover's dream," und zeigt das Lager des träumend ruhenden Prinzen von Visionen umgeben: auf einer Seite eine glänzend heranschwebende, die Züge der fürstlichen Braut tragende Frauengestalt, deren heiteres Lächeln ihm ein neues, besseres Leben zu verheißen scheint, auf der andern seine bösen Genien, Fox und Sheridan, die, von dem Lichte der himmlischen Erscheinung abgewandt, in's Dunkel fliehen. Im Volke feierte man das frohe Ereigniß durch Spiel und Gesang. Kanonendonner, Illumination, Feuerwerk — nichts fehlte der festlichen Aufregung, und pomphaft und dem äußern Anscheine nach unter den glücklichsten Auspicien wurde die Vermählung am 8. April 1795 in der Kapelle von St. James Palace vollzogen.

Während aber das Volk in den Straßen jubelte, während glückwünschende Adressen und Deputationen aus allen Theilen des Landes einliefen, hatte im Innern von Carlton House schon der erste Akt einer langen Lebenstragödie seinen Anfang genommen. Schon die erste Begrüßung der Verlobten, nach der Ankunft der Prinzessin in London, weissagte wenig Gutes. Als der Prinz seiner Braut vorgestellt wurde, kniete sie, wie in unwillkürlicher Bewegung, vor ihm nieder. Der Prinz beeilte sich, sie aufzuheben, umarmte sie flüchtig und sagte, sich zu Lord Malmesbury wendend: "Harris, mir ist schlecht. Ein Glas Brandy." Malmesbury schlug statt des Brandys ein Glas Wasser vor, worauf der Prinz ärgerlich und mit einem Fluch erwiderte: "Nein, ich will zu der Königin gehn!" Mit diesen Worten kehrte er der halb erstaunten, halb erschreckten Prinzessin den Rücken und verließ

das Zimmer. Dann kam der Hochzeitstag, und was die Prinzessin in späteren Jahren über die Vorgänge desselben an Lady Charlotte Bury erzählte, stand ganz im Einklang mit jenem ersten Debüt. Der Prinz war bei der Trauung in halb betrunkenem Zustande erschienen, den größten Theil der Brautnacht hatte er vor dem Kamine liegend verbracht, an den er besinnungslos hingetaumelt war.[1] Bedenkt man hiezu, daß seine damalige Maitresse, Lady Jersey, ganz wie vorher ihre Gemächer in Carlton House, ihren Sitz an des Prinzen Tische inne hatte, und erinnert man sich seiner Gelübde an Mrs. Fitzherbert — welch wüstes Gemälde von Rohheit und Leiden, von bittersten, täglich erneuerten Demüthigungen, von glänzendem Elend und tiefster Zerrissenheit taucht vor dem empörten Blicke auf!

Bald sah der Prinz seine Gemahlin nur noch in Gegenwart anderer Personen. Erschien sie mit ihm in Gesellschaft, so behandelte er sie mit zur Schau getragener Geringschätzung. Widersetzte sie sich den ihr zugefügten Beleidigungen, so wurde sie mit verdoppeltem Eifer wie ein gejagtes Wild matt gehetzt; fügte sie sich widerstandslos, so galt dies als ein Signal für neue unerhörte Demüthigungen. Wie sich von selbst versteht, fand das erlauchte Beispiel des königlichen Gemahls bei dessen Mignons eine ebenso ungestrafte als bereitwillige Nachahmung. Die systematische Infamie dieser Helfershelfer und Genossen begnügte sich nicht mit dem entehrenden Geschäft der Spionage. Um die Prinzessin in den Augen ihres Gemahls lächerlich oder gemein erscheinen zu lassen, gab man ihr unbändige Pferde zu reiten, oder mischte berauschende Getränke in ihren Wein. Es war kaum zu verwundern, wenn die Resultate dieses Verfahrens auf die Haltung des Prinzen zurückwirkten, wenn das sonst so heitere lebenslustige Herz der Prinzessin von Mißstimmung, Unwillen,

[1] S. die Memoiren von Graf Malmesbury und Lady Charlotte Bury's: Diary illustrative of the Times of George IV.

Verzweiflung erfüllt wurde, und der Beginn ihres neuen Lebens die Zerrissenheit und den Haß späterer Jahre begründete.

Und dennoch hätten bei einer weniger von Frivolität und Selbstsucht beherrschten Persönlichkeit als der des Prinzen von Wales bessere Resultate keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen. Denn so groß die Verschiedenheit der Neigungen wie des Geschmacks beider Gatten sein mochte, so fehlte es doch nicht an Vereinigungspunkten, und wenn die impulsive Natur der Prinzessin hierhin und dorthin nach excentrischen Richtungen abschweifte, so überwog doch in ihrer Seele der Grundzug eines kräftigen Charakters, edler Eigenschaften, welche zu gedeihlicher Fortentwicklung nichts als eines freundlich leitenden Einflusses bedurften.

Lord Brougham, ihr specieller Rathgeber und Vertheidiger, der sie nicht mit dem kalten Auge des Diplomaten betrachtete, aber jahrelang Gelegenheit hatte, sie unter den schwierigsten Verhältnissen zu beobachten und kennen zu lernen, ergänzt uns in diesem Punkt die oben skizzirte einseitige Schilderung Graf Malmesbury's. Er rühmt an ihr die glänzende geistige Begabung, das schnelle Auffassungsvermögen, das große Conversationstalent, den raschen und scharfen Witz, das von Hochmuth und Stolz freie Herz, die selbstlose Menschenfreundlichkeit, den beharrlichen, kühnen, unternehmenden Sinn. Aber der von Lord Malmesbury beklagte ursprüngliche Mangel ihrer Erziehung, geschärft durch den Stachel unverdienter, unwürdiger Behandlung, mußte die so reich begabte Natur auf Abwege führen. Statt des freundlich zurechtweisenden Sinnes, der sich die Aufgabe stellte, ihr, der Fremden, den Weg durch das Labyrinth unbekannter, fremdartiger Zustände zu erleichtern, fand die Prinzessin, auch abgesehen von dem Verfahren ihres Gemahls, in ihrer nächsten Umgebung von vornherein nichts als Gleichgültigkeit und Kälte. Ihre Schwiegermutter, die Königin Charlotte, ob-

gleich wie sie von deutscher Herkunft, ordnete ihr Herz ohne Mühe den Regeln der höflichen Etikette unter, und beschränkte ihren geselligen Verkehr einförmig auf die steifsten Formen ceremonieller Höflichkeit. "Ihre Tugend," sagt Lord Brougham, indem er von der Königin spricht, "war so ausstaffirt mit überflüssiger Steifheit und Prüderie, daß sie die Gefühle der Achtung und Sympathie auf die Probe stellte; und während nichts die Regelmäßigkeit ihres Lebens störte, war die Langeweile ihrer Gesellschaft, die Förmlichkeit ihres Benehmens, die Kleinheit ihrer Seele ganz geeignet, ein respektables Betragen so wenig anziehend zu machen als möglich und den Beobachter eher von der Moralität zu verscheuchen, als anzulocken." Dieselbe Etikette, dieselbe Gleichgültigkeit begegnete der Prinzessin bei dem Rest ihrer Umgebung. Nur der König bildete eine Ausnahme. Bei ihm, dem Oheim, dem Vater, dem Haupt der Familie, in deren engeren Kreis sie besonders durch seine Vermittlung eingetreten war, fand die unglückliche Fürstin verwandtschaftliches Gefühl, durfte sie, wenn auch nicht auf gründliche Besserung ihrer Lage, doch auf Sympathie, auf persönliche Rücksicht und Theilnahme hoffen.

So hatte sie eine Reihe sorgenvoller Monate verlebt, als am 7. Januar 1796, genau dreiviertel Jahre nach ihrer Vermählung, der Donner der Kanonen der Hauptstadt verkündete, daß der Wunsch des Volkes erfüllt sei, daß die Prinzessin von Wales dem Reiche eine Erbin geboren habe.

Dieser erste und einzige Sprößling eines freudlosen Ehebundes war die Prinzessin Charlotte, die Heldin unserer Erzählung. Man wollte wissen, der Prinz von Wales habe beim Anblick der Neugeborenen der Aufwallung seiner Vatergefühle freien Lauf gelassen, und die Zärtlichkeit, die er der Mutter verweigert, ohne Rückhalt an den Säugling verschwendet. Zur Ehre der menschlichen Natur mag man der Wahrheit dieses Berichtes Glauben beimessen. Nur lassen

freilich die bald nachfolgenden Ereignisse über die selbstsüchtigen Motive, wie über den flüchtig vorübergehenden Rausch jener Aufwallung, keinen Zweifel zu. Kaum hatte die junge Mutter sich von den Folgen ihres Wochenbettes erholt, kaum war die Taufe der Neugeborenen mit großer Solennität vollzogen worden, als der Prinz für eine neue Ueberraschung Sorge trug, indem er die nöthigen Maßregeln traf, die ausgesprochene Abneigung gegen seine Gemahlin aktenmäßig zu constatiren und für die Zukunft entsprechende Schranken des geselligen Verkehrs zwischen ihm und ihr aufzubauen.

Es handelte sich um nichts weniger als um eine Uebereinkunft hinsichtlich der Auflösung der ehelichen Beziehungen beider Gatten. Als diplomatischen Unterhändler benutzte der Prinz von Wales bei dieser Gelegenheit die Gemahlin eines der Lords seines Hofstaates, Gräfin Cholmondeley. Eine längere Correspondenz fand in Folge seiner Vorschläge statt. Die Prinzessin forderte schließlich genaue Formulirung der Bedingungen, unter welchen die verlangte Trennung in Wirksamkeit treten solle, worauf der Prinz in einem aus Windsor datirten Briefe vom 30. April 1796 sich verpflichtete, den Verkehr mit seiner Gemahlin fernerhin "auf ruhiges und angenehmes gesellschaftliches Zusammenleben" zu beschränken, und "selbst, falls seiner Tochter ein Unglück zustoßen sollte (was die Gnade der Vorsehung verhüten möge), unter keinen Umständen intimere Beziehungen zu erneuern." Der Prinzessin Charlotte geschah in diesem Briefe keiner weiteren Erwähnung. Es schien, als könne kaum eine Frage darüber erhoben werden, daß das Recht der Sorge für sie vorläufig der Mutter allein zukomme. Dennoch appellirte die letztere, wie in der Vorahnung drohender Zukunftsstürme, unverzüglich an den König als ihren "Monarchen und Vater", seinen königlichen Schutz anrufend gegen die möglichen Einwirkungen jener Trennung auf ihre mütterlichen Rechte. Die Entscheidung des Königs lautete dahin: die Erziehung der Prin-

zessin Charlotte solle bis zur Vollendung ihres achten Jahres ihrer Mutter anvertraut bleiben; fernere Bestimmungen behalte er sich vor, wenn sie jenes Alter erreicht habe.

Im Grunde konnte das Resultat dieser Verhandlungen, so traurig sie an sich waren, der Prinzessin von Wales nur willkommen sein; und in der That äußerten sie sofort eine erwünschte Wirkung auf ihr Leben, indem sie den Zwang des Aufenthaltes in der Nähe des Prinzen minderten und ein Gefühl von Selbstständigkeit und Freiheit rechtfertigten, wie die Prinzessin dasselbe seit ihrer Ankunft in England nicht gekannt hatte. Carlton House freilich blieb wie zuvor ihre Stadtwohnung und wie zuvor hatte sie sich der Demüthigung der Mitresidenz der Maitressen des Prinzen unter dem Dache desselben Palastes zu unterwerfen. Allein man gestattete ihr einen langen ungestörten Aufenthalt auf dem Lande, und unmittelbar nachdem jene freudlosen Verhandlungen zum Abschlusse gebracht waren, verließ sie London, um, nur von ihrem eigenen und dem Hofstaat ihrer Tochter begleitet, die Sommer- und Herbstmonate in Shrewsbury House, einer Villa in der Nähe von Shooter's Hill, in der reizenden Hügellandschaft zwischen Charlton und Woolwich, zu verleben. Hier, so erzählte sie später Lady Charlotte Bury, genoß sie die glücklichste Zeit ihres Lebens. Obgleich noch aus allen Wunden blutend, fühlte sie sich doch, der Tyrannei ihres Gemahls entronnen, wie im Paradiese. Und während einer Reihe von Jahren, so oft der Stand der Dinge in London und Windsor es erlaubte, kehrte sie an diesen ländlichen Zufluchtsort zurück, wo das Leben im Freien, und eine Art zeitweiliger Unabhängigkeit von der Sklaverei von Carlton House, das Unglück wenigstens milderten, dessen Unabänderlichkeit jeder neue Tag von neuem bestätigte. Wenigstens besitzen wir keine Kunde von jenem in des Prinzen Briefe verheißenen "ruhigen, angenehmen Zusammenleben" der mehr als bloß äußerlich getrennten Gatten. Wenn eine

öffentlich ausgesprochene Scheidung nicht stattgefunden hatte, so brachte die Nothwendigkeit der Verhältnisse unabänderlich eine stetig zunehmende Entfremdung mit sich, und daß eine solche bestehe, war sehr bald auch im Volke kein Geheimniß mehr.

Dieser Umstand, sammt der naheliegenden Reflexion, daß bei so bewandter Lage der Dinge in der jungen Prinzessin die präsumtive Thronerbin von England heranwachse, umgab den ländlichen Hof der Prinzessin von Wales, seit seinem ersten Entstehen, mit einer Art von romantischem Interesse, desgleichen weder die verzweifelt monotone, prosaische Hofhaltung des Königs, noch das zügellose Wüstlingsleben des Prinzen im Volke zu erwecken vermocht hatten. Georg III. hatte sich Feinde durch seinen starrköpfigen Eigensinn, Anhänger durch seine bürgerlichen Tugenden erworben; die fashionabeln Ausschweifungen des Prinzen von Wales fanden Bewunderer, Nachahmer und Neider. Welche Meinung man sonst auch über den relativen Werth des einen oder des andern hegte, beide waren Männer, die unabhängig ihren eigenen, selbstgewählten Weg gingen, in deren Laufbahn nur des Einen unglückliche Anlage zum Wahnsinn die Saite einer mitleidsvollen Theilnahme rühren konnte. Ein anderes Loos schien der Prinzessin von Wales und dem zarten Sprößling beschieden, der unter ihrer mütterlichen Leitung heranwuchs. Widrige Stürme hatten ihr Lebensschiff aus dem Hafen des Glückes verschlagen und das unverschuldete Schicksal der königlichen Frau, der fremden Fürstentochter, der über der Wiege des königlichen Kindes gesprochene Bann elterlichen Unfriedens ging der Masse des Volks mit tieferer Sympathie zu Herzen. Jetzt spielte sie, die jugendliche Thronerbin, noch an der Schwelle, um die Vorhallen des Lebens; aber die Jahre eilten dahin. Welche Schicksale hatte die Zukunft ihr aufgespart, unter welchen Einflüssen, in welchen Formen sollte die verschlossene Knospe ihrer Natur sich entfalten?

Wäre es die Hand sorgsam wachender und erziehender Eltern, welche die Vorkommnisse der ersten Kindheitsjahre merkwürdiger Persönlichkeiten aufzeichnete, so würden wir dieselben ereignißreich genug finden und im Lichte des frühen Morgens die spätere Entwicklung des Lebenstages klarer begreifen lernen. Aber wie die Dinge einmal beschaffen sind, sind es die Jungen, welche die Biographieen der Alten schreiben, und von den ersten Jahren der Kindheit bleiben in den meisten Fällen nichts als allgemeine Nachklänge der Erinnerung zurück. Um so froher begrüßt der Biograph die Umrisse der ersten aus der Dämmerung auftauchenden Thatsachen, die auf das frühe Werden des kindlichen Geistes ein erkennbares Licht werfen.

Einen solchen Charakterzug aus der frühen Kindheit der Prinzessin Charlotte, die erste und ohne Zweifel authentische Aeußerung ihrer Sinnesweise, finden wir in den Memoiren des damaligen Bischofs von London, Doctor Porteus, aufbewahrt. Es war im Sommer des Jahres 1801; die junge Prinzessin hatte ihr fünftes Jahr vollendet, die Trennung der entzweiten Gatten dauerte fort, die Prinzessin von Wales hielt noch ihren ländlichen Hof in Shrewsbury House, als sie eines Tages von dem genannten Prälaten besucht wurde. Wie natürlich äußerte derselbe den Wunsch, die junge Prinzessin zu sehen. Sie erschien vor ihm, antwortete ohne Zögern auf die an sie gerichteten Fragen und sagte mehrere religiöse Lieder correct und hübsch aus dem Gedächtniß her. Der Bischof berührte dann die bevorstehende Reise der Prinzessin in's Seebad, nach Southend, und bemerkte, daß sie in Southend in seiner Diöcese sein werde. "Auf diese Worte," erzählt der würdige Prälat, "kniete sie wie mit plötzlichem Impuls vor mir nieder und bat um meinen Segen, den ich," so fährt er fort, "ihr mit ganzem Herzen und vielen stillen Gebeten gab." Es ist ein offenes, impulsives Wesen, das aus diesem Vorgange spricht, und unschwer erkennt man

darin, im Keime vorgebildet, die lebhafte, raschbewegte Natur der Prinzessin, wie sie in späteren Jahren sich kräftiger entwickelte. Sie hatte dieses Wesen als hervorstechenden Charakterzug von ihrer Mutter geerbt, und gleich dieser behauptete sie schon als Kind ohne Rückhalt ihre Meinung und bestand mit Heftigkeit auf ihrem Willen. Aber wie bei der Mutter mischte sich, allen Berichten zufolge, in ihren Eigenwillen wenig Selbstsucht. Man mochte ihre Heftigkeit tadeln — ihre Offenheit mußte die Herzen um so sicherer gewinnen, als dieselbe Hand in Hand ging mit der ungekünstelten Sympathie für fremdes Unglück, mit dem lebhaften Drange, den Nothleidenden zu helfen und wohlzuthun.

Ueber die intellectuelle Erziehung der jungen Prinzessin während dieser Jahre fehlen die Nachrichten. Doch blieb allem Anschein nach ihre geistige Entwicklung nicht hinter der Bildung ihres Herzens zurück. Sie war sechs Jahre alt, als sie einst einer Partie Schach zusah. Nach einer Weile erklang das entscheidende "Schachmatt", ein Ausdruck, den sie zum ersten Mal hörte. Die Antwort auf ihre Frage, was er bedeute, schien sie nicht zu befriedigen. Nachdenklich saß sie eine Weile da und meinte dann: der Macht eines Königs könne und dürfe kein Ende gemacht werden. Der König sei da zum Regieren; die königliche Macht, als die höchste, könne daher dem Angriffe anderer Mächte nicht erliegen. Sie selbst würde, an des Königs Stelle, unter keinen Umständen weichen. Ideen solcher Natur waren bei der präsumtiven Erbin des englischen Thrones nicht überraschend, und ein starkes Bewußtsein der Würde ihrer Stellung begleitete die Prinzessin durch ihr ganzes späteres Leben. In diesem Punkte, durch diese aristokratische Anlage ihrer Natur, unterschied sie sich überhaupt von ihrer Mutter. In reiferen Jahren neigte sie, wie wir sehen werden, auf die Seite der Whigs; aber in allen Wand-

lungen ihrer Denkweise hielt sie sich frei von dem leeren Hochmuth der Beschränktheit und folgte vor Allem den Antrieben eines edeln, energisch empfindenden Herzens.

Inzwischen ging die von dem Könige festgesetzte Epoche, innerhalb deren die Erziehung der jungen Prinzessin der Mutter ausschließlich anvertraut sein sollte, zu Ende. Die Prinzessin Charlotte hatte ihr achtes Jahr erreicht und das Aufstellen eines neuen Planes für die Gestaltung ihres Lebens wurde nothwendig. Welchen Einfluß der Verkehr mit ihrem Vater bis dahin auf ihre Entwicklung ausgeübt haben mochte, würde schwer sein zu sagen; wir kennen nur die Beschränkungen, unter welchen dieser Verkehr stattfand, und alle späteren Umstände rechtfertigten die Vermuthung, daß schon während jener Kindheitsjahre eine scheue Zurückhaltung vor dem Vater mit der Sympathie für die Leiden der Mutter in ihrer Seele kämpfte. Die Thatsache des elterlichen Unfriedens war zu offenbar, um ihrem raschen Auffassungsvermögen zu entgehen. Sie sah einen Conflict, dessen Ursachen ihr dunkel bleiben mußten, und ihr Gefühl ergriff instinktiv Partei für die verfolgte Mutter. Denn der Lauf der Zeit hatte den Bruch zwischen den getrennten Gatten nicht gemildert, sondern unheilbar, unwiderruflich gemacht.

Was den Prinzen anging, so schien er bei der bevorstehenden neuen Ordnung der Dinge nur einen Zweck im Auge zu haben, den nämlich, den Einfluß seiner Gemahlin bei der Erziehung der Prinzessin Charlotte für die Zukunft völlig auszuschließen. In diesem Sinne erklärte er sich gegen den König, als im Juli des Jahres 1804 die Sache zur Sprache kam. Aber er hatte sich verrechnet, wenn er das Herz des Königs einer so harten wie ungerechten Entscheidung für fähig hielt. Sein Verfahren gegen seine Gemahlin hatte ihm die Liebe des Vaters in noch höherem Grade als früher entfremdet, und je feindseliger er in diesem Falle auftrat,

um so fester bestand der König auf der Wahrung der der Mutter zustehenden elterlichen Rechte.

Ein langer, unerquicklicher Briefwechsel entspann sich in Folge dieser Mißverständnisse zwischen dem König und dem Prinzen von Wales, ein Briefwechsel, der wenig geeignet war, das beiderseitige Verhältniß zu bessern und die Entscheidung der streitigen Frage Monate lang hinauszögerte. Wir verdanken die Mittheilungen darüber dem damaligen Lordkanzler Lord Eldon, der von dem König als Vermittler benutzt wurde. Nach seinen Bemerkungen überrascht es nicht, wenn man erfährt, daß die damaligen Verhandlungen ohne Erfolg endeten. "Der Prinz," sagt Lord Eldon, "hat sich vor dem König durchweg durch sein formelles Betragen ausgezeichnet. Er vergißt nie die seinem Vater und Herrscher schuldige Achtung, obgleich der König wenig Sorge trägt, seine ungünstigen Ansichten über seinen Sohn zu verbergen. Der König war zu hart in seinem allgemeinen Ton gegen den Prinzen, und der Prinz in allen Dingen, die auch nur im Entferntesten mit seiner Gemahlin in Verbindung standen, ungerecht und empfindlich bis zur Krankhaftigkeit." Die schriftlichen Verhandlungen wurden daher abgebrochen und erst im November desselben Jahres erneuert, durch eine Zusammenkunft der königlichen Verwandten in Kew, "die," schreibt der König an Lord Eldon, "in jeder Beziehung anständig war; und da beide Theile es vermieden, alle, ausgenommen die geringfügigsten Dinge zu berühren, sicherlich nichts geschadet hat." Einige Tage später faßte der König eigenhändig einen Entwurf ab, dessen Bestimmungen für die Erziehung der jungen Prinzessin, seiner Enkelin, als Richtschnur dienen sollten. "Lower Lodge" (ein in Windsor-Park gelegenes Haus), erklärt er darin, "soll zu ihrem Aufenthalt eingerichtet werden. Der König will fortfahren, für ihren Unterhalt und ihre Erziehung zu sorgen. Zu ihrem Haupt-

mentor will er einen Bischof ernennen, da sie, als präsumtive Thronerbin, nicht von Frauen allein erzogen werden kann, sondern eine Erziehung höherer Art genießen muß. Der Bischof soll einen Geistlichen berufen, welcher die Prinzessin in Religion und Lateinisch zu unterrichten und täglich mit ihr Gebete zu lesen hat. Ein anderer Instructor soll angestellt werden für Geschichte, Geographie, Literatur und Französisch; ferner Schreib-, Musik- und Tanzlehrer. Die Sorge für ihre Gesundheit und ihr Betragen soll einer Gouvernante anheimfallen; und da sie Tag und Nacht unter der Aufsicht verantwortlicher Personen sein muß, sollen eine Untergouvernante und eine Gehülfs-Untergouvernante ernannt werden."

Um eben diese Zeit wollte man einen mehr als gewöhnlich lebhaften Verkehr zwischen dem König und der Prinzessin von Wales bemerkt haben, und des Prinzen erste und Haupteinwendung gegen den ihm vorgelegten Entwurf gründete sich auf den Umstand, daß der Einfluß der Prinzessin, seiner Gemahlin, nicht direct ausgeschlossen sei. Hierüber in strengen Worten vom König zur Rede gestellt, modificirte er später seinen Einwand dahin: die Prinzessin möge ihre Tochter sehen wie vorher, auch wenn sie nach Windsor komme, in dem für ihre Tochter eingerichteten Hause wohnen; nur sollten diese Besuche nicht lange genug währen, um die Voraussetzung zu rechtfertigen, daß die junge Prinzessin unter der mütterlichen Leitung stehe. Allein auch diesen Einwand wies der König mit Entschiedenheit zurück. Er entgegnete: es sei seine Pflicht, für die Stellung und die Rechte beider Eltern gebührende Sorge zu tragen; unter keiner andern Bedingung werde er die Kosten wie die Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzessin Charlotte übernehmen. Zögernd und unwillig erklärte der Prinz sich jetzt endlich einverstanden, und die unmäßig verlängerten Verhandlungen endeten im Januar 1805

mit seiner bedingungslosen Zustimmung zu dem Plane des Königs.

So verließ denn die junge Prinzessin zu Anfang des Jahres 1805 Shrewsbury House und bezog Lower Lodge in Windsor-Park. Die Prinzessin von Wales siedelte über nach Montague House, einer Villa in der Nähe von Blackheath, wo sie seitdem regelmäßig Hof hielt, wenn nicht die Saison ihre Anwesenheit in London erforderte, oder der Wunsch ihre Tochter zu sehen, sie nach Windsor führte. Von dem Innern von Lower Logde haben wir keine deutliche Vorstellung. Wir können indeß wohl annehmen, daß die Einrichtung dieselbe war, wie bei allen fürstlichen Etablissements derselben Art. Ohne Zweifel fehlte es nicht an einem gewissen aristokratischen Comfort und ebensowenig an einem beträchtlichen Maß ceremoniöser Eintönigkeit und Langeweile. Der Prinzessin Charlotte erschien diese abgelegene Behausung in späteren Jahren stets wie ein Gefängniß, die dort verlebte Zeit wie eine lange, einförmige Kerkerhaft. Wir werden sehen, mit welchem Rechte, und wollen, da sie eben erst die ihr dort beschiedene Lebensepoche zu beginnen hat, dem Verlaufe unserer Darstellung nicht vorgreifen.

Das nach den Verordnungen des Königs neu ernannte Personal ihrer Umgebung in Lower Lodge bestand aus den folgenden Persönlichkeiten. Zu ihrer Hauptgouvernante wurde Lady Clifford berufen, eine ältliche und, wie es scheint, gutmüthige Dame (a good, snuffy old woman heißt sie bei einem Correspondenten Thomas Moore's),[1] die ihrem lebhaften impulsiven Zögling bald in allen Dingen den Willen that. Hauptmentor war der Bischof von Salisbury (früher Erzieher des Herzogs von Kent), ein salbungsvoller Mann von beschränktem Kopf, starken Vorurtheilen, leicht gereizter Eitelkeit und übertrieben höfischen Manieren, der fortwährend gegen die Uebel des Papismus und Whigismus predigte

[1] Memoirs of Thomas Moore. VIII. 140.

und drei oder viermal wöchentlich in Lower Lodge erschien, um sein bedeutendes Amt mit Wichtigkeit zu vertreten. Als Hauptlehrer stand ein Geistlicher, Dr. Short, ihm zur Seite, ein Gelehrter von classischer Bildung, wenig Geschmack, ehrlichem Gemüth, und, weil er, an höfische Sitten nicht gewöhnt, Anstoß zu geben fürchtete, voll übertriebener Aengstlichkeit im geselligen Verkehr. Unter der Umgebung der Prinzessin verdient außerdem eine ihrer Kammerfrauen, eine Mrs. Gagarin, Erwähnung. Diese, eine geborene Engländerin, hatte in Paris die Bekanntschaft des Fürsten Gagarin gemacht, und war, nachdem sie sich zu einer Heirath hatte überreden lassen, demselben als vermeintliche Fürstin Gagarin in seine Heimath gefolgt. In Rußland angekommen, erfuhr sie, daß eine frühere Frau des Fürsten am Leben sei. Durch diese Entdeckung in die peinlichste Lage versetzt, war sie nach England zurückgekehrt, hatte eine Stelle am Hofe der Prinzessin von Wales gefunden, und zeichnete sich im Dienste der Prinzessin Charlotte durch die treue Anhänglichkeit aus, mit der sie bis zu ihrem Tode ihre junge Herrin durch alle wechselvollen Phasen ihres Lebens theilnahmsvoll begleitete.[1]

Auf Wesen und Charakter der jungen Prinzessin und die ersten Anfänge ihrer neugeordneten Erziehung werfen mehrere Briefe des Königs an Lord Eldon ein ebenso willkommenes als erfreuliches Licht. "Die Prinzessin, meine liebe Enkelin," schreibt der König dem Lord Kanzler im Januar 1805, "ist von der Natur mit allen Gaben ausgestattet, welche mit Hülfe einer guten Erziehung sie befähigen werden, in Zukunft der Ruhm ihrer Familie und ein Segen für diejenigen zu sein, welche sie (wenn es dem Allmächtigen gefällt, ihr Leben zu erhalten) einst als Herrscherin anerkennen werden." Einen Monat später erklärt er: "Es ist herz-

[1] Ueber alle diese Persönlichkeiten s. Miss Knight's Autobiography I. 231 etc.

erfreuend, die Prinzessin von Wales mit ihrem Kinde zusammen zu sehen, wovon ich seit gestern ein Zeuge bin. Auch muß ich sagen, daß Lady Clifford's Benehmen ist, wie es sein soll." Ein ähnlicher Ausdruck der Befriedigung findet sich in einem dritten Briefe des Königs, vom März desselben Jahres. "Nach allem," schreibt er, "was ich von meiner lieben Enkelin in der kurzen Zeit gesehen habe, seit sie hier ist, zweifle ich nicht, daß sie, bei genügender Sorgfalt derer, welche gegenwärtig ihre Erziehung leiten, und bei dem allseitig ehrenwerthen Benehmen der Gouvernante, unter deren Aufsicht sie steht, ihren Verwandten zum Segen und ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen werde."

Es erweckt, inmitten so vieler Intriguen, so trauriger Zerrissenheit der Familienverhältnisse, ein Gefühl der Befriedigung, den hoffnungsvollen Ausdruck herzlicher Zuneigung zu vernehmen, die väterliche Sorge und die stille Freude zu beobachten, welche das Herz des greisen Königs beim Anblick seiner jungen Enkelin erfüllen. Bereitwillig kehrt man jenen unerquicklichen Zwistigkeiten der vergangenen Monate den Rücken, um sich den zwischen Windsor-Castle und Lower Lodge stattfindenden Verkehr auszumalen: den König, der auf seinen einsamen Spaziergängen unerwartet in Lower Lodge vorspricht, und über das Betragen und die Fortschritte der kleinen Schülerin Erkundigungen einzieht; die Prinzessin, die, von der einfachen Herzlichkeit des alten Mannes angezogen, dem Großpapa in seinem Schlosse von Zeit zu Zeit Besuche abstattet. Ihre Talente berechtigen ihn zu frohen Erwartungen, ihr rasches lebhaftes Wesen, ihr heiteres Lachen verbreiten einen lange nicht gekannten Zauber über die erdrückende Monotonie des langweiligsten Hofes seiner Zeit. Niemand vermißt die Abwesenheit des Prinzen von Wales, der in Carlton House oder in Brighton seinen gewohnten Vergnügungen nachgeht; und erscheint die Prinzessin von Wales zum Besuche, so zeigt sie sich in ihrer liebens-

würdigsten Laune. Selbst die misanthropisch engherzige, griesgrämige Königin, zu der weder Schwiegertochter noch Enkelin sich hingezogen fühlen, kann nicht umhin, den Schützlingen des Königs mit Freundlichkeit entgegen zu kommen.

Leider sollte jedoch dieses gute Einvernehmen nicht lange dauern. Schon waren im Stillen böse Zungen thätig, den Frieden zu stören; dunkle Gerüchte circulirten durch die Salons der tonangebenden Gesellschaft, und Gehässigkeit, Spionage und Verleumdung trieben drohende Gewitterwolken über den Häuptern der königlichen Familie zusammen. Allmälig gewannen jene Gerüchte an Consistenz, und während der ersten Monate des Jahres 1806, ein Jahr nach der Uebersiedlung der jungen Prinzessin nach Lower Lodge, versetzte eine kaum glaubliche Kunde, die Kunde, daß der Prinz von Wales seine Gemahlin bei dem Könige wegen Ehebruchs verklagt habe, daß eine richterliche Untersuchung der Anklage eingeleitet sei, ganz England in Erstaunen und Bestürzung.

Kaum glaublich, wie die Kunde klingen mochte, sie war deshalb nicht weniger wahr. Der Prinz hatte seine Gemahlin wegen Ehebruchs verklagt und eine richterliche Untersuchung stand in Aussicht. Die Anklage des Prinzen stützte sich auf die Denunciation eines Sir John Douglas und dessen Gemahlin (Mitglieder des Haushalts des Herzogs von Sussex), die beide früher im Kreise der Prinzessin von Wales wohlgelitten, aber auf Grund von Indiscretionen aus demselben verwiesen waren. Thatsache war, daß die Prinzessin schon im Jahr 1802 unter dem Einfluß jener "verhängnißvollen Liebe zu Kindern", welche Lord Brougham als einen ihrer Charakterzüge hervorhebt, den Sohn eines armen Segelmachers aus Charlton, Namens Austin, adoptirt hatte, und dieses Kind gemeinschaftlich mit der Prinzessin Charlotte hatte erziehen lassen. Die Thatsache war bekannt; alle Besucher sahen den Knaben; er hatte Jahrelang in Shrewsbury

House gewohnt. So ernstlich man daher bei der eigenthümlichen Lage der Prinzessin die Weisheit ihres Verfahrens bezweifeln mochte, so frei war dasselbe von allen Anzeichen eines Verdacht erweckenden Geheimnisses. Doch eben diese lang bekannten Umstände boten ihren Feinden den erwünschten Vorwand. Der Knabe Austin, hieß es, sei mehr als ein Adoptivsohn: er sei der Sprößling einer illegitimen Liebe, ein lebender Beweis, daß die Prinzessin von Wales, während der Jahre der Trennung, ihrem Gemahl die Treue gebrochen. Und das böse Gerücht, einmal in's Leben gerufen, flog auf raschen Schwingen weiter in die Vergangenheit zurück. Man wollte wissen, es sei dies nicht ihr erster Fehltritt. Man scheute sich nicht, durch versteckte Insinuationen die Legitimität der Prinzessin Charlotte selbst in Frage zu stellen.

Mit welchen Beweisgründen so schweren Beschuldigungen Gewicht verliehen wurde, ist unbekannt; denn die Details der Anklageakte, sammt den auf dieselbe gegründeten Proceduren, gelangten nur zur Einsicht eines engen Kreises von Personen, und den wenigen, die darum wußten, geboten leichtbegreifliche Rücksichten Stillschweigen. Man weiß, daß der König eine Untersuchungs-Commission ernannte, bestehend aus den Ministern Lords Erskine, Spencer, Grenville und Ellenborough; daß die mit dem Namen "Delicate Investigation" bezeichnete Untersuchung in Lord Grenville's Hause von Anfang Juni bis Mitte Juli 1806 in geheimen Sitzungen vor sich ging; daß die Prinzessin von den Führern der Opposition, den Tories Eldon, Canning und Perceval vertheidigt, und daß sie, obgleich die Commission sich tadelnd über eine gewisse Leichtfertigkeit ihres Benehmens aussprach, von der gegen sie erhobenen Hauptanklage freigesprochen wurde. Es wird behauptet, die Prinzessin Charlotte sei zwar

nicht als Zeugin vernommen, allein unter der Hand ausgeforscht, habe aber auf die verfänglichen Fragen keine andere als unverfängliche Antworten ertheilt. Dem feinen Takt der jungen Prinzessin sei die feindliche Absicht der Inquisitoren nicht entgangen; ja, überzeugt daß böse Plane gegen die Mutter im Werk seien, habe sie nicht angestanden, dieselbe in geheimer Korrespondenz von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, sie der unveränderten Fortdauer ihrer kindlichen Liebe zu versichern. Was den König betraf, so hatte er während der Fortdauer der Untersuchung der Prinzessin von Wales auf's strengste jede Art des Verkehrs, jeden Zutritt in Windsor verweigert, und erwiderte auch auf ihren Protest gegen den tadelnden Ausspruch der geheimen Commission, sowie auf später wiederholte Bitten von neuem in seine Nähe zugelassen zu werden, in ablehnender Weise. Die Erklärung dieses Verfahrens lag übrigens nahe genug. Die Untersuchungsrichter gehörten ohne Ausnahme zu der als “the Prince's friends” bekannten Partei, unterstützten daher die Intriguen des Prinzen, der nur zu bereit war, ihrem Spruche die schlimmste Deutung unterzulegen und durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel der Versöhnung seiner Gemahlin mit der königlichen Familie vorzubeugen suchte.

Fast ein halbes Jahr floß so dahin, ohne daß es der Prinzessin von Wales gelang, die Rücknahme jenes königlichen Verbannungsdekrets zu erwirken. Auf's Aeußerste getrieben, drohte sie endlich im Januar 1807, sie werde zu ihrer Rechtfertigung die geheime Geschichte der gegen sie geführten Untersuchung der Oeffentlichkeit übergeben. Dieses entschiedene Auftreten hatte den gehofften Erfolg. Denn wenn die Drohung der Prinzessin schon an sich als Beweis für ihr Vertrauen auf das Recht ihrer Sache und auf das freisprechende Urtheil der öffentlichen Meinung gelten durfte, so scheute der König, mehr als alles andere, den von dem angedrohten Verfahren unzertrennlichen

öffentlichen Skandal, die nationale Erörterung einer Angelegenheit, deren Details, auf welcher Seite das Gewicht des Rechts oder Unrechts auch liegen mochte, im Interesse der königlichen Familie am besten von dem Schleier des Geheimnisses bedeckt blieben.

Diesen Rücksichten kam im April 1807 die politische Krisis zu Hülfe, welche das Ministerium Grenville stürzte und die Rathgeber der Prinzessin, Lord Eldon, Perceval und Canning in's Amt brachte. Die neuen Minister verordneten sofort eine Gesammtrevision der "Delicate Investigation" und erließen als Endresultat derselben ein Memorandum, wonach die Unschuld der Prinzessin vollkommen bestätigt, die Motive des ersterwähnten tadelnden Erkenntnisses aber ernstlich in Frage gestellt wurden. In Folge dieser Vorgänge, auf das dringende Anrathen der neuen Minister, erklärte der König seine Bereitwilligkeit, zur Wiederanknüpfung des so lange abgebrochenen persönlichen Verkehrs mit der Prinzessin von Wales. Wenn jedoch die Intriguen des Prinzen auf solche Weise ihr Hauptziel verfehlt hatten, so waren sie nichtsdestoweniger bis zu einem gewissen Punkte erfolgreich, darin nämlich, daß sie den König bestimmten, dem Verkehr zwischen Mutter und Tochter eine Schranke zu setzen, welche der früheren Freiheit des Umgangs für immer ein Ende machte. Nur einmal wöchentlich sollte es fortan der Prinzessin gestattet sein, ihre Tochter in Lower Lodge zu besuchen. An dieser Entscheidung hielt der König, trotz seiner verwandtschaftlichen Anhänglichkeit an die Prinzessin, trotz seines Hasses gegen den Prinzen, unerbittlich fest; vergeblich blieben alle Versuche, ihn zu weiterer Nachgiebigkeit überreden zu wollen.

Die Protokolle der ersten Commission wurden nie gedruckt — wie die Freunde des Prinzen erklärten, aus dem Grunde, weil die Schuld seiner Gemahlin darin erwiesen sei, auf dem Verbrechen des Ehebruchs eines Mitglieds der könig-

lichen Familie aber die Todesstrafe stehe, was auch die wahre Ursache gewesen, weßhalb die Commission sich zu einem mildéren Urtheilsspruch vereinigt. Mit dieser Ansicht der Sache stand jedoch das oft wiederholte Verlangen der Prinzessin, man solle die Aktenstücke veröffentlichen, in schlechtem Einklang. Ebensowenig stimmte dazu die Erzählung eines geheim gedruckten und geheim cirkulirenden Buches Perceval's, dessen scharfe Kritik gegen die Machinationen des Prinzen in den höheren Gesellschaftskreisen den größten Eindruck hervorbrachte. Das Buch erschien, ohne Angabe des Namens des Verfassers und Druckers, unter dem seltsamen Titel "The Book" und wurde, da seitens des Prinzen die eifrigsten Anstrengungen gemacht wurden, alle vorhandenen Exemplare aufzukaufen, bald äußerst selten. Genügende Kunde von dem Vorgefallenen drang indeß in die Masse der Nation, um einen populären Meinungsausdruck hervorzurufen, über dessen Tendenz zu Gunsten der Prinzessin kein Zweifel obwalten konnte. Die Sympathie des Volks stellte sich mit Wärme auf die Seite des verfolgten Weibes. Seinem gesunden Gefühle drängte die naheliegende, von den königlichen Commissären mit Stillschweigen übergangene Frage sich auf: mit welchem Rechte ein Mann, dessen Wüstlingslaufbahn offenkundig, dessen brutale Rücksichtslosigkeit gegen seine Gemahlin notorisch war, richterliche Genugthuung zu fordern wage, für vorgebliche analoge Vergehen des schwer gekränkten Weibes, Vergehen, die obendrein nach langer peinlicher Untersuchung von der unter seinem persönlichen Einfluß zusammengesetzten geheimen Commission als unbegründet erkannt worden. Adressen in diesem Sinne liefen aus allen Theilen des Landes bei der Prinzessin ein, so daß ihrem Herzen wenigstens das tröstende Bewußtsein lebhafter Sympathie nicht versagt blieb, so wenig dieselbe auch für den Augenblick die Härte der Thatsachen selbst änderte.

Die Prinzessin Charlotte hatte während der eben er-

wähnten Vorgänge ihr elftes Jahr vollendet. Schwerlich mochte eine mehr als vage Vorstellung von dem elterlichen Zwist vor ihrer Seele stehen. Aber daß ein solcher Zwist existirte, ließ sich nicht verbergen, noch war es zu verhindern, daß das Herz des Kindes instinctiv Partei nahm, daß Mitleid und Zärtlichkeit sie zu der halb verbannten Mutter hinzogen, während der Gedanke, daß es der Vater sei, dessen lieblose Verfolgung der Mutter wehe gethan, sie mit Mißtrauen und Furcht vor ihm, dem Urheber so schwerer Leiden, erfüllen mußte. Andererseits konnte diese Haltung der jungen Prinzessin auf die Stimmung des Vaters nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleiben. An sich wenig gewöhnt zu liebevollem Entgegenkommen, schwächte er den schon vorhandenen Mangel an Unbefangenheit und Vertrauen durch systematische Gereiztheit und Härte und legte ohne Zweifel schon damals den Grund zu jener nervösen Aufregung, jenem Gefühle der Angst und des Schreckens, von denen spätere Zeugen erzählen, die Prinzessin Charlotte sei davon befallen worden, so oft eine Zusammenkunft mit dem Prinzen stattfand. Ihre Selbstbeherrschung verließ sie, die Sprache versagte ihr, sie konnte nur gebrochene Worte hervorstammeln.[1] Traurige Eindrücke des Jugendalters! Eindrücke, deren erschütternder Wirkung zu widerstehen, ein fester Kern guter Anlagen nothwendig war. So weit sich aus der Ferne urtheilen ließ, bestand ein solcher Kern in der Natur der jungen Prinzessin, und unschwer begreift sich, einer so seltsamen Complikation der Verhältnisse gegenüber, das theilnahmvolle Interesse des Volks an den Schicksalen und der Entwicklung seiner künftigen Königin.

Wir berührten bereits die öde Langeweile des Hofes Georg's III. Alle zeitgenössische Berichterstatter sind über diesen Punkt einstimmig; und im höchsten Grade monoton verfloß, nach mehrfachen Andeutungen, unzweifelhaft auch

[1] So erzählt Miß Knight.

das äußere Leben der Prinzessin Charlotte in Lower Lodge. Die jüngeren Söhne und Töchter Georg's III. waren unverheirathet, die junge Prinzessin daher das einzige Kind unter vielen Erwachsenen. Dennoch geschah wenig, gleichaltrige Gespielinnen aus den Familien der umwohnenden Aristokratie heranzuziehen. Tag auf Tag spann sich nach dem einmal festgesetzten Schema, nach den starren Regeln der Hofetikette, in wechsellosem Einerlei ab. Die wöchentlichen Besuche der Mutter, dann und wann Gegenbesuche der Tochter in dem der Prinzessin von Wales als Stadtwohnung angewiesenen Kensington Palace, und, während der Sommermonate, der Aufenthalt in einem Seebade, diese gleichmäßig, zu bestimmten Zeiten, sich wiederholenden Vorgänge erschöpften Jahre lang den äußern Wechsel ihres Lebens.

Im Laufe dieser Jahre trat übrigens der von Georg III. entworfene Unterrichtsplan in Wirksamkeit, und da es der jungen Prinzessin weder an Lernbegier noch an Talenten fehlte, machte sie in verschiedenen Zweigen ihrer Studien eben so rasche als bemerkenswerthe Fortschritte. Ihre Interessen waren von vornherein mannigfacher Natur; doch studirte sie mit entschiedener Vorliebe Geschichte, neuere Sprachen und Musik. In der Geschichte nahm nach einer Seite vor Allem die politische Bildung der Staaten, besonders die Entwicklung der englischen Constitution ihre Aufmerksamkeit in Anspruch, nach einer andern die Schicksale jener weiblichen Charaktergestalten, die, wie es das Schicksal ihr selbst bestimmt zu haben schien, als Herrscherinnen der Völker im Schimmer der Krone glänzen. Zur Begründung ihrer Kenntnisse auf dem erstgenannten Gebiet las sie Blackstone's Commentare, und zwar mit so bemerkenswerthem Erfolg, daß in späteren Jahren ihr Vater, der Prinz von Wales, dem die Neigung zu übertriebenem Lobe seiner Tochter nicht vorgeworfen werden konnte, öfter mit einer Art geschmeicheltem Stolz erklärte: man müsse der Prinzessin Charlotte gegenüber

in politischen Bemerkungen vorsichtig sein, denn sie sei besser als man denke bekannt mit der Geschichte der Constitution und den Rechten ihrer Stellung. Unter den historisch bedeutenden Königinnen erregte der Charakter Elisabeth's ihr Hauptinteresse, besonders in denjenigen Epochen ihrer Regierung, deren Ereignisse das Verhältniß der Königin zu der Frau in ein scharfes Licht setzen. - Sie bemerkte über diesen Punkt, mit Rücksicht auf die wohlbekannte Katastrophe des Grafen Essex: "Ich hätte nicht wie Elisabeth gehandelt; ich würde die Königin vergessen haben und dem Triebe meines Herzens gefolgt sein." Dann wieder ließ sie ihrer Phantasie freien Lauf, stellte eine lange Reihe berühmter Frauen von Isis bis auf Katharina II. von Rußland zusammen, und beschrieb alle großen und guten Eigenschaften einer jeden, die sie in ihrer Person zu vereinigen wünsche: von Isis die Milde und Güte; von Lucretia die Aufopferungsfähigkeit; von Semiramis Muth und kriegerischen Sinn; von Zenobia Ausdauer und Größe im Unglück; von Blanka von Castilien die Fähigkeit, in einer Zeit des Fanatismus friedlich zu regieren; von Berengarie, der Schwester der Blanka, das Genie, dessen plötzliche Inspiration ihr zu einem Siege über die Mauren verholfen hatte.

Ihre linguistischen Kenntnisse umfaßten die deutsche, französische, italienische und spanische Sprache; in jeder dieser Sprachen konnte sie sich geläufig unterhalten und wurde mit der Literatur derselben bis zu einem gewissen Grade vertraut. Unter den englischen Dichtern zogen besonders Ossian, Thomson und Pope sie an; des letzteren "Essay on Man" wußte sie von Anfang bis zu Ende auswendig. Ebenso genügte ihr in der Musik nicht ein Instrument allein. Sie spielte außer dem Piano Harfe und Guitarre und bildete ihre zwar nicht kräftige, aber helle melodische Stimme im Gesange aus. Wenn in manchen Dingen ihre impulsive Natur der gleichmäßigen Ausdauer des Lernens im Wege stehen mochte, so schützte eben diese Natur sie auf der andern Seite vor

selbstzufriedener Eitelkeit; und die Bemerkungen derer, welche das Mangelnde oder Fehlerhafte an ihr tadelten, waren einer guten Aufnahme gewisser als die Stimme der Schmeichelei. Einer ihrer Biographen erzählt, daß sie eines Abends in Gesellschaft aufgefordert wurde, auf dem Piano vorzuspielen. Sie selbst war mit ihrer Leistung unzufrieden, drehte sich am Ende des Stückes rasch um und fragte den hinter ihr stehenden Klavierlehrer, was er von ihrem Spiele halte. Die unbedingt lobende Antwort nahm sie schweigend auf; als der Unglückliche Tags darauf zur Lection erschien, erfuhr er jedoch zu seiner Ueberraschung: die Prinzessin habe ihn entlassen, da ein Lehrer, der ihr schmeichle, ihr nicht ferner von Nutzen sein könne.[1]

Ihre glücklichste Zeit verlebte sie während des Sommers in Bognor, einem der zahlreichen Seebäder an der Südküste von England. Hier war sie des drückenden Zwanges der Hofetikette ledig und mehr als sonst Herrin ihrer selbst. Die königliche Familie siedelte gleichzeitig nach Weymouth, der Prinz von Wales nach Brighton über; das Lehrerpersonal bekam Ferien; Gouvernanten und Dienerschaft bildeten ihre alleinige Umgebung. Dann streifte sie heiter in den Straßen des Dorfes, am Gestade des Meeres umher, besuchte unterwegs den Bäckerladen, und verzehrte, mit den Insassen plaudernd, was von dem frischen Backwerk ihren Appetit reizte. Ein anderesmal sah man sie, am Ufer sitzend, Seegras sammeln, und von den schwarzen Beeren desselben Halsschnüre aufreihen. Oder sie knüpfte mit dem Fischervolk Unterhaltungen an, sprach vor in den Hütten der Armen und vertheilte, wo sie helfen konnte, ihre Gaben mit gewohnter Freigebigkeit. Dann wieder erschien sie in ausgelassener Laune, als wolle sie mit neckischem Humor ihre Umgebung die Tage der Knechtschaft in Lower Lodge entgelten

[1] Huish: Memoirs of the Princess Charlotte. London 1818.

lassen. Kein Feldweg war ihr zu holperig und rauh, daß sie nicht, den Vorstellungen der aus ihrer Würde aufgestörten Lady Clifford zum Trotz, den Ponywagen darüber hinlenkte. "Nothing like exercise, my Lady, nothing like exercise" tröstete sie dann, früher empfangene Weisungen parodirend, die halb unwillige, halb amusirte alte Dame. Zögernd nahm sie endlich vom Meere Abschied, wenn die Zeit der Rückkehr nach Windsor herangekommen war.

Auf diese Art waren fast vier Jahre seit der Beendigung der "Delicate Investigation" verflossen, als ein neuer, unheilbarer Ausbruch des Wahnsinns Georg's III. die Regentschaft des Prinzen von Wales herbeiführte. Der unglückliche Ausgang der Expedition nach Walcheren, die auf des Königs persönlichen Wunsch unternommen und durch den von ihm begünstigten unfähigen General Lord Chatham geleitet worden war, soll, wie es heißt, die nächste Veranlassung gewesen sein zu dieser letzten, verhängnißvollen Katastrophe. Der Anfall fand statt im October 1810, und am 11. Februar 1811 wurde die nach einem früheren Entwurf Pitt's ausgearbeitete Regency Bill durch das Parlament genehmigt. Man suchte in dieser Bill den politischen Einfluß des Prinzen durch eine Reihe formeller Bestimmungen zu beschränken. Die Sorge für den kranken König wurde ganz ausdrücklich der Königin übertragen; allein im Grunde gelangte seit jener Zeit der herrschende Einfluß, am Hofe wie im Staate, in die Hände des Regenten. Auch beeilte er sich sofort, mit klingendem Spiele in das Lager der herrschenden Partei überzugehen, indem er die letzten Fäden zerschnitt, die ihn noch an seine früheren Whigconnexionen geknüpft hatten. In Folge dieser Metamorphose legten die öfter genannten Tories Lord Eldon, Perceval und Canning ihr bisheriges Amt als Rathgeber der Prinzessin von Wales nieder. An ihre Stelle traten die Führer der Whigpartei, Whitbread und Brougham, eine Aenderung, welche viel dazu beitrug, die Sache der unglück-

lichen Prinzessin, mehr noch als seither der Fall gewesen, in die Kämpfe der politischen Parteien zu verwickeln. Gleichzeitig, und im Zusammenhang mit denselben Ereignissen, ging die Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzessin Charlotte von dem wahnsinnigen Könige an ihren Vater, den Prinzregenten über. Das Bedeutungsvolle dieses Personenwechsels lag auf der Hand; denn wenn es unmöglich war, ohne weiteres den ausgesprochenen Willen, den stillen Einfluß des unglücklichen Monarchen, als des Beschützers und Freundes der Prinzessin von Wales, zu ignoriren, so mußte dieser Einfluß doch der Natur der Dinge nach in eben dem Maße abnehmen, als der Prinzregent sich in seiner neuen Machtstellung befestigte. Von einer Versöhnung der getrennten Gatten war nach den Vorgängen der "Delicate Investigation" keine Rede mehr. Ebensowenig konnte und wollte die Prinzessin von Wales ihren unbestreitbaren Rechten an ihre Tochter entsagen, deren Herz für sie gegen den Vater Partei ergriff. Alle diese Verhältnisse verbargen die Keime neuer Conflikte und der Lauf der Zeit mußte früher oder später neue, gewaltsame Ausbrüche der feindlichen Elemente herbeiführen.

Die Entwicklung der Prinzessin Charlotte schritt indeß, geistig wie körperlich, rasch und kräftig weiter. Wir finden darüber eine Anzahl charakteristischer Stellen bei Lady Charlotte Bury,[1] die seit dem Ende des Jahres 1810, als sie Hofdame der Prinzessin von Wales wurde, öfter Gelegenheit hatte, die Prinzessin Charlotte zu sehen. "Ich hatte," erzählt Lady Charlotte im Dezember 1810, "die Ehre, die Prinzessin Charlotte bei ihrer Großmutter zu treffen. Sie ist sehr klug, hat aber noch ganz die Manieren eines un-

[1] Diary illustrative of the Times of George IV. 2 Vols. London 1838. Ein Buch, das bei seinem Erscheinen sowohl durch die Rücksichtslosigkeit, als durch die in den Hauptsachen unbezweifelte Authenticität seiner Mittheilungen, das größte Aufsehen verursachte.

beholfenen Schulmädchens, und sprach allen möglichen Unsinn mit mir. Sie ist ein schönes Stück Fleisch und Blut, kann jedoch, wenn sie will, Würde annehmen, obgleich diese ihr unbequem zu fallen scheint. Was wird ihr Schicksal sein?" — Eine andere Stelle des Tagebuchs aus demselben Monat erwähnt ein Beispiel des schon angedeuteten sarkastischen Zuges in dem Charakter der jungen Prinzessin. "Ihre Mutter zeigte ihr eine eben angekommene Aigrette, ein Geburtstagsgeschenk der für ihren Geiz bekannten Königin, worauf die Prinzessin Charlotte bemerkte, die Aigrette sei ganz anständig, wenn man sich erinnere, wer sie schicke. Dabei lachte sie aus voller Kehle, ihr eigenthümliches, lautes, aber musikalisches Lachen."

Als Lady Charlotte Bury sie nach mehreren Monaten, im Mai 1811, wiedersah, fand sie sie außerordentlich verändert. Aus dem "unbeholfenen Schulmädchen" war eine stattliche junge Dame geworden, die, obgleich weder graciös noch elegant, doch die Würde und tous les prestiges de la royauté et du pouvoir an sich trug. Sie war über Mittelgröße, sehr entwickelt für ihr Alter: ihre Büste voll und schön geformt, ihr Teint weiß, die Züge schön und ausdrucksvoll, Hände und Füße aristokratisch zierlich, ihre gesammte Haltung von edelm Anstand. In ihrem Charakter bemerkte man eine eigenthümliche Mischung von Laune, Eigenwillen und Hartnäckigkeit, mit Gutherzigkeit, Klugheit und Enthusiasmus. Sie wünschte, so schien es der Berichterstatterin, mehr als schöne Frau denn als Königin bewundert zu werden. Alles in allem genommen, hinterließ sie den Eindruck einer kräftigen, reich ausgestatteten Natur, deren Fehler nur einer streng zurechtweisenden Hand, deren Tugenden nur einer liebevolleren Sorge bedurft hätten, in deren innerstem Wesen aber, trotz der Ungunst der Verhältnisse, die edeln Eigenschaften entschieden überwogen. In demselben Sinne schildert die junge Prinzessin Lord Brougham (damals Mr.

Harry Brougham), der als Rathgeber ihrer Mutter während jener Jahre wiederholt mit ihr in persönliche Berührung kam. "Sie war," sagt Brougham, "eine Person von großen und leiblich ausgebildeten Fähigkeiten. Mit der Lebhaftigkeit ihrer Mutter vereinigte sie größere Schärfe des Urtheils und geerbt hatte sie von dieser den entschlossenen Muth und die Entschiedenheit des Charakters. Ihr Temperament war heftig und reizbar, eine Anlage, welche weder ihre eigenen Bemühungen, noch die ihrer Lehrer hatten bändigen können. Aber in ihrer Natur war nichts Niedriges, Gemeines oder Gehässiges." Was sollte ihr Schicksal sein?

Es gab damals, im Jahr 1811, drei königliche Hofhaltungen in England, von denen jede in ihrer Weise dem englischen Volke zu denken gab: den Hof des wahnsinnigen Königs in Windsor, den Hof der Prinzessin von Wales in Kensington Palace und den Hof des Prinz-Regenten in Carlton House. Auch der letztere empfing von Zeit zu Zeit Besuche der jungen Prinzessin. Einer dieser Besuche zeigt sie uns auf einer neuen Entwicklungsstufe und verdient sowohl deshalb als wegen der öffentlichen Sensation, welche die ihn begleitenden Umstände hervorriefen, eine Stelle in der Geschichte ihres Lebens.

Es war im Februar 1812, bald nachdem die Prinzessin ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert hatte. Der Regent hatte eine auserlesene Gesellschaft zur Tafel geladen. Die Prinzessin Charlotte war gegenwärtig. Nach dem Diner sollte sie zum ersten Mal im Opernhause erscheinen. Wie gewöhnlich trank der Regent viel und führte die Unterhaltung in lauter, lärmender Weise und wenig gewählten Ausdrücken. Indem nun das Gespräch sich auf die Politik wandte, begann er einen maßlosen Ausfall gegen die liberale Opposition, und vorzugsweise gegen die Person ihres Führers, Lord Grey. Sowohl der Inhalt als die Form seiner Worte versetzten die junge Prinzessin in die schmerz-

lichste Bewegung. Sie kannte und schätzte Lord Grey; ihre Sympathieen gingen mit den Whigs. Das Benehmen des Vaters gegen eine Partei, auf deren Seite er früher selbst gestanden, weckten in ihrer Brust den heftigsten Widerstreit der Gefühle. Unfähig, sich länger zu beherrschen, brach sie in ein halb unterdrücktes Weinen aus und erhob sich, mit Thränen in den Augen, als die Zeit gekommen war in die Oper zu fahren. Es war unmöglich, daß ihre Bewegung den Anwesenden entging; ebensowenig konnte sie umhin, sich über die Ursache ihrer Aufregung gegen Sheridan zu äußern, der sie hinaus geleitete. Im Opernhause angelangt und mit lautem Beifall empfangen, suchten ihre Augen im ganzen Hause nach Lord Grey; kaum hatte sie ihn in einer gegenüber liegenden Loge entdeckt, als sie sich erhob, lebhaft grüßte und dem geschmähten Freunde, im Angesicht der erstaunten Zuhörerschaft, wiederholt Kußhände zuwarf.[1] Tags darauf war ganz London von dem Vorfalle unterrichtet. In den Clubs, in den Salons, in den Straßen war von wenig anderem die Rede. Man besprach die Sache in den Zeitungen, Lob und Mitleid ergossen sich in tausend Stimmen für die junge Prinzessin, Verachtung und Unwillen gegen den Regenten. Und als sollte nichts fehlen, jene leidenschaftliche Aufwallung einer edlen Natur zu verherrlichen, verkörperte der größte lebende Dichter Englands die öffentliche Meinung in Versen, die bald durch alle Journale gingen und durch die Tradition von Mund zu Mund getragen wurden. Es war Lord Byron, der eben damals, nach Veröffentlichung der beiden ersten Gesänge des "Childe Harold", wie im ersten Anlauf die höchste Staffel des Ruhms erstieg. Das Gedicht findet sich in der Sammlung seiner Werke unter den Occasional Pieces und lautet wie folgt:

[1] S. Duke of Buckingham: Memoirs of the Court of Regency London 1836, I. 250.

Lines to a Lady Weeping.

Weep daughter of a royal line,
A sire's disgrace, a realm's decay —
Ah! happy if each tear of thine
Could wash a father's fault away.

Weep! for thy tears are Virtues' tears,
Auspicious to these suffering isles;
And be each drop in future years,
Repaid thee by thy peoples smiles!

Von dem durch diese Verse verursachten Aufsehen giebt die Thatsache eine Vorstellung, daß zehn Monate später, als sie als Zugabe zu dem "Korsar" unter Lord Byron's Namen von neuem erschienen, ein wahrer Sturm von Schmähungen und schmähenden Erwiderungen in poetischer Form, während einer Reihe von Wochen, in den ministeriellen Blättern gegen den jetzt mit Sicherheit bekannten Verfasser wüthete. Die "Morning Post" ging so weit, eine drohende Motion im Hause der Lords anzukündigen. "Die Zeitungen," schrieb Byron selbst an Murray, "liegen in Krämpfen, die Stadt ist in Aufruhr, und dies Alles, wie Bedreddin in den arabischen Nächten bemerkt, weil ich eine Crême-Torte mit Pfeffer gemacht habe. Wie komisch, daß acht Reihen ich glaube fast achttausend in's Dasein rufen sollten." Die gedrohte Motion trat übrigens nicht aus ihrem Dunkel hervor und Lord Byron's schneidende Verachtung gegen den Regenten äußerte sich wenige Monate später von neuem in öffentlicher Weise in dem Gedicht "Windsor Poetics", Verse, die sich dem Beißendsten, Vernichtendsten an die Seite stellen lassen, was die Satire jemals geleistet hat. In der That gehörte er zu den erklärten Parteigängern der Prinzessin von Wales und wurde während seines Aufenthalts in London mehr als einmal an ihrem

Hofe gesehen. Nur war allerdings aus Gründen, die wir später zu erwähnen haben, dieser Verkehr nicht von langer Dauer.

Die eben erzählten Vorgänge zeigen uns die Prinzessin Charlotte, wie sie, den Kinderjahren entwachsen, aus dem häuslichen Kreise gleichsam den ersten Schritt hinaus thut in die politische Welt. Sie verläßt weinend die Tafel des toryistisch wüthenden Vaters, wirft im Opernhause dem geschmähten Führer der Opposition, Lord Grey, Kußhände zu und wird die Heldin einer lebhaften Demonstration der öffentlichen Meinung. Politischer Natur war auch, fast ein Jahr nach jenen Begebenheiten, ihr nächstes charakteristisches Hervortreten aus dem Einerlei des täglichen Lebens. Diesmal, im December 1812, sehen wir die junge Prinzessin im Parlamente auf dem Wollsack, in der Nähe des Thrones, von wo der Regent, als Stellvertreter des Königs, die Session in herkömmlicher Weise mit einer Royal Speech eröffnet. Zwei von den königlichen Prinzessinnen waren aus Windsor herüber gekommen, um sie bei diesem ihrem ersten Besuche im Parlamente zu begleiten; und die jugendlich frische Gestalt an ihrer Seite erschien nicht mehr als "Lady weeping", sondern strahlend von Heiterkeit, offenbar mehr beschäftigt mit dem Anblick der glänzenden Reichsversammlung um sie her, als mit der Rede des gestrengen Vaters. Sie sprach und lachte viel (sagt Lady Charlotte Bury), kehrte dem Papa öfter den Rücken und zeigte während der Rede ein gewisses ausdrucksvolles Lächeln, "das weder allen Lords noch allen Ladies mißfiel". Auch sprach sie mit Lord Erskine und nickte Lord Jersey zu; kurz, verrieth eine Unbefangenheit des Auftretens, die gegen das steife Ceremoniel des Hauses einen seltsamen Contrast bildete, und den Unwillen des Regenten hervorzurufen schien. Und unschwer kann man sich die häusliche Scene denken, welche dem Pomp der öffentlichen Feier folgte: die lauten Vorwürfe, die ärgerlichen Zurechtweisungen, welche

die lebhafte junge Dame in Carlton House erwarteten. Denn so gleichgültig der Regent die Gesetze der moralischen Lebensbeziehungen übersah, ein um so strengerer Priester war er im Tempel höfischer Etikette; so geringe Rücksicht der Rest der Menschheit ihm abnöthigte, um so eifersüchtiger forderte er den Tribut stumm anstaunender Ehrfurcht und blinden Gehorsams für sein eigenes Selbst. Die Talente und die Erscheinung der rasch zum Weibe heranblühenden Tochter mochten momentan seiner Eitelkeit schmeicheln. Ihr offenes Wesen, ihr rascher Verstand, ihr kräftiger Hang zur Selbstständigkeit schienen ihm im Ganzen nichts als tadelnde Beschränkung zu verdienen. Aber eben das Maßlose des Widerspruchs vereitelte die beabsichtigte Wirkung und bei dem Mangel eines edlen Beispiels mußte die brüske väterliche Despotie die Ausbildung eben jenes heftigen Eigenwillens befördern, der sich seiner Natur nach gegen die ihm aufgezwungenen Schranken empörte.

Es war bald nach der Eröffnung des Parlaments, zu Ende des Jahres 1812, als durch eine an sich unbedeutende äußere Veranlassung eine heftige Collision zwischen den widerstrebenden Elementen herbeigeführt wurde. Lady Clifford legte damals ihre Stelle als erste Gouvernante der Prinzessin Charlotte nieder. Die Prinzessin stand nahe vor ihrem siebzehnten Geburtstage. Den Kinderschuhen entwachsen, war sie des alten abhängigen Lebens lange überdrüssig. Das Abtreten Lady Clifford's in diesem Zeitpunkte schien daher ihrer leichterregten Seele die erwünschteste Veranlassung für die Erfüllung ihrer geheimen Wünsche, für den Beginn eines neuen freieren Lebens. Durfte sie jedoch von dem Vater gleiche Rücksicht auf Thatsachen hoffen, die für sie selbst überzeugend waren? Sie zweifelte daran, und faßte (wie es scheint unter Anrathen der oben erwähnten Miß Mercer

Elphinstone, ihrer besten und einzigen Freundin) einen Entschluß, dessen Ausführung in den Hofkreisen eine allgemeine, tugendhafte Entrüstung hervorrief. Sie schrieb an den Ministerpräsidenten Lord Liverpool, setzte die Lage auseinander, worin sie sich befand, wies hin auf Lady Clifford's Resignation und erklärte schließlich: sie sei zu alt, um ferner noch Gouvernanten zu haben, bitte vielmehr um eine Hofhaltung und Hofdamen, wie es einer jungen Dame ihres Standes und Alters zukomme. Ein Ausbruch von Wuth seitens des Regenten und entsprechende Vorwürfe seitens der Königin und der Prinzessinnen waren die nächste Folge dieses kühnen Auftretens. Offenbar hatte der Regent nicht die geringste Aenderung in dem bisherigen Haushalt der Prinzessin beabsichtigt. Noch weniger durfte er einer derartigen Auflehnung gegen seine Autorität nachgeben, und um seiner Tochter keinen Zweifel zu lassen über seine väterlichen Rechte und seinen Willen, dieselben zu behaupten, erschien er wenige Tage nach dem Bekanntwerden des Briefes mit dem Lordkanzler Eldon in Windsor, versammelte die königliche Familie zu einem Geheimrath um sich, und ließ, nachdem er im Beisein dieser Versammlung die Prinzessin als "hartnäckiges, verstocktes Mädchen, als dumme Närrin" gescholten, den Kanzler die Rechtsfrage erklären. Der Kanzler that was seines Amtes. Es ging aus seiner Rede hervor, daß die Forderungen der Prinzessin Charlotte den Gesetzen des königlichen Hauses zuwiderliefen, welche den königlichen Prinzen und Prinzessinnen erst nach Vollendung ihres einundzwanzigsten Jahres einen eigenen Haushalt gestatteten, und schon aus diesem Grunde unerfüllbar seien. "Außerdem," fügte der Prinz sich an die Prinzessin wendend hinzu, "weiß ich sehr wohl, was in Windsor Park vorgegangen ist; und du hast es nur meiner Milde zu danken, daß ich dich nicht für Lebenszeit einsperre. Verlaß dich darauf, daß du nie eine Hofhaltung haben wirst, ehe du dich verheirathest." — "Was," redete er darauf den

Kanzler an, "würden Sie gethan haben, hätte Ihre Tochter derartige Forderungen an Sie gestellt?" — "Ich würde sie eingesperrt haben," erwiderte der strenge Mann des Rechtes.

Die junge Prinzessin zeigte, so erzählt Lady Clifford, welche zugegen war, und der Prinzessin von Wales die Scene beschrieb, allen Angriffen gegenüber die größte Ruhe und Festigkeit. Als der Regent sie fragte, aus welchen Gründen sie keine Gouvernante mehr wolle, verwies sie ihn einfach auf ihren Brief. Seinen Drohungen und Scheltworten setzte sie ein unerschütterliches Schweigen entgegen. Und wenn bei der Sinnesweise des Vaters die Durchsetzung ihres Wunsches unmöglich war, so blieb ihr festes Auftreten, ihre entschiedene Willensäußerung doch auf die nächste Gestaltung ihres Lebens nicht ganz ohne Einfluß. Allerdings ernannte der Regent an Lady Clifford's Stelle die Herzogin von Leeds dem Namen nach als erste Gouvernante seiner Tochter; allein den Platz der früheren Untergouvernanten nahmen zwei neuernannte Gesellschaftsdamen ein. Eine eigene Hofhaltung wurde nicht gestattet; doch erschien es als eine Art von Ersatz, daß der Prinzessin, die bisher, so oft sie nach London kam, in Carlton House gewohnt hatte, eine besonders für sie eingerichtete Stadtwohnung, Warwick House, angewiesen wurde. Außerdem wurde bestimmt, daß sie abwechselnd eine Woche in dieser Stadtwohnung, die andere in Windsor zubringen sollte. Alle diese Anordnungen enthielten theilweise Zugeständnisse. Wenn Warwick House weder durch seine Lage in dem dunkeln Warwick Lane, noch durch seine Größe und innere Einrichtung den Anforderungen einer königlichen Hofhaltung entsprach, so war es, wie Miß Knight, die erste der neuerwählten Gesellschaftsdamen der Prinzessin, in ihren Memoiren erzählt, doch ein Sitz des Glückes im Vergleich mit Lower Lodge in Windsor. Die Etikette war weniger steif, die Beaufsichtigung weniger ängstlich, und eine

Woche um die andere konnte die junge Prinzessin hier wenigstens sich als Herrin fühlen und von Freiheit träumen. Im Uebrigen blieb keine Wahl; sie mußte sich der gebieterischen Nothwendigkeit der Umstände fügen.

Unglücklicherweise waren jedoch diese neuen Anordnungen des Regenten von einem, andern Befehle begleitet, dessen bitterer Stachel den Geist der Abneigung gegen den Vater im Herzen der jungen Prinzessin wach halten mußte. Der Regent beargwöhnte ohne Zweifel hinter den jüngsten Vorgängen den Einfluß seiner Gemahlin, und mochte diese Voraussetzung nun begründet sein oder nicht, er war entschlossen, das Eingreifen jenes Einflusses zu bestrafen. In Folge der "Delicate Investigation" war, wie wir bereits berichtet, seit dem Jahre 1806 der Verkehr der Prinzessin Charlotte mit ihrer Mutter auf einmalige wöchentliche Besuche beschränkt worden. Jetzt erschienen auch diese Besuche dem Regenten zu häufig, und mittelst der an ihn übergegangenen Machtvollkommenheit verkündete er ohne Angabe von Gründen, es sei sein Wille, daß in Zukunft die Zusammenkünfte zwischen Mutter und Tochter von je acht, auf je vierzehn Tagen beschränkt werden, sowie ferner, daß sie ohne Ausnahme stattfinden sollten in Gegenwart der Gesellschaftsdamen beider Prinzessinnen. Die Härte dieser Verordnung gegen die zunächst Betroffene bedarf keiner Erklärung. Wir theilen statt aller weitern Commentare eine Stelle aus Lady Charlotte Bury's Tagebuche über ein bald nachher stattgehabtes Rendezvous der Prinzessinnen in Kensington Palace mit, dessen Details ein anschauliches Bild der Verhältnisse geben.

Als Prinzessin Charlotte in Begleitung der Herzogin von Leeds, ihrer neuen Gouvernante, ankam, stürzte sie auf ihre Mutter zu und flüsterte halblaut: "Um's Himmels willen, sei freundlich gegen sie." Sie war sehr blaß, sah aber schön aus. Ihre Gestalt zeigte die Blüthe voller kräftiger Entwicklung. Ihr Kopf, ihre Arme, Hände

und Füße waren edel gebildet und wohlproportionirt, "und nie," so fährt Lady Charlotte fort, "sah ich ein Gesicht, das mit so wenig Schatten so viele lebhafte und verschiedene Bewegungen ausdrückt." Leider entstellte sie ihre Figur durch eine selbst für die Sitte der Zeit übertrieben kurze Taille. Sie sprach über ihre Lage und erklärte in sehr ruhiger, aber entschiedener Weise: sie werde dieselbe nicht ertragen. Sobald das Parlament zusammentrete, werde sie nach Warwick House gehen und dort bleiben. Auch wolle sie die Herzogin von Leeds nicht als Gouvernante, sondern als ihre erste Hofdame ansehen. In derselben Weise sprach sie über andere Dinge und Personen. Ihr ganzes Auftreten hinterließ den Eindruck eines raschen, durchdringenden Geistes, eines heftigen, gebieterischen Willens. Ueberdies, sagt Lady Charlotte, ist ein Anklang von Romantik in ihrem Charakter, der dazu dienen wird, sie irre zu leiten. Von der Erwiderung der Prinzessin von Wales auf die Auslassungen der Tochter hören wir nichts. Doch war sie keineswegs unvorbereitet. Unfähig in Gegenwart der Hofdamen ihr Herz auszuschütten, ging sie in ihr Zimmer, stopfte ein paar Schuhe voll von Papieren, überreichte dieselben der Prinzessin Charlotte und machte so der Zusammenkunft ein Ende.

Inzwischen waren Gerüchte über das bei Hofe Vorgefallene in die Oeffentlichkeit gedrungen, und kaum ein Tag ging vorüber, ohne daß die Zeitungen die Sache bald aus diesem, bald aus jenem Gesichtspunkte erörterten. Wie sich von selbst versteht, fehlte es dem Regenten nicht an Vertheidigern; allein die Masse des Volks, die Londoner Bürgerschaft an ihrer Spitze, nahm auf's lebhafteste Partei für die gekränkten Rechte der königlichen Frauen. Unwillen gegen die herzlose Behandlung, deren Opfer sie geworden, der Contrast ihres anspruchslosen, offenen, wohlwollenden, menschenfreundlichen Wesens gegen die kalte starre Selbstsucht des Regenten stimmte die Nation zu Gunsten der

Prinzessin von Wales, während die Beweise kindlicher Anhänglichkeit für die verfolgte Mutter, sowie ein hoher Begriff von den Eigenschaften ihres Geistes und Charakters, die Herzen für die jugendliche Thronfolgerin gewannen. Ein charakteristischer Zwischenfall vermehrte bald nachher die schon vorhandene Gährung. Man hatte allgemein erwartet, die Prinzessin Charlotte werde bei dem ersten königlichen Drawingroom der Saison von 1813, am 4. Februar, bei Hofe vorgestellt werden. Alle Vorbereitungen waren getroffen — aber sie erschien nicht. Sie hatte verlangt, die Vorstellung solle, der Sitte gemäß, durch ihre Mutter geschehen. Der Regent hatte sich dieser Forderung widersetzt und die Vorstellung unterblieb. Wenige Tage später brachte ein anderes unerhörtes Ereigniß die lange gesammelte elektrische Spannung der Gegensätze zu einem offenen Ausbruch, in Folge dessen der Zwist der getrennten Gatten seinen Höhepunkt erreichte.

Zur Erwiderung des Befehls hinsichtlich der neuen Beschränkungen im Verkehr mit ihrer Tochter, hatte die Prinzessin von Wales, auf Veranlassung ihrer Rathgeber, schon am 13. Januar einen Brief an den Regenten gerichtet, worin sie die Geschichte ihrer Leiden darlegte, und namentlich drei Beschwerdepunkte hervorhob: ihre unfreiwillige Trennung von der Prinzessin Charlotte, die vernachlässigte Erziehung der letzteren und das über Gebühr verlängerte Hinausschieben ihrer Confirmation. Dieser Brief, wahrscheinlich von Brougham abgefaßt, war, obgleich in entschiedenem, doch in respectvollem Tone gehalten, und schloß in seiner ganzen Haltung jeden Verdacht beleidigender Absicht aus. Dennoch gelangte er, nachdem eine Reihe von Tagen verstrichen, uneröffnet an die Prinzessin zurück, nur von dem Bemerken begleitet: der Regent sei entschlossen, keinerlei Mittheilungen von seiner Gemahlin weder zu empfangen noch zu beantworten. Die Prinzessin übersandte hierauf denselben Brief an Lord Liver-

pool, mit der Aufforderung: er, in seiner Eigenschaft als Minister-Präsident, möge denselben dem Regenten vorlegen und sich für eine gebührende Berücksichtigung verwenden. Lord Liverpool zeigte in aller Kürze den Empfang der Botschaft an, erklärte sich jedoch außer Stande, die Bitte der Prinzessin zu erfüllen, da der Regent den Empfang aller brieflichen Mittheilungen von seiner Gemahlin auf's bestimmteste verweigere. Ueberzeugt, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei und des resultatlosen Protestirens müde, faßte jetzt die Prinzessin den Entschluß, an eine höhere Instanz zu appelliren und für ihre Sache, von deren Gerechtigkeit sie überzeugt war, den Beistand des eben versammelten Parlaments in Anspruch zu nehmen.

Am 11. Februar 1813 erschien ein Abdruck ihres Briefes im "Morning Chronicle". Das dadurch erregte Aufsehen war ungeheuer. In der City von London fanden öffentliche Meetings statt, Adressen an die Prinzessin wurden votirt; Whitbread, einer ihrer Rathgeber und Führer der Opposition, kündigte eine Motion an, der zufolge das Parlament der Mißbilligung gegen das Verfahren des Regenten Ausdruck geben und die Regierung zur sofortigen Berücksichtigung der Lage der Prinzessin von Wales auffordern sollte. Einer so offenkundigen, bedenklichen Agitation konnte der Regent nicht unthätig zusehen. Aber gewohnt wie er war, nur von den selbstsüchtigsten Motiven beherrscht zu werden, lag nichts ihm ferner als der Gedanke an Nachgiebigkeit. Als Antwort auf die Vorwürfe seiner Gemahlin, befahl er die Wiederaufnahme der "Delicate Investigation" vom Jahr 1806 und ließ, während die dazu ernannte Commission ihre Sitzungen hielt, aus Perceval's "Book" alle diejenigen Stellen sammeln und verbreiten, welche die Schuld der Prinzessin indirect zu beweisen schienen. So sehr verblendeten Wuth und Selbstsucht ihn gegen jeden Sinn der Schicklichkeit und des Zartgefühls, daß er der eigenen Tochter gegen-

über sich zu maßlosen Angriffen gegen die Ehre seiner Gemahlin hinreißen ließ. Es erregt ein Gefühl der Verachtung, wenn man in Miß Knight's Memoiren hört, wie er seine Gemahlin gegen die Gesellschaftsdame seiner Tochter anschwärzt, ihr von dem lieblosen Verfahren der Mutter erzählt: daß z. B. nur durch ihre Nachlässigkeit eine Blatternnarbe auf der Nase der jungen Prinzessin zurückgeblieben sei u. s. w. In Erbitterung und Ekel aber verwandelt sich dieses Gefühl, wenn man weiter liest, wie er, von Lord Liverpool begleitet, nach Warwick House kommt, in Gegenwart des Lords und Miß Knight's der Tochter das Sündenregister der Mutter vorhält und das Bevorstehen jener neuen Untersuchung auf das schonungsloseste ankündigt. Doch hatte der Regent sich verrechnet, wenn er meinte, in diesem Manöver eine wirksame Waffe gefunden zu haben gegen die Anhänglichkeit der Prinzessin Charlotte an ihre Mutter. Die Prinzessin war, nach Miß Knight's Bericht, außer sich über den ihr wie der Mutter zugefügten Schimpf. Während der Dauer der Untersuchung von jedem Verkehr mit der Mutter ausgeschlossen, erklärte sie ihre Absicht, überhaupt niemanden sehen zu wollen, und schloß sich Tage lang einsiedlerisch ab, ohne Warwick House auch nur für ihre gewohnten Spazierfahrten zu verlassen. Erst die durch Höflinge, wahrscheinlich Sendboten des Regenten, ihr zugeflüsterte Nachricht: ihr zurückgezogenes Leben veranlasse die nachtheiligsten Gerüchte über ihr Verhältniß zu Capitain Fitzclarence (einem natürlichen Sohn ihres Oheims, des Herzogs von Clarence), sie müsse, um diese Gerüchte zu entwaffnen, sich dem Volke zeigen, bewog sie zu einer Aenderung ihres Entschlusses. Sie hatte, so versichert Miß Knight, den Capitain nie gesehen, und es ist unnöthig zu schildern, unter welchen Gefühlen sie der väterlichen Diplomatie nachgab.

Unterdessen nahm die zweite "Delicate Investigation" ihren Verlauf. Die königliche Commission hielt, wie sieben Jahre vorher, ihre Sitzungen im Geheimen, ein Umstand der, bei der aufgeregten öffentlichen Stimmung, zugleich den Verdacht gegen die Pläne des Regenten und die gespannte Erwartung auf den Ausgang der Untersuchung steigerte. Im übrigen war diese zweite "Delicate Investigation" von weit kürzerer Dauer als ihre Vorgängerin. Sie endete im März 1813, einen Monat nach der Veröffentlichung des Briefes der Prinzessin von Wales, und sie endete mit einem ähnlichen Resultate. Noch einmal sprach eine königliche Commission die Angeklagte von der gegen sie erhobenen Hauptbeschuldigung frei, aber dieselbe Commission erfüllte noch einmal insofern die Forderungen ihres königlichen Herrn, als sie erklärte: "der Verkehr zwischen Mutter und Tochter solle der verordneten Regulation und Beschränkung auch fernerhin unterworfen bleiben." Das englische Volk vernahm diese Entscheidung mit dem größten Unwillen. Neue Meetings, neue Adressen, neue Reden im Parlament folgten. Ganz London war gerührt, als einige Tage nachher die Karossen der Prinzessin von Wales und der Prinzessin Charlotte sich im Hydepark begegneten und Mutter und Tochter, sich erkennend, aus den Fenstern herauslehnend, im Beisein zahlreicher Zuschauer einander in die Arme sanken, um dann nach wenigen hastig gewechselten Worten unter Thränen zu scheiden. Doch der Wille des Regenten stand fest und weder die öffentliche Agitation noch die Bemühungen der oppositionellen Reden im Parlamente bewirkten eine Aenderung seines Beschlusses. Der Herrscher, dem die Rechte der Mutter nichts galten, berief sich um so entschiedener auf die Rechte des Vaters, auf die Rechte des stellvertretenden Oberhauptes der königlichen Familie. Seine Abneigung gegen seine Gemahlin schien sich in demselben Grade zu vermehren, als die sympathische Theilnahme für ihre Leiden die

Nation für ihre Sache gewann. Es war um eben diese Zeit (13. März 1813), als die alte Herzogin von Braunschweig, die Mutter der Prinzessin von Wales, welche seit dem Tode ihres bei Jena tödtlich verwundeten Gemahls in England gewohnt hatte, durch den Tod abberufen wurde. Kein Zeichen persönlichen Antheils, kein Wort des Beileids erreichte die Prinzessin bei diesem sie so nahe berührenden Ereigniß. Was geschah, war, daß der Regent der Prinzessin Charlotte gestattete, ihre Mutter außer der Reihe in ihrem Landhause in Blackheath zu besuchen.

Während so ein seltsamer, in seiner Art einziger Kampf socialer Sympathieen und Antipathieen das englische Volk erschütterte, hatten jenseits des Canals, auf dem europäischen Continent große Ereignisse sich vorbereitet. Die Folgen der russischen Niederlage des französischen Kaisers, das siegreiche Vordringen Wellington's in Spanien, die Erhebung Deutschlands, der ganze aufregende Sturm der Begebenheiten des Jahres 1813, erweckten die tief gesunkene Hoffnung eines endlichen glücklichen Ausgangs der langwierigen Kriege der europäischen Mächte gegen das Napoleonische Frankreich und lenkten die Aufmerksamkeit auch des englischen Volks von jenen innern Familienzwisten auf die auswärtigen Angelegenheiten über. Man vergaß für den Augenblick die Leiden der königlichen Frauen vor dem gewaltigen Ringen der Völker nach Unabhängigkeit und Freiheit; die glänzenden Erfolge der englischen Waffen übertäubten den Haß gegen den weibischen Regenten. So traten denn jene neuen Regulationen über den Verkehr der Prinzessin Charlotte mit ihrer Mutter, die Regulationen über die äußere Gestaltung ihres eignen Lebens, ohne weiteres Aufsehen in Kraft. Es waren eintönige Tage der Melancholie, der Verstimmung, der Unruhe, die sie durchlebte. Ihr selbstständiger Geist empörte sich gegen Veranstaltungen, welche mit dem Zwecke getroffen waren, die abhängigen Jahre unmündiger Kindheit in's

Unbestimmte zu verlängern. Furcht vor dem Vater, Mißtrauen gegen die von ihm abhängige, von ihm ihr zugetheilte Umgebung, trieben ihr offenes Wesen zu einer scheuen Zurückhaltung, einer Isolirung des Denkens und Empfindens, die ihrer Natur fremd war und Gegenwart und Zukunft wie mit einem dunkeln Schleier verhüllte. Zuweilen wollte es scheinen, als hätte sie jenes Mißtrauen überwunden, als schlösse ihre Seele sich an die einzige edle und bedeutende Persönlichkeit ihrer damaligen Umgebung, die schon öfter genannte Miß Knight, mit mittheilsamer Freundschaft an. Allein bei weitem häufiger kehren in eben jenen Memoiren Miß Knight's, denen wir diese Details entnehmen, die Klagen über den Mangel solcher Mittheilsamkeit wieder. Noch weit weniger konnte die "Hauptgouvernante", die Herzogin von Leeds, auch abgesehen von der Autorität ihrer officiellen Stellung, hoffen, einen Geist wie den der jungen Prinzessin zu gewinnen oder zu fesseln. Lady Charlotte Bury spricht von ihr als von einer "schwachen Frau", einer "Tomback-Herzogin". Miß Knight beschreibt sie als eine gute alte Dame, die, vorausgesetzt, daß sie zwei- oder dreimal wöchentlich auf einem ruhigen Pferde ausreiten, in ihr Schauerbad steigen, so oft es ihr gefiel Calomel nehmen, so oft man sie einlud, zu Diners und in Gesellschaften gehen, jedermanns Hand drücken und ihre Besoldung in Empfang nehmen konnte, sich um weiter nichts kümmerte; — falls nicht etwa maliciöse Leute, um sie zu ärgern, bemerkten, daß die Prinzessin zu kurze Unterröcke trage, anstatt sich zu verbeugen, zunicke, oder in der Kirche, zwischen den Gebeten und der Predigt, mit den Ehrendamen spreche.

Unter den Lehrern der Prinzessin scheint der oben erwähnte Dr. Short sie interessirt zu haben; wenigstens ernannte sie ihn später zu ihrem Hofprediger. Ihr Hauptmentor, der salbungsvolle Bischof von Salisbury, war ein zu gefügiges Werkzeug in der Hand des Regenten, um mehr zu verdienen

als die ihrem Range gebührende Zurückhaltung und Ehrfurcht. Den für das Deutsche engagirten Lehrer, einen Herrn Küper, weigerte die Prinzessin sich zu empfangen, weil sie (und, wie Miß Knight bemerkt, vielleicht nicht ohne Grund) ihn für einen Spion hielt. Um ihre Vereinsamung zu vollenden, wurde auch ihr geselliger Verkehr mit gleichalterigen Sprößlingen der Aristokratie fortwährend auf's strengste überwacht, auf's eifersüchtigste beschränkt. Freilich hatte der Regent, indem seine neuen Verordnungen in Kraft traten, Theaterbesuch, Gesellschaften und Junge-Damenbälle in Warwick House in Aussicht gestellt — allein es blieb bei seinem Versprechen. Nur eine Gunst hatte das Schicksal der Prinzessin, inmitten so vieler Schmerzen und Kränkungen ihres jungen Lebens, zuertheilt. Sie hatte in dem engen Kreise aristokratischer Altersgenossinnen, welchem sie zugänglich war, eine Freundin gefunden, in deren Herz sie ihre Leiden ausschütten konnte: die schon mehrfach genannte, eben so schöne als geistreiche und charaktervolle Tochter des Generals Lord Keith, Miß Mercer Elphinstone, heutige Gräfin Flahault; und (was gleichfalls als eine Gunst des Schicksals gelten durfte) der Regent, der zwischen Mutter und Tochter eine höhere und höhere Scheidewand aufgeführt hatte, genehmigte diese Freundschaft, indem er dem Verkehr der Freundinnen keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg legte.

Während der Wochen, welche die Prinzessin Charlotte in Warwick-House zubrachte, speiste sie meist in Carlton House und wurde auch mitunter zu den Bällen des Regenten, zu den Gesellschaften und Bällen der königlichen Herzoge eingeladen. Bedenkt man jedoch ihr Alter, die Selbstständigkeit ihrer Entwicklung, ihre Stellung und ihre Aussichten als präsumtive Erbin des englischen Thrones, so kann man nicht umhin, von dem kärglichen Sinn überrascht zu werden, welcher diese Vergnügungen gegen das öde Einerlei der täglichen Routine mit zögernder Hand abmaß. "Sie hatte," erzählt

Miß Knight, "im Allgemeinen so wenig Unterhaltung, daß sie mit Begier den Erzählungen ihrer Freundinnen zuhörte, von Vergnügungen, an denen sie selbst nicht Theil nehmen konnte. Unsere einzige sonstige Unterhaltung war, im Park, oder wenn dies nicht erlaubt wurde, auf der Landstraße spazieren zu fahren." Dazu kam, daß die peinliche Ueberwachung all ihres Thuns und Lassens meist die Freude auch der seltenen Feste, bei denen sie zugelassen wurde, verbitterte. Bald sprach sie zu viel, bald zu wenig, bald verdiente ihre Zurückhaltung, bald ihre Zuvorkommenheit Tadel. Ihre edle, aufblühende Persönlichkeit erweckte übrigens in allen Kreisen das lebhafteste Interesse. "Ich bemitleidete," schreibt ein Correspondent Lady Charlotte Bury's während der Saison von 1813, "die Prinzessin Charlotte wegen der Langweiligkeit des Balles. Ich bin entzückt von ihr und finde, daß ihre Erscheinung Alles übertrifft, was ich je von ihr gehört hatte. Ich bedauerte nur, mich ihr in keiner Weise bekannt machen zu dürfen; denn vielleicht würde sie ein freundliches Wort für mich gehabt haben. Ihr Wesen ist offen, frei und intelligent; sie wird manches Herz bezaubern. Sie scheint mir sowohl der Prinzessin von Wales als dem Prinz Regenten ähnlich."

Was das Leben in Windsor anging, so hatte dasselbe, seit dem letzten verhängnißvollen Ausbruch des Wahnsinns des Königs, ein wo möglich noch graueres, trüberes Ansehen gewonnen als zuvor. Ein Tag glich in farbloser Wiederholung dem andern. Die alleinige, oder doch die hauptsächliche Unterhaltung der Abendgesellschaften bestand in Musik und Kartenspiel. Zu dem letzteren wurde auch die Prinzessin Charlotte zugelassen, und sie verlor, wie Miß Knight erzählt, dabei meist die Hälfte ihres monatlichen Taschengeldes, d. h. 7—8 Pfund Sterling, an ihre glücklicheren Verwandten. In einer Beziehung war dies für sie ein nicht unempfindlicher Verlust. Sie legte verhältnißmäßig geringes Gewicht auf Gegenstände

der Toilette, zu deren Beschaffung in ihrem Haushalt eine jährliche Summe von 800 Pfund Sterling ausgesetzt war; aber sie hatte eine Vorliebe für den Besitz von Kunstgegenständen und machte gern hübsche Geschenke — Neigungen, deren Befriedigung durch jene Verluste auf sehr enge Grenzen beschränkt wurde. In anderer Beziehung mochten dagegen ihre Besuche in Windsor nicht ohne Interesse und Reiz sein. Vielleicht war es hier, daß sie für ihren Oheim, den Herzog von Glocester, oder für den jungen Herzog von Devonshire die zärtliche Neigung faßte, welche das Gerücht ihr zuschrieb. Dem Regenten waren diese Gerüchte, die Persönlichkeiten, auf welche sie hindeuteten, wie überhaupt Alles, was einer selbstständigen Willens- und Herzensregung der jungen Prinzessin ähnlich sah, von Grund aus zuwider; und wenn er, wie in langen Zwischenräumen der Fall war, in Warwick House vorsprach, so geschah es meist, um seine Meinung in diesem Sinne unumwunden kund zu thun. "Vergessen Sie nicht," bemerkte er im Juli 1813 gegen Miß Knight, "daß die Prinzessin Charlotte sich den eiteln Unsinn, zu denken, daß sie einen eigenen Willen hat, aus dem Kopfe schlagen muß. So lange ich lebe, muß sie mir unterworfen bleiben, wie sie es jetzt ist, und sollte sie dreißig, oder vierzig, oder fünfundvierzig Jahre alt werden."

Selbst auf die Regulirung gesundheitlicher Maßregeln erstreckte sich die Willkür dieser väterlichen Tyrannei. Es war kaum zu verwundern, wenn die aufregenden Ereignisse der letzten Monate die ohnehin reizbare Constitution der Prinzessin auf's Heftigste erschüttert hatten, um so mehr als gleichzeitig ein lokales Uebel ihr Leiden vermehrte. Sie erbat, um sich zu erholen, die Erlaubniß zu einem Aufenthalt an der See, die Aerzte unterstützten ihr Gesuch; allein der Regent erklärte, sie sei vollkommen gesund, ein Aufenthalt an der See daher unnöthig. Ueberdies waren die praktischen Commentare zu derartigen Autoritätssprüchen wenig geeignet,

ihnen Eindruck und Gewicht zu verleihen. Es war einen Monat nach dem eben erzählten Vorgange, im August 1813, als die Einweihung des neuerrichteten Cadettenhauses "Sandhurst College" unter großen Feierlichkeiten begangen wurde. Man hatte die Ceremonie auf den Geburtstag des Regenten, den 12. August, angesetzt, und die gesammte königliche Familie (mit Ausnahme der wie immer verbannten Prinzessin von Wales), der Prinz von Oranien, die Minister und ein glänzender Kreis von Generalen waren zugegen. Der Bischof von Salisbury weihte die Kapelle ein, die Königin überreichte den Cadetten eine Fahne; nur der Regent schien in schlechter Laune. "Er sprach," sagt Miß Knight, "weder mit der Prinzessin Charlotte, noch mit der Herzogin und mir, sondern sah aus, als hätte er uns vernichten mögen." Später folgte ein festliches Diner, nach dem Diner ländlicher Tanz. Als aber die Königin nach Windsor aufbrechen wollte, war der Regent nirgends zu finden; "und wir erfuhren nachher," sagt Miß Knight, "daß er mit dem Herzog von York, dem Prinzen von Oranien und mehreren andern unter dem Tische liege."

Durch ein königliches Beispiel seinen Anforderungen den entsprechenden Nachdruck zu geben, denen, von welchen er Unterwürfigkeit verlangte, durch Selbstbeherrschung zu imponiren, war am allerwenigsten die Sache des Regenten. Dennoch konnte er in einem Punkte seine Politik der Unterdrückung nicht auf die Dauer durchführen. Die Prinzessin Charlotte hatte ein heirathfähiges Alter erreicht. Die Zeit war gekommen, wo alte Sitte es erheischte, wo die Nation es erwartete, daß ihr künftiges Schicksal in Erwägung gezogen, daß wenigstens einleitende Schritte gethan würden, für sie, die einzige Tochter des Regenten, die präsumtive Thronfolgerin von England, ein passendes Ehebündniß einzuleiten. Zu solchen Schritten riethen dem Regenten außerdem, unabhängig von öffentlichen Beweggründen, auch Motive

des persönlichen Interesses. War nicht die Verheirathung seiner Tochter zugleich das sicherste Mittel zur Bändigung ihres ungestümen Eigenwillens und zur Beseitigung der unerquicklichen, von Jahr zu Jahr verbitterten Streitigkeiten mit der Prinzessin von Wales, Streitigkeiten, welche ihm die Sympathieen der Nation entfremdet hatten? Wenn die Prinzessin Charlotte als Gemahlin eines auswärtigen Prinzen England verließ, so schien die Hauptursache jenes chronischen Zwistes aus dem Wege geräumt. Sowohl Mutter als Tochter wurden isolirt. Den Klagen der einen wurde die scharfe Spitze abgebrochen; die andere trat, unter dem Einflusse neuer Verhältnisse, dem Ideen- und Interessenkreise, worin ihr früheres Leben sich bewegt hatte, ferne. Mochten nun diese oder andere Ueberlegungen den Regenten bestimmen, gewiß ist, daß man damals begann von Heirathsplanen für die Prinzessin Charlotte zu reden. Auch währte es nicht lange, bevor die vagen Vermuthungen des Gerüchts eine bestimmtere Form annahmen.

Zu der Zeit, von welcher wir reden, stand die Doktrin von der Alleinherrschaft politischer Rücksichten bei dem Abschluß fürstlicher Ehen in voller Blüthe. Die leitenden Persönlichkeiten der betreffenden Staaten ersannen ein plausibel scheinendes Heiraths-Bündniß, erörterten diplomatisch die Bedingungen desselben, und brachten, wenn ein diplomatisches Einverständniß erzielt wurde, den Contract zur Ausführung, ohne die Sympathieen oder Antipathieen der eventuellen Gatten der geringsten Rücksicht zu würdigen. Nach diesem System war der Regent vermählt worden, und nach ihm wurde auch die Prinzessin Charlotte eines Tages im Herbst 1813 durch eine Mittheilung des Regenten überrascht, der ihr seinen Wunsch aussprach: daß sie sich vermählen solle mit dem Prinzen von Oranien, Sohn des damaligen Prätendenten auf den Thron der Niederlande, demselben, von dem wir, bei Gelegenheit des Festes in Sandhurst, hörten, die Tischdecke habe ihn sammt den andern Prinzen den Augen der

suchenden Königin verborgen. Jener jüngere Prinz von Oranien hatte als Adjutant Lord Wellesley's den Feldzug in Spanien mitgemacht, und war mit dem ostensibeln Zweck nach England gekommen, der Regierung Depeschen des Lords zu überbringen. Um dieselbe Zeit hatten die Hoffnungen des Continents auf Befreiung von dem Napoleonischen Joch einen mächtigen Aufschwung erhalten. Die neueste Wendung des europäischen Krieges ließ die baldige Restitution der oranischen Familie nicht länger zweifelhaft erscheinen. Man erörterte bereits den Plan zur Herstellung eines starken holländischen Königreichs, als einer nordwestlichen Vormauer gegen Frankreich. Ein Familien-Bündniß mit einem solchen Staate verhieß für England nicht unbeträchtliche politische Vortheile. Kurz, da die Verheirathung der Prinzessin Charlotte auch aus andern Gründen für wünschenswerth erachtet wurde, beförderte man die Bewerbung des Erbprinzen von Oranien um die Hand der präsumtiven Thronerbin von England; und nichts fehlte zum Abschluß der Verhandlungen, als die Einwilligung der jungen Prinzessin, wenn von Einwilligung bei einer aus politischen Rücksichten geschlossenen Ehe überhaupt die Rede sein konnte. Der Regent wenigstens, muß man annehmen, hatte keinen Widerspruch erwartet. Als die Prinzessin seine Ankündigung mit der Erklärung erwiderte: sie liebe den Herzog von Glocester und wolle nur diesen heirathen, folgte einer jener Ausbrüche gereizter Wuth, in welche jede Opposition gegen seinen Willen ihn zu versetzen pflegte. Allein sei es aus Politik, sei es aus einer Anwandlung väterlichen Gefühls, für diesmal, so hören wir, beharrte er nicht bei seiner mürrischen Despotenlaune, sondern zog nach dem Verbrausen des ersten Zorns mildere Saiten auf. Er versprach, die Prinzessin nicht drängen, ihre Neigung nicht zwingen zu wollen; seine Zustimmung zu der Heirath mit dem Herzog von Glocester müsse er entschieden verweigern; aber er werde andere continentale Prinzen nach England einladen, unter

denen sie wählen könne. Der Erfolg dieser anscheinenden Nachgiebigkeit entsprach seinen Erwartungen. Ueberzeugt von der Hoffnungslosigkeit ihrer Neigung für ihren königlichen Verwandten, kam die Prinzessin nach einer Weile den Aufmerksamkeiten des oranischen Prinzen weniger abweisend entgegen und erklärte schließlich zu Anfang December 1813 ihre Bereitwilligkeit, ihm ihre Hand zu reichen. Von einem Besuche in Carlton House zurückkehrend, überraschte sie eines Tages Miß Knight mit der Nachricht ihrer Verlobung. Tags darauf wurde der Prinz von Oranien als Bräutigam in Warwick House empfangen. Miß Knight fand sein Aussehen recht gewöhnlich und kränklich, sein Benehmen etwas knabenhaft offen und vertraulich, aber für einen jungen Soldaten nicht unangenehm. Der Prinzessin Charlotte schien er persönlich nicht übel zu gefallen. Aber kaum kam nun, nach Hinwegräumung der ersten Hindernisse, die Zukunft des jungen Paares zur Sprache, als eine andere Frage in den Vordergrund trat, die sofort zu den ernstlichsten Differenzen führte.

II.

Nach dem gewöhnlichen Verlaufe der Dinge schien es eine selbstverständliche Voraussetzung, daß die Prinzessin Charlotte, als Gemahlin des Prinzen von Oranien, diesem in seine Heimath folgen und bis zu ihrer eventuellen Thronbesteigung ihren Wohnsitz in Holland aufschlagen werde. Dieser Ansicht waren der Regent, sowie der junge Prinz selbst. Wie lebhaft mußten daher beide überrascht werden, als die Prinzessin, sobald dieser Punkt berührt wurde, auf's entschiedenste erklärte, sie habe erwartet, in England wohnen zu bleiben, und könne an die Uebersiedelung in ein fremdes

Land nicht denken. Und doch lagen die Motive dieser ebenso unverhofften als leidenschaftlichen Willensäußerung nahe genug. In ihren frühen Träumen von Selbstständigkeit getäuscht, gezwungen, sich den Geboten eines strengen Vaters zu fügen, der ihr Verlangen nach Freiheit als den rebellischen Sinn eines ungezogenen Kindes unterdrückte, hatte sie ohne Zweifel auf die Zeit ihrer Vermählung als auf den Anbruch ihrer Freiheit hoffend hingeschaut und sich das neue Leben, in dessen Mitte sie, die künftige Königin, als Herrin walten sollte, mit allen glänzenden Phantasiefarben ausgemalt. Die Vorstellung der Uebersiedelung in ein fremdes Land, in fremde Verhältnisse, an den Hof eines Herrschers, zu welchem ihr künftiger Gemahl in den Beziehungen des ersten Unterthanenstand, wandelte dieses lockende Zukunftsbild wie mit einem Zauberschlage in sein Gegentheil um. Das trübe Schicksal der Prinzessin von Wales mußte vor ihre Seele treten. Mochte ein ähnliches Loos nicht ihrer selbst warten, wenn sie, wie einst ihre Mutter, der Heimath entsagend, dem Fremden in die Fremde folgte? Und die verlassene Mutter — wie konnte sie den schweren Leiden der vielgekränkten Frau ein neues, schwereres hinzufügen, indem sie dieselbe des allein noch gebliebenen Herzenstrostes, der persönlichen Nähe, des persönlichen Verkehrs mit der Tochter beraubte? Hätte es keine andere Bedenken gegeben, dieses eine allein war genügend und entscheidend. Als Zeugin der Vergangenheit, als Mitgenossin ihrer Leiden, fühlte die junge Prinzessin an diesem kritischen Wendepunkte ihres Lebens erst mit voller Bestimmtheit, daß ihre Stelle in der Nähe der Mutter sei, daß sie diese nicht verlassen könne und dürfe. . . . . .

Dieser unvermeidliche Streit der Empfindungen bezeichnete eben den Punkt, an welchem die Politik des Regenten sterblich war. Wie sich von selbst versteht, versuchte er der Prinzessin Charlotte auszureden, was er als eine neue Laune ihres

Eigensinns betrachtete, hütete sich indeß, ein entscheidendes Wort zu sprechen. Vielleicht gelang es ihm in der That, ihre Zweifel momentan zu beruhigen. Jedenfalls blieb die Verlobung unaufgelöst und die Anstalten zu der bevorstehenden Vermählung nahmen, ohne Entscheidung über jene zwistige Frage, ihren Fortgang. Im März 1814 erschien ein holländischer Gesandter mit Hochzeitsgeschenken; gleichzeitig wurde die in Aussicht stehende Familienallianz den Staaten von Holland angekündigt. Eine ähnliche Ankündigung fand kurz darauf auch im englischen Parlamente statt. Allein in demselben Maße, wie diese Präliminarien vorrückten, nahm die Furcht der Prinzessin vor dem Gedanken, England verlassen zu müssen, überhand. Es war ihr, so erklärte sie gegen Miß Knight, als beabsichtige man nichts anderes, als ihre Verbannung nach Holland. Sie studirte die Stelle in Burnet, wo von dem Beschluß der Lords erzählt wird, welche verordneten, es solle dem König Philipp von Spanien nicht gestattet sein, seine Gemahlin, die "blutige Maria", gegen ihren Willen aus dem Königreich hinauszuführen. Sie verlangte den Ehecontract zu sehen, und forderte die Einfügung einer Bestimmung, der zufolge sie nie solle gezwungen werden, England gegen ihre Neigung zu verlassen.

Noch ein anderer Umstand bestärkte die Prinzessin in ihren Forderungen. Zu Ende März erschien in London die Großfürstin Katharina von Rußland, Wittwe des Herzogs von Oldenburg und Schwester Kaiser Alexander's. Mannigfache politische Conjecturen knüpften sich an diesen Besuch. Man munkelte unter anderem, die Dame werde den Regenten heirathen, falls derselbe die wiederholt begehrte Scheidung von seiner Gemahlin durchsetze. Als Schwester des mächtigen Coalitionsgenossen Englands wurde sie zuvorkommend bei Hofe empfangen, und ihre ausgeprägte, Aufsehen erregende Persönlichkeit brachte auf niemanden einen lebhafteren Eindruck

hervor, als auf die Prinzessin Charlotte. Beide Prinzessinnen statteten sich häufige Besuche ab. Die Klugheit, die Grazie, die liebenswürdige Aufmerksamkeit und Vertraulichkeit der älteren, entzückte die jüngere Prinzessin. Hätte der Regent die wahren Absichten der schlauen Russin geahnt, so würde er ihrem lebhaften Verkehr mit Warwick House ohne Zweifel mit weniger Sorglosigkeit zugesehen haben. Aber die Großfürstin spielte ihre Rolle mit der ganzen überlegenen Feinheit einer vollendeten Diplomatin. "Eine große Politikerin," bemerkt Miß Knight von ihr, "um nicht zu sagen, Intrigantin. Ihre Figur ist schlank und wohlgebildet, ihre Augen schön, ihr Auftreten würdevoll, ihre Nase kalmückisch, wie die Alexander's." Offenbar hatte sie nichts weniger im Sinne als eine Heirath mit dem Regenten, den sie wegwerfend als "un voluptueux" charakterisirte, während sie sich laut beklagte über die vulgäre Vertraulichkeit des Herzogs von Clarence. In Hofkreisen herrschte die Meinung vor, die Rathschläge der erfahrenen Weltdame seien von dem besten Einfluß auf die Prinzessin Charlotte. Erst als es zu spät war, begann das Ministerium zu entdecken, wie geschickt die Wachsamkeit des Regenten von der schlauen Russin hintergangen worden. Dies wenigstens liest man aus den neuerdings veröffentlichten Memoiren Lord Castlereagh's, dessen posthume Ueberzeugung darauf hinaus läuft, daß dem Besuch der Großfürstin in London ein diplomatisches Manöver zu Grunde gelegen habe, daß sie mit der speciellen Mission beauftragt gewesen, die oranische Heirath, in deren Zustandekommen man seitens Rußlands eine Vergrößerung des englischen Einflusses auf dem Continent fürchtete, nach Kräften zu hintertreiben.

Wenn die Großfürstin in der That solche Plane verfolgte, so hatte sie, bei der eben geschilderten Stimmung der Prinzessin Charlotte, der jungen Braut gegenüber ein leichtes Spiel. Der Prinz von Oranien hatte nicht allein die hollän-

dische Residenz gegen sich; auch an seiner äußern Erscheinung war manches auszusetzen, Mängel, die ein weiblicher Mund am schärfsten geißelt — und in der That hören wir um diese Zeit die Prinzessin gegen ihre Mutter über die Häßlichkeit ihres zukünftigen Gatten klagen. Es war aber unmöglich, zu erwarten, daß die Prinzessin von Wales geneigt sein sollte, die oranische Heirath in einem günstigeren Lichte zu sehen, als ihre Tochter. Sie konnte der Natur der Sache nach zu keiner Verbindung rathen, deren Veranstaltung ihr in dem Lichte einer Intrigue des Regenten gegen ihre eigenen Rechte erscheinen mußte. Jahrelang auf's schonungsloseste gereizt, gekränkt, geschmäht, enttäuscht in allen Hoffnungen auf Besserung ihrer Lage, war ihre von Natur mild und vertrauensvoll gesinnte Seele ganz von Haß und Bitterkeit gegen ihren Verfolger erfüllt worden; unter dem Einfluß aufgeregter Leidenschaft bewillkommte sie daher das selbstständige Auftreten der Tochter gegen den Vater mit dem befriedigten Gefühl persönlicher Genugthuung und Rache. Aeußerungen in diesem Sinne kehren mehr als einmal in Lady Charlotte Bury's Tagebuche wieder und blieben sicherlich auf die Stimmung der jungen Prinzessin nicht ohne entscheidende Wirkung.

Inzwischen beharrte der Regent hartnäckiger als je bei seiner Entscheidung: die Prinzessin Charlotte solle in Holland, nicht in England residiren. Nimmermehr, erklärte er in wiederholten Ausbrüchen der Wuth, werde er ihr eine eigene Hofhaltung in England gestatten. Auf der andern Seite drang das Gerücht von den obwaltenden Differenzen allmälig in die Oeffentlichkeit, und wie früher, bei ähnlichen Veranlassungen, fehlte es nicht an lebhaften populären Demonstrationen gegen die Politik des Regenten. "God bless you", schallte es der jungen Prinzessin entgegen, wenn sie in den Parks oder durch die Straßen der Stadt fuhr, "God bless you, but never forsake your mother." Es war kein

Wunder, wenn sie, durch so vielfältige Eindrücke aufgeregt, gegen die verhaßte Zumuthung, England zu verlassen, befestigt wurde.

Aber nach dem Vorgang aller diplomatischen Verhandlungen, nachdem die Vermählung den Parlamenten beider Länder officiell angekündigt, nachdem von beiden Maßregeln getroffen worden waren, den Ehecontract zur Ausführung zu bringen, konnte nicht zugegeben werden, daß die Ungewißheit über seinen endlichen Abschluß in's Unbestimmte fortdauere. Sechs Monate des neuen Jahres waren unter fruchtlosen Discussionen dahingegangen. Man mußte endlich energische Maßregeln treffen, die die Sache verhüllenden Nebel zu zerstreuen. Zu diesem Zweck bereitete der Regent im Juni 1814 in der Stille eine Art Staatsstreich vor. Er citirte im Geheimen den Prinzen von Oranien, der seit dem Frühling in Holland verweilt hatte, nach London, wo derselbe verabredetermaßen unter dem Jocognito eines Chevalier St. George eintreffen sollte. Der Prinz kam und präsentirte sich unter jenem Namen, ohne vorhergängige Meldung, früh Morgens, am Tage nach seiner Ankunft, in Warwick House. Die Prinzessin Charlotte war noch im Bette, und durch die Kunde von dem so unerwarteten Besuche auf's peinlichste überrascht. Miß Knight empfing den Prinzen. Nachher hatte er mit der Prinzessin eine lange Unterredung, in deren Verlauf sie ihm alle Briefe zeigte, welche zwischen ihr und dem Regenten hinsichtlich ihrer Vermählung waren gewechselt worden. Alle drehten sich um den zwistigen Punkt: ob England verlassen oder nicht? Der junge Bräutigam versuchte sein Bestes, die Prinzessin zu einer Sinnesänderung zu bewegen, doch ihr Entschluß stand unerschütterlich fest. Mit größter Entschiedenheit wiederholte sie als ihr letztes Wort, England nie verlassen zu wollen, es sei denn nach ihrem eigenen Wunsch und Willen.

Bei dieser Zusammenkunft zu keinem Resultate gelangt,

erschien der Prinz von Oranien nach einigen Tagen von neuem in Warwick House, und zwar in Begleitung Lord Liverpool's und als Ueberbringer einer Botschaft des Regenten, des Inhalts: er (der Regent) wolle alles Vorgefallene vergessen und vergeben, die Prinzessin Charlotte solle zu ihm kommen und Alles solle auf freundschaftliche Weise geordnet werden. Der Diplomat vereinigte seine Vorstellungen mit denen des Liebhabers, der Prinzessin diese Vorschläge annehmbar zu machen. Allein wiederum erklärte sie, sie könne auf nichts eingehen, ohne die Garantie ihrer künftigen Residenz in England. Von der Wirkungslosigkeit seiner Vorstellungen überzeugt, gab jetzt Lord Liverpool scheinbar nach. Eine Clausel, wie die Prinzessin sie wünsche, versprach er, solle in den Heirathscontract aufgenommen werden. Auch der Prinz von Oranien verhieß seine Zustimmung. Und so schienen noch im letzten Augenblick die obwaltenden Differenzen geschlichtet, die Hindernisse und Scrupel beseitigt und der Ehecontract auf dem Punkte der Vollstreckung. Aber falls nicht lediglich beabsichtigt war, Zeit zu gewinnen, oder einen plötzlichen Bruch zu verhüten, hatte Lord Liverpool offenbar seine Instructionen überschritten und mehr versprochen, als er zu erfüllen im Stande war. Denn statt von der verheißenen Aenderung des Ehecontracts, hören wir kurz darauf von neuen Bemühungen des Regenten, seine Tochter zum Aufgeben der verhängnißvollen Clausel zu überreden. Es war klar, daß sein Entschluß, die Prinzessin aus England zu entfernen, keine Aenderung erfahren hatte. Dieser letzte Versuch zur Durchsetzung seines Willens füllte daher endlich das überfließende Maß der Kränkung und führte die lange verzögerte Katastrophe herbei. Am 17. Juni 1814 meldete die Prinzessin, unter Aufführung der vorerwähnten Gründe, dem Prinzen von Oranien, da eine Einigung über den entscheidenden Punkt nicht zu erzielen sei, sehe sie sich außer Stande, ihm als Gefährtin durch's Leben zu folgen, betrachte

mithin ihre Verlobung als aufgehoben. Ein anderer Brief desselben Inhalts benachrichtigte den Regenten von dieser Entschließung.

Ein so verschiedenartige Interessen berührender Ausgang mußte bei den zunächst betroffenen Persönlichkeiten die widerstreitendsten Wirkungen hervorbringen. Die Prinzessin von Wales verbarg nicht ihre freudige Genugthuung über die Festigkeit und Energie ihrer Tochter; eine Energie, vor welcher der Uebermuth des Regenten nicht lange werde Stand halten können.[1] Der Prinz von Oranien drückte in einem Abschiedsbrief seine Hoffnung aus: die Prinzessin Charlotte möge nie Ursache haben, ihren Entschluß zu bereuen. Den Regenten ergriff einer seiner Wuthanfälle, während dessen er der Prinzessin durch den Bischof von Salisbury sagen ließ: falls sie fortfahre, seinem Willen zu trotzen, möge sie sich auf Anordnungen gefaßt machen, die ihr wenig gefallen würden. Die Prinzessin selbst war nicht fröhlich, aber fest und ruhig. Ganz England hallte damals wieder von dem Jubel über den Abschluß des ersten Pariser Friedens und große Festlichkeiten wurden zu Ehren der alliirten Souveraine vorbereitet, die von Paris aus das Inselreich besuchen wollten. Unter der Wolke des väterlichen Zorns, aber zufrieden über die Wendung der Dinge und getröstet durch die Sympathie ihrer nächsten Umgebung, sah sie, wenig bewegt durch die Vorgänge um sie her, mit Resignation der ferneren Gestaltung ihres Schicksals entgegen.

Die alliirten Herrscher kamen und in ihrem Gefolge ein unternehmender deutscher Prinz, der in dem Leben der entsagenden Königstochter eine größere Rolle spielen sollte, als sie damals ahnte; ein Prinz mit mehr Blut in seinen Adern, als Geld in seiner Tasche, aber ein junger Mann, der den

[1] His good looks and spirits, schrieb sie, will not be of long duration, when he is beaten, "plate couture", by his daughter. Brief der Prinzessin in Lady Charlotte Bury's Diary, I. 356.

Wendungen des Glücksrades mit scharfem Auge folgte, der entschlossen und fähig war, die günstige Gelegenheit an der Haarlocke zu ergreifen, dem eine glänzende europäische Carrière bestimmt war: Prinz Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha. Diesen Prinzen lernte die Prinzessin Charlotte bei der Herzogin von Oldenburg kennen, und der Eifer, mit dem er ihre Bekanntschaft cultivirte, ließ wenig Zweifel über seine Absichten. In der That gelang es ihm, sich die gute Meinung des Regenten zu erwerben. Die Prinzessin Charlotte erwiderte, sagt Miß Knight, seine Aufmerksamkeit mit nicht mehr als gewöhnlicher Höflichkeit. Sie empfing Besuche von andern Prinzen, russischen und preußischen, deren Erscheinung ihr vortheilhaftere Eindrücke hinterließ. Doch sie schwebten an ihr vorüber wie Luftgebilde, die mit dem Augenblick auftauchen und wieder zerfließen. Die Erschütterungen der letzten Zeit wirkten noch zu gewaltsam in ihrer Seele nach, als daß sie an neue Heirathspläne hätte denken können. Ueberdies hatte der Zorn, die Mißstimmung des Regenten keine Minderung erfahren. Auf's höchste beleidigt durch die Opposition seiner Tochter, verwarf er den Gedanken an die definitive Niederlage seiner Pläne. Wenn er den Prinzen Leopold mit nicht ungünstigem Auge betrachtete, so hatte er dennoch die oranische Heirath keineswegs aufgegeben. Kaum ein Tag verging, ohne daß die junge Prinzessin bald auf die eine, bald auf die andere Art zum Nachgeben gedrängt wurde. Der Kaiser von Rußland selbst erschien als Unterhändler in Warwick House. Alles umsonst. Aber der Regent hatte noch eine letzte Karte auszuspielen. Er hatte den Ungehorsam seiner Tochter mit strenger Züchtigung bedroht, und nur zu bald zeigte es sich, daß er seine Worte nicht in bildlichem Sinne gebraucht hatte.

Es war am 12. Juli, Abends sechs Uhr, als er, von dem Bischof von Salisbury begleitet, unerwartet in Warwick House erschien und der Prinzessin ankündigte, ihre ge-

sammte bisherige Umgebung sei entlassen, eine neue Gouvernante, nebst neu ernannten Gesellschaftsdamen, warteten im Vorzimmer, um ihr Amt anzutreten. Sie selbst (die Prinzessin) solle zunächst einige Tage in Carlton House zubringen, dann aber nach Cranbourne Lodge, einem für sie eingerichteten Hause in der Mitte des Waldes von Windsor gehen, wo sie keine Besuche werde empfangen dürfen, außer dem der Königin, einmal wöchentlich. Die Prinzessin, außer sich vor schmerzlicher Bestürzung, verließ nach dieser Ankündigung das Zimmer, um sich zum Fortgehen anzukleiden, und erzählte der draußen wartenden Miß Knight hastig, was vorgefallen. In Begleitung der letzteren in ihrem Ankleidezimmer angelangt, fiel sie verzweiflungsvoll auf ihr Kniee, indem sie ausrief: "Allmächtiger Gott, gieb mir Geduld!" Dann drängte sie Miß Knight, sie zu verlassen, da der Regent auch sie zu sprechen verlange.

Miß Knight fand den Regenten ihrer wartend. Er wiederholte einfach seine Befehle hinsichtlich ihrer Verabschiedung, ohne sich auf weitere Erklärungen einzulassen. Man harrte indeß vergebens der Rückkehr der Prinzessin. Miß Knight, nach einer kurzen Audienz verabschiedet, suchte sie auf ihrem Zimmer, dann in allen andern Gemächern — sie war nirgends zu finden. Das ganze Haus gerieth in Bewegung; keiner von der Dienerschaft wußte Auskunft zu geben. Endlich erschien Miß Mercer Elphinstone, die zum Diner in Warwick House eingeladen war und wie gewöhnlich ihre Abendtoilette in dem Schlafzimmer der Prinzessin beendet hatte, und erklärte nach einigem Zögern, sie glaube, die Prinzessin sei zu ihrer Mutter gegangen. Sie habe, erzählte sie weinend, indem sie beschäftigt gewesen sich anzukleiden, die Prinzessin sagen hören, sie wolle zu ihrer Mutter gehen, und ehe sie selbst oder ihre Kammerjungfer sie hätten zurückhalten können, sei die Prinzessin verschwunden gewesen.

Der Regent schien durch diese Nachricht eher angenehm

überrascht als zornig aufgeregt: "Jetzt," bemerkte er, "werde jedermann sehen, was an der Prinzessin Charlotte sei; die Sache werde auf dem Continent bekannt werden und niemand werde sie heirathen wollen." Doch zunächst handelte es sich darum, zu entdecken, wohin sie ihre Flucht gerichtet, und sodann sie zur Rückkehr zu bewegen. Der Bischof von Salisbury und Miß Mercer boten zu diesem Zweck ihre Dienste an. Gleichzeitig wurden Boten an den Ministerpräsidenten und den Lordkanzler befördert, um dieselben zu einem außerordentlichen Conseil in Carlton House einzuladen.

Denn entflohen **war** die Prinzessin. Erbittert und gefoltert durch das jahrelang fortgesetzte System tyrannischer Behandlung, in ihrem Stolz, in den innersten Gefühlen ihres Herzens beleidigt, und endlich mit Exil und Gefängniß bedroht, hatte sie, einem plötzlichen Impulse nachgebend, ohne Begleitung Warwick House verlassen, sich in die erste Droschke geworfen die ihr in den Weg kam und war gradeswegs dorthin gefahren, wo sie Schutz, Verständniß, vielleicht Rettung von dem sie bedrohenden Geschick zu finden hoffte: nach dem Hause ihrer Mutter. Die Prinzessin von Wales bewohnte damals ein Haus in Connaught Place, einer Oxfordstreet fortsetzenden Straße, dem Hydepark gegenüber. An diesem denkwürdigen Abend aber befand sie sich in ihrer Villa bei Blackheath, etwa neun englische Meilen von Hydepark. Ein reitender Bote eilte sofort mit einem hastig geschriebenen Billet der Prinzessin Charlotte nach Blackheath; ein anderer benachrichtigte den Herzog von Sussex, der von allen Brüdern des Regenten beiden Prinzessinnen stets die größte Theilnahme bewiesen; ein dritter beschied Mr. Brougham, den Rathgeber der Prinzessin von Wales, nach Connaught Place. Kaum waren diese Botschaften befördert, als der Bischof von Salisbury und Miß Mercer Elphinstone angemeldet wurden. Beide setzten alle Mittel in Bewegung, die Prinzessin zur Rückkehr nach Warwick House zu überreden. Sie

erwiderte, sie könne nur unter gewissen Bedingungen einwilligen, und hob besonders die hervor, daß Miß Knight bei ihr bleiben und Miß Elphinstone die Erlaubniß erhalten solle, sie zu besuchen. Der Bischof erbot sich, dem Regenten diese Vorschläge zu überbringen, und die Prinzessin formulirte dieselben in einem Briefe, den sie ihm zur Besorgung einhändigte. Unmittelbar nachdem der Bischof sich entfernt hatte, traf die Prinzessin von Wales in Connaught Place ein. Bald darauf meldeten sich Mr. Brougham und der Herzog von Sussex, später Miß Knight. Die Vorfälle des Abends wurden von neuem erzählt und durchgesprochen. Man begegnete von allen Seiten der jungen Prinzessin mit den ihrer Lage gebührenden Zeichen der Sympathie; allein von allen Seiten vereinigte man sich schließlich in der Behauptung derselben Ansicht, desselben Rathes: daß sie sich der Autorität des Regenten unterwerfen müsse. Dies war, so aufrichtig sie sonst über die Charakterfestigkeit ihrer Tochter erfreut, über den Beweis ihrer kindlichen Liebe gerührt sein mochte, auch die Meinung ihrer Mutter. Es gab für die letztere noch andere, später zu erwähnende Gründe, gerade jetzt den Zorn des Regenten zu vermeiden. Allein noch immer ließ die junge Prinzessin die Hoffnung eines günstigen Ausganges nicht fahren. Sie bestand darauf, daß man mindestens die Rückkehr des Bischofs, die Antwort des Regenten auf die von jenem überbrachten Vorschläge abwarten möge, ehe man sie zur Rückkehr in die verhaßte Knechtschaft dränge.

Stunde auf Stunde verging und der Bischof erschien nicht. Es war Mitternacht geworden, als er gemeldet wurde. Seine Botschaft lautete auf bedingungslose Rückkehr der Prinzessin nach Warwick House; sei diese erfolgt, so könne man möglicherweise ihre Forderung hinsichtlich des Verkehrs mit Miß Elphinstone in Erwägung ziehen.

Neue Debatten folgten. Die Frühe des Sommermorgens begann zu dämmern. Noch war es der Prinzessin unmöglich,

sich zu dem von ihr geforderten Opfer zu entschließen. Im Laufe des eben anbrechenden Tages sollte in dem Distrikt von Westminster eine Parlamentswahl stattfinden, und als sie sich beklagte, daß auch Brougham, der es für seine Pflicht hielt, ihr die rechtlichen Befugnisse des Vaters auseinander zu setzen, sie verlasse, während das Volk sich auf ihre Seite gestellt haben würde, führte dieser sie an das Fenster und sagte, auf den im ersten Morgenlicht dämmernden Park und die weiten stillen Straßen vor ihr hindeutend: "Ich werde Sie nur der Menge zu zeigen haben, die in wenigen Stunden diese Straßen und jenen Park füllen wird — und Carlton House wird vielleicht niedergerissen werden; — aber eine Stunde nachher wird das Militair erscheinen, Blut wird fließen, und wenn Ew. königliche Hoheit hundert Jahre leben, so wird man nie vergessen, daß Ihre Flucht aus dem Hause Ihres Vaters die Ursache dieser Calamität war. Und verlassen Sie sich darauf, der Haß des englischen Volkes gegen Blutvergießen ist so groß, daß man Ihnen jene Stunde nimmer vergessen würde." Diese Betrachtungen mehr als alles andere bestimmten endlich ihren Entschluß. Ehe sie jedoch Abschied nahm, hinterließ sie einen Protest gegen künftige väterliche Gewaltmaßregeln, der als authentisches Zeugniß für die Motive ihrer Handlungsweise von allen Anwesenden unterzeichnet wurde. Es war derselbe von ihr selbst abgefaßt und lautete: "Ich bin entschlossen, den Prinzen von Oranien nie zu heirathen. Wenn eine solche Heirath angekündigt werden sollte, so wünsche ich, daß man sich dieser meiner Erklärung erinnere, daß es eine Heirath ist ohne meine Zustimmung und gegen meinen Willen, und ich bitte August (Herzog von Sussex) und Mr. Brougham besonders Notiz hievon zu nehmen."

Der Herzog von York und der Lordkanzler Eldon waren inzwischen im Auftrage des Regenten in Connaught Place eingetroffen und geleiteten die Prinzessin nach Carlton House,

wo für sie und ihre neue Umgebung Zimmer in Ordnung gebracht wurden. Sie hatte eine halbe Stunde im Schloßhof zu warten, während das drinnen sitzende Comité über die Art ihres Empfanges berieth. Endlich zugelassen, fand sie, daß das Leben einer Gefangenen sie erwartete. Ihre neue Umgebung bewachte sie Tag und Nacht. Sie durfte weder ihr Zimmer verlassen, noch Besuche oder selbst Briefe empfangen, noch auch ihre Freunde brieflich über ihre Lage unterrichten. Die über diese strenge Behandlung verbreiteten Gerüchte mehrten die Unruhe, welche die Vorgänge des 14. Juli in der Hauptstadt hervorgerufen hatten, und am 18. Juli wurde das Oberhaus durch eine heftige Rede des Herzogs von Sussex überrascht, der, in Beziehung auf jene Vorgänge, eine Reihe scharfer Fragen an den Ministerpräsidenten richtete, und als der letztere, unter einfacher Hinweisung auf die dem Regenten zustehende väterliche Autorität, das Interventionsrecht des Oberhauses läugnete, eine förmliche Motion über denselben Gegenstand ankündigte.[1] Der Regent erwiderte diesen Akt verwandtschaftlicher Rebellion durch Versammlung eines Familienraths und die Notifikation an seine Brüder, zwischen ihm und dem Herzog von Sussex zu wählen, da er diejenigen unter ihnen, welche fernerhin einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Herzog unterhielten, als seine persönlichen Feinde betrachten müsse. Die Prinzessin Charlotte wurde Tags darauf nach Cranbourne Lodge entfernt. Acht Tage später hielt der Her-

[1] Unter den von dem Herzog gestellten Fragen waren die folgenden: Ob man seit dem 15. Juli der Prinzessin Charlotte persönlichen Verkehr mit ihren Freunden erlaubt habe? Ob man ihr erlaubt habe, Briefe zu schreiben oder zu empfangen, und ob man ihr die Benutzung von Federn, Dinte und Papier gestattet? ob Beschränkungen ihr auferlegt gewesen und gegenwärtig auferlegt seien, von welchen nicht geradezu eingekerkerte Personen frei seien? ob die Aerzte eine Erklärung abgegeben, daß Seebäder zur Herstellung ihrer Gesundheit nothwendig seien? ob, da die Prinzessin das Alter überschritten habe, in welchem das Parlament wiederholt die Fähigkeit der Thronerben, ihre Prärogative ohne Beistand zu üben, anerkannt, Maßregeln getroffen worden, einen ihrem hohen Range angemessenen Haushalt für sie einzurichten?

zog von Sussex eine zweite Rede, in der er, weniger in Folge der Drohungen von Carlton House, als auf den Rath seines und des Freundes der Prinzessin, Lord Grey's, seine Motion zurückzog.

Dies war das Ende der Episode von Warwick House und der Ausgang der oranischen Heirathspläne. Ehe wir jedoch der jungen Prinzessin in ihr Gefängniß nach Cranbourne Lodge folgen, müssen wir einen Blick auf ein anderes, sie nahe berührendes Ereigniß werfen, dessen Folgen für das künftige Schicksal ihrer Mutter entscheidend wurden.

Die Lage der Prinzessin von Wales, traurig und peinlich wie sie seit ihrer ersten Ankunft in England gewesen, war seit dem Abschluß der zweiten "delicate Investigation" vom Jahre 1813 mehr und mehr unerträglich geworden. Sie mußte sich fragen, ob und wie eine Besserung überhaupt möglich sei, ob sie in der That hoffen dürfe, den über ihr Leben gesprochenen Bann auch nur nach außen hin je gelöst zu sehen. Die Vermählung der Prinzessin Charlotte und die Thronbesteigung des Regenten schienen die einzigen Eventualitäten, welche der schwachen Flamme solcher Hoffnungen Nahrung boten. Es schien unmöglich, vorauszusetzen, der Regent werde der Mutter verweigern, die Tochter an des Vaters Seite zu dem bräutlichen Altare zu geleiten, oder als rechtmäßige Königin gegenwärtig zu sein bei dem Krönungsfeste des königlichen Gemahls. Aber lange Jahre waren qualvoll aufregend ohne Entscheidung dahin geflossen. Der alte wahnsinnige König schien mit unsterblicher Lebenskraft ausgestattet; der jungen Prinzessin wurde zuerst eine kindische Abhängigkeit, dann ein Ehebündniß aufgezwungen, dessen Zustandekommen sie von der Seite der Mutter in ein fremdes Land würde verbannt haben. Und wie Leidende auf dem Krankenlager, wie Gefangene im Kerker sich durch Reisepläne aufzuheitern pflegen, hatte die Prinzessin von Wales, des

ziellosen Wartens, der Unfreiheit und der Kränkungen müde, Trost gefunden in dem Gedanken an ein zeitweiliges Verlassen Englands, in den Phantasmagorieen eines Ausflugs auf den Continent, von dessen wechselnden Scenen sie sich Zerstreuung, Freiheit, frischen Lebensgenuß und Lebensmuth träumte. Die kriegerischen Ereignisse einerseits, andererseits die entschlossene Weigerung der Prinzessin Charlotte, in ihre Verbannung nach Holland zu willigen, hatten die Ausführung dieses Planes hinausgeschoben; der Abschluß des Pariser Friedens und der Besuch der alliirten Monarchen in England brachten ihn zur Reife.

Schon im Laufe des Mai 1814, vor der Ankunft des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen, wimmelte London von erlauchten und berühmten Gästen aus allen europäischen Ländern, und alle Welt erwartete gespannt den großen Drawingroom der Königin, welcher den Glanz so vieler Sterne wie in einem blendenden Brennpunkte am Hofe vereinigen sollte. Zum ersten Male sollte bei dieser denkwürdigen Gelegenheit auch die Prinzessin Charlotte als Braut des oranischen Prinzen gleichsam vor den Augen von Europa erscheinen. Man denke sich die mehr als peinliche Ueberraschung der Prinzessin von Wales, als unter solchen Umständen ein Billet der Königin sie benachrichtigte, daß "in Gemäßheit einer Mittheilung des Regenten, der zufolge seine Stellung seine Gegenwart bei den bevorstehenden Festlichkeiten erheische, und ebenso (aus Gründen, über welche er allein urtheilen könne) es sein fester und unabänderlicher Entschluß sei, der Prinzessin von Wales bei keiner Veranlassung, weder in der Oeffentlichkeit noch im Privatverkehr zu begegnen," die Königin sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehe, der Prinzessin von Wales zu melden, daß sie außer Stande sei, dieselbe bei den bevorstehenden Drawingrooms zu empfangen. Die Prinzessin erwiderte in einem würdevollen Briefe an den Regenten auf diese neue Unwür-

digkeit, wies darauf hin, auf wie peinliche Weise der Moment die Bitterkeit der Kränkung vermehre, erklärte jedoch, sie wolle in diesem Falle ihre unzweifelhaften Rechte fahren lassen, um, so weit sie vermöge, die Königin aus der unangenehmen Lage zu befreien, worin diese durch die Forderung des Regenten versetzt worden. Vielleicht war sie der geheimen Ansicht, das ritterliche Gefühl der fremden Herrscher werde durch persönliche Aufmerksamkeit gutmachen, was die officielle Politik ihres Gemahls gesündigt. Allein auch in dieser Hoffnung hatte sie sich getäuscht. Die fremden Herrscher kamen, die Drawingrooms gingen vorüber, Feste folgten auf Feste; — Tag auf Tag, mit immer rastloserer Erwartung sah die Prinzessin dem Erscheinen der hohen Besucher in Connaught Place entgegen — doch niemand bekümmerte sich um die Prinzessin von Wales. Und am Ende der letzten Bälle, der letzten Bankette sah sie, vernachlässigt und ignorirt, die hohen Fremdlinge einen nach dem andern London den Rücken kehren, ohne daß ein Zeichen der Sympathie ihre Einsamkeit erheitert, ihren gekränkten Stolz getröstet hätte. Es wäre eine ebenso undankbare als vergebliche Aufgabe, eine so schmachvolle Rücksichtslosigkeit entschuldigen zu wollen. Aber zur Steuer der Gerechtigkeit muß es gesagt werden, daß die europäischen Fürsten nur den dringenden Vorstellungen des Regenten nachgaben, wenn sie, wie sie thaten, die seiner Gemahlin schuldige Achtung aus den Augen setzten. Was half es, diesen Thatsachen gegenüber, daß das Volk der Hauptstadt seinem Zorne Luft machte, und die zu den Drawingrooms fahrenden königlichen Wagen mit Koth bewarf; daß, als eines Abends die Prinzessin von Wales in der italienischen Oper erschien, ein Beifallssturm sie begrüßte, vor dessen Tönen der Regent erblaßte; daß zahlreiche Spott-Lieder und Carricaturen dem im Schooß der Wollust schwelgenden Sultan-Regenten die thatkräftigen Gestalten der

fremden Herrscher höhnend gegenüber stellten![1] Der Regent regierte und es war klar, daß bei ihm auf Nachgiebigkeit nicht zu hoffen war. Neuen Kränkungen zu entgehen, ihrer demüthigenden Lage ein Ende zu machen, war daher jetzt der einzige Gedanke der Prinzessin von Wales, und sie entschloß sich ohne Zaudern, bei der Regierung um die Erlaubniß und die Mittel nachzusuchen, deren sie zu der Ausführung ihrer lange gehegten Plane bedurfte.

Es fehlte nicht an Personen, den treuesten Freunden der Prinzessin, die ihre Absichten mit Sorge vernahmen und ernstlich bemüht waren, sie zum Aufgeben einer Handlungsweise zu bewegen, deren falsche Politik sie mißbilligten, deren nachtheilige Wirkung auf ihr ferneres Schicksal sie fürchteten. Unter diesen Freunden stand die Prinzessin Charlotte obenan, und Brougham, Whitbread und Canning, die aufrichtigsten Anhänger und Rathgeber der Prinzessin, verliehen jenen Einwendungen Gewicht. So traurig, so schwer zu tragen (mein-

[1] Als charakteristisch für die Volksstimmung jener Zeit heben wir aus Thomas Wright's "England under the House of Hanover", 2 Vols., London 1844, die folgenden Verse hervor:

> There be princes three;
> Two of them came from a far countrie,
> And for valour and prudence their names shall be
> Enrolled in the annals of glorie.
> The third is said at a bottle to be
> More than a match for his whole armie,
> And fonder of fur caps and fripperie
> Than any recorded in storie.
>
> Those from the North great warriors be
> And warriors they have in their companie,
> Who have humbled the pride of an ennemie,
> Their rival in valour and glorie: —
> But he of the South must stare to see
> Himself in such goodly companie;
> For to say what his usual consort be,
> Would make but a pitiful storie.

ten dieselben) ihre Lage auch sein möge, ihre natürliche Stellung sei an der Seite ihrer Tochter; diese verlassen, heiße ihren Ansprüchen auf die nie ganz verlorenen mütterlichen Rechte, auf die im Kampf um diese Rechte gewonnene mithelfende Sympathie des Volks entsagen. Und hatte nicht außerdem die junge Prinzessin eben damals durch ihr entschlossenes Auftreten in der oranischen Angelegenheit sich neue Ansprüche auf die thätige Liebe der Mutter erworben? War es klug, war es erlaubt, sie der persönlichen Theilnahme zu berauben, deren sie, dem Zorne, der Gewaltsamkeit des Regenten gegenüber, mehr als je bedurfte? Allein noch ein anderes Bedenken mußte sich den Freunden der Prinzessin von Wales aufdrängen, das leichter zu fühlen als auszusprechen war: der Einfluß eines freien, unbeschränkten Reiselebens auf ihr von lebhaften Impulsen beherrschtes, zum Leichtsinn und zum Genusse neigendes Temperament. Eben dieses Temperament aber ließ die Prinzessin nach den letzten Erschütterungen schon die lang ersehnte Freiheit voraus genießen; und einmal zum Entschlusse gekommen, schenkte sie jenen Einwendungen kein Gehör mehr. Auch ging, wie sich von selbst versteht, die Regierung mit der größten Bereitwilligkeit auf ihre Vorschläge ein; denn was hätte den Ministern des Regenten willkommener sein können, als die Aussicht auf eine lange Pause, wo nicht auf das Ende der scandalösen Familienzwiste des königlichen Hauses? Zur Zeit der Flucht der Prinzessin Charlotte hatten die geheimen Vorverhandlungen dem Abschluß nahe gestanden, daher der etwas kühle Empfang des Flüchtlings in Connaught Place. Kurz darauf war Alles im Reinen. Das Parlament votirte der Prinzessin von Wales eine ansehnliche Erhöhung ihrer Revenüen, und gegen das Ende des Julimonats benachrichtigte sie ihre Tochter: da bei der Lage der Dinge beide einander weder zum Trost noch von Nutzen seien, sie selbst, die Prinzessin von Wales, überdies nach dem ihr angethanen Schimpf, nicht mehr in England leben

könne, habe sie sich definitiv entschlossen, das Land zu ve[r]lassen.

Im Angesicht dieser Thatsachen handelte es sich um weder nichts mehr, als um ein letztes Wiedersehen vor de[r] Trennung. Was die Prinzessin Charlotte betraf, so war si[e] seit ihrer von Carlton House erfolgten Uebersiedelung nac[h] Cranbourne Lodge fortwährend wie eine Staatsgefangen[e] behandelt worden, hatte niemanden gesehen als den Bischo[f] von Salisbury und das Lehrerpersonal, unter dessen Leitun[g] sie ihre Studien fortsetzen sollte, von niemanden Brief[e] empfangen dürfen, als von Miß Mercer Elphinstone. Dennoc[h] wäre die [illegible] einer Zusammenkunft mit ihrer Mutter, ehe dieselbe England verließ, wohl kaum thunlich gewesen. Die Prinzessin von Wales hatte um Erlaubniß zu einem Besuch in Cranbourne Lodge nachgesucht. Das Ministerium gestattete mehr als dies: es erlaubte der Prinzessin Charlotte eine Fahrt nach Connaught Place, und dort, am 24. Juli [illegible], nahmen Mutter und Tochter Abschied, um sich nimmer wiederzusehen. Zwei Tage später begab sich die Prinzessin von Wales nach dem Seebade Worthing, an der Südküste von England. Hier verweilte sie bis zum 9. August und schiffte sich dann, sammt ihrem Gefolge, auf der ihre Befehle erwartenden Fregatte „Jason" nach Deutschland ein.

Die [illegible] Irrfahrten der unglücklichen Prinzessin liegen außerhalb des Bereichs unserer Darstellung. Die Reise auf dem „Jason" galt keiner Argonautenfahrt nach einem goldenen Vließ, und kein des Suchens würdiger [illegible] nach den langen Jahren des Wanderns, ihre [illegible]. Es war das [illegible] Hin- und Herschweifen eines nach [illegible] und Freiheit dürstenden Geistes, der im Taumel der Zerstreuung eine leidenvolle Vergangenheit zu vergessen suchte. Nur periodisch wird der ferne Schein dieses Wandelsternes unsere Bahn durchkreuzen. Für den Augenblick ist die letzte Aufregung des Abschieds überstanden. Das

voneilende Schiff versinkt hinter dem östlichen Horizont
wir kehren von den Klippen der englischen Seeküste
ck in das Gefängniß der Prinzessin Charlotte, im Walde
Windsor.

Der Leser wird sich erinnern, daß schon vor der Flucht
Prinzessin die Drohungen des Regenten darauf hindeu-
n, daß er ihre Entfernung nach Cranbourne Lodge als
Strafe für ihr selbstständiges Auftreten in der oranischen
gelegenheit beabsichtigte. Das unerwartete Ereigniß jener
ht und die Aufregung der öffentlichen Meinung, welche da-
ch veranlaßt wurde, trugen nur dazu bei, ihn in seinem Ent-
usse zu bestärken. In der That fanden die Versicherungen
Regierungsorgane: alles sei in der Ordnung, wenig
uben. Die Masse des Volks betrachtete die Prinzessin
eine Staatsgefangene, und was man über ihre Behand-
g erfuhr, stimmte vollkommen zu dieser Ansicht der Dinge.
trennt von ihren Freunden, von einer ihr aufgedrängten
enerschaft mehr bewacht als umgeben, in allem was sie
un, was sie lassen sollte, strengen Vorschriften unter-
orfen, verlebte sie in den Mauern von Cranbourne Lodge
in Wahrheit nicht die Mußetage einer Freien, sondern die
Haft einer Verbannten und Gefangenen. Die Erlaubniß,
Besuche abzustatten und zu empfangen, das Recht der
Correspondenz blieb ihr entzogen. Nur verstohlen und auf
Umwegen gelangten dann und wann einige eilig mit Blei-
stift hingekritzelte Zeilen in die Hände ihrer Freunde. Ver-
gebens suchte man sie bei den Hoffesten; sie erschien nicht
einmal bei den Festlichkeiten, welche die Königin zu Anfang
August zu Ehren des Geburtstages des Regenten in dem
nahegelegenen Frogmore veranstaltete.

Dennoch blieb der widerwärtigste Charakterzug in dem

könne, habe sie sich definitiv entschlossen, das Land zu verlassen.

Im Angesicht dieser Thatsachen handelte es sich um weiter nichts mehr, als um ein letztes Wiedersehen vor der Trennung. Was die Prinzessin Charlotte betraf, so war sie seit ihrer von Carlton House erfolgten Uebersiedelung nach Cranbourne Lodge fortwährend wie eine Staatsgefangene behandelt worden, hatte niemanden gesehen als den Bischof von Salisbury und das Lehrerpersonal, unter dessen Leitung sie ihre Studien fortsetzen sollte, von niemanden Briefe empfangen dürfen, als von Miß Mercer Elphinstone. Dennoch wäre die Verweigerung einer Zusammenkunft mit ihrer Mutter, ehe dieselbe England verließ, wohl kaum thunlich gewesen. Die Prinzessin von Wales hatte um Erlaubniß zu einem Besuch in Cranbourne Lodge nachgesucht. Das Ministerium gestattete mehr als dies; es erlaubte der Prinzessin Charlotte eine Fahrt nach Connaught Place, und dort, am 24. Juli 1814, nahmen Mutter und Tochter Abschied, um sich nimmer wiederzusehen. Zwei Tage später begab sich die Prinzessin von Wales nach dem Seebade Worthing, an der Südküste von England. Hier verweilte sie bis zum 9. August und schiffte sich dann, sammt ihrem Gefolge, auf der ihre Befehle erwartenden Fregatte "Jason" nach Deutschland ein.

Die weiteren europäischen Irrfahrten der unglücklichen Prinzessin liegen außerhalb des Bereichs unserer Darstellung. Ihre Reise auf dem "Jason" galt keiner Argonautenfahrt nach einem goldenen Ziele, und kein des Suchens würdiger Preis krönte, nach den langen Jahren des Wanderns, ihre Heimkehr. Es war das kometenhafte Hin- und Herschweifen eines nach Genuß und Freiheit dürstenden Geistes, der im Taumel der Zerstreuung eine leidenvolle Vergangenheit zu vergessen sucht. Nur sporadisch wird der ferne Schein dieses Wandersternes unsere Bahn durchkreuzen. Für den Augenblick ist die letzte Aufregung des Abschieds überstanden. Das

davoneilende Schiff versinkt hinter dem östlichen Horizont und wir kehren von den Klippen der englischen Seeküste zurück in das Gefängniß der Prinzessin Charlotte, im Walde von Windsor.

Der Leser wird sich erinnern, daß schon vor der Flucht der Prinzessin die Drohungen des Regenten darauf hindeuteten, daß er ihre Entfernung nach Cranbourne Lodge als eine Strafe für ihr selbstständiges Auftreten in der oranischen Angelegenheit beabsichtigte. Das unerwartete Ereigniß jener Flucht und die Aufregung der öffentlichen Meinung, welche dadurch veranlaßt wurde, trugen nur dazu bei, ihn in seinem Entschlusse zu bestärken. In der That fanden die Versicherungen der Regierungsorgane: alles sei in der Ordnung, wenig Glauben. Die Masse des Volks betrachtete die Prinzessin als eine Staatsgefangene, und was man über ihre Behandlung erfuhr, stimmte vollkommen zu dieser Ansicht der Dinge. Getrennt von ihren Freunden, von einer ihr aufgedrängten Dienerschaft mehr bewacht als umgeben, in allem was sie thun, was sie lassen sollte, strengen Vorschriften unterworfen, verlebte sie in den Mauern von Cranbourne Lodge in Wahrheit nicht die Mußetage einer Freien, sondern die Haft einer Verbannten und Gefangenen. Die Erlaubniß, Besuche abzustatten und zu empfangen, das Recht der Correspondenz blieb ihr entzogen. Nur verstohlen und auf Umwegen gelangten dann und wann einige eilig mit Bleistift hingekritzelte Zeilen in die Hände ihrer Freunde. Vergebens suchte man sie bei den Hoffesten; sie erschien nicht einmal bei den Festlichkeiten, welche die Königin zu Anfang August zu Ehren des Geburtstages des Regenten in dem nahegelegenen Frogmore veranstaltete.

Dennoch blieb der widerwärtigste Charakterzug in dem

Verfahren des Regenten dem größeren Publikum noch eine Weile unbekannt. Man mochte sein Strafsystem hart und ungerecht genug finden; daß aber dieses System im offenen Widerspruch gegen ärztliche Vorschriften durchgeführt wurde, hätten selbst seine bittersten Feinde wohl kaum wagen mögen zu behaupten. Erst gegen Ende August 1814 brachte ein Artikel des "Morning Chronicle" diese schmähliche Thatsache an's Licht. Mit dem höchsten Unwillen erfuhr man nun, daß die königlichen Aerzte bereits vor Monaten der Prinzessin, wegen ihres erschütterten Gesundheitszustandes und ganz speciell wegen einer örtlichen Verletzung am Knie, den Gebrauch von Seebädern verordnet, daß diese Verordnung in einem officiellen Gutachten, dessen authentische Form das "Chronicle" mittheilte, vor Kurzem wiederholt worden, daß aber trotzdem und ungeachtet des andauernden Leidens der Prinzessin, nicht allein keine Anstalt getroffen sei, dem Rath der Aerzte Folge zu leisten, sondern vielmehr Alles geschehe, durch harte Behandlung und moralische Demüthigungen einen Zustand zu verschlimmern, für welchen die gewöhnlichsten Rücksichten der Menschlichkeit eine theilnehmende Berücksichtigung geboten. Die öffentliche Entrüstung über diese Enthüllungen war allgemein, und selbst der Regent, scheint es, schämte sich — der Bloßstellung seiner Hartherzigkeit. Die nächste Frage war indeß, wie Miß Knight erzählt, nicht die Ausführung der ärztlichen Vorschriften, sondern die Ausfindigmachung derjenigen Personen, deren indiscreter Eifer die Veröffentlichung des ärztlichen Gutachtens veranlaßt hatte. Miß Knight selbst wurde über diesen Punkt verhört, wußte sich aber von dem auf ihr ruhenden Verdacht zu reinigen, wie denn überhaupt alle dahin schlagenden Nachforschungen erfolglos blieben. Erst etwas später wurden Vorbereitungen getroffen, die Prinzessin in's Seebad zu schicken, und am 24. August, anderthalb Monate nach der Flucht von Warwick House, reiste sie nach Weymouth ab.

Der Aufenthalt der Prinzessin in Weymouth dauerte bis gegen Ende December 1814. Obgleich auch hier einer strengen Aufsicht unterworfen, genoß sie doch ein freieres Gefühl des Daseins als in dem ihr gründlich verhaßten Cranbourne Lodge; Seeluft und Landleben kräftigten ihre erschütterte Gesundheit, und an Körper und Geist erfrischt kehrte sie mit dem Beginn des Winters nach Cranbourne Lodge zurück. Hier wurde sie von der königlichen Familie, besonders von der Königin, freundlicher als je zuvor empfangen. Man erlaubte ihr, ihre Freundin Miß Elphinstone zu sehen; sie correspondirte mit dieser, mit ihrer Mutter und Miß Knight, und erfuhr überhaupt eine veränderte Behandlung, welche die Annahme zu rechtfertigen schien, daß die Zeit den harten Sinn des Regenten erweicht habe.

Dann aber fehlte es nicht an Unruhen anderer Art. So erfährt man mit nicht geringem Erstaunen aus einem von Lady Charlotte Bury mitgetheilten Briefe der Prinzessin von Wales, daß selbst damals noch das Gespenst des wiederholt explodirten oranischen Ehebündnisses im Kopfe des Regenten spukte. Ein jüngerer Bruder des Prinzen von Oranien sollte die Rolle des älteren übernehmen, und da der Aufenhalt dieses jüngeren Prinzen in Holland weniger nothwendig war, als der des Thronfolgers, wurde die Erlaubniß zur Niederlassung des jungen Paares in England als Lockspeise in Aussicht gestellt. Die Prinzessin wollte auch von diesem neuen Bewerber nichts wissen. Die Vorfälle der jüngsten Vergangenheit hatten ihr Herz mit Mißtrauen gegen alle von ihren Verwandten ausgehenden Beglückungsplane erfüllt und überdieß schwebte vor ihrer Phantasie das Bild eines der preußischen Prinzen, dessen Erscheinung ihr seit dem Besuche der alliirten Monarchen einen lebhaften Eindruck hinterlassen hatte. Dieser Neigung widerstrebte wiederum die königliche Familie, und erst im März 1815 konnte die Prin-

zessin an Miß Knight mittheilen, die oranischen Plane seien definitiv aufgegeben.

Eine andere Quelle der Aufregung, des Widerspruchs und des Zwistes, war die Correspondenz mit ihrer Mutter. Die Prinzessin von Wales hatte, seitdem sie England verlassen, nach einem flüchtigen Besuche in Braunschweig, Deutschland, die Schweiz und Italien durchreist, und um eben diese Zeit, die Zeit der Landung Napoleon's in Cannes, verbreitete sich das Gerücht, daß sie beabsichtige, im Mai 1815 nach England zurückzukehren. Nichts hätte dem Regenten unerwünschter kommen können als die Ausführung solcher Pläne. Ohne Zweifel um einem so unwillkommenen Ereigniß vorzubeugen, bestürmte er die Prinzessin Charlotte, ihrer Mutter zu melden, sie wolle dieselbe nie wiedersehen. Da er nicht lange vorher den Wünschen der jungen Prinzessin, einen eigenen Haushalt zu haben, durch das Geschenk von Cranbourne Lodge und das Versprechen einer Civilliste von 8000 Pfund jährlich eine Art Zugeständniß gemacht hatte, so mochte er im Stillen auf ein bereitwilliges Entgegenkommen hoffen. Doch hatte er sich verrechnet, wenn er durch jene Politik der Nachgiebigkeit die Bande, welche die Prinzessin an ihre Mutter fesselten, gelockert zu haben meinte. Die Prinzessin verneinte seine Zumuthung mit derselben Unerschütterlichkeit des Willens, die während der langen Jahre des elterlichen Zwistes sie nie verlassen hatte. Die nächste Folge davon war eine neue Mißstimmung des Regenten, und die etwas gemilderten Befehle hinsichtlich der Anordordnung ihrer Lebensweise wurden durch handgreifliche Andeutungen der "Allerhöchsten" Ungnade von Neuem verschärft.

Im April 1815, zu Anfang der Saison, erhielt die Prinzessin die durch äußere gesellige Rücksichten gebotene Erlaubniß nach London überzusiedeln; allein dieselbe strenge Hand maß auch jetzt die Kreise, innerhalb derer sie sich be-

wegen, die Grenzen der Freiheit, welche sie nicht überschreiten durfte, mit neidischem Sinne ab. Der Regent selbst schrieb und unterzeichnete eine Liste der Personen, die es ihr erlaubt sein sollte zu sehen. Abends sollte sie nur den Besuch Miß Elphinstone's und Lady Warwick's und ihrer Töchter empfangen. Der Besuch des Schauspiels oder der Oper wurde einmal wöchentlich gestattet, aber die Prinzessin sollte das Haus vor dem Ende des Stückes verlassen und sich dem Publikum so wenig zeigen als möglich. Damit sie auch bei ihren Spazierfahrten den Augen des Volkes möglichst verborgen bleibe, wurde befohlen, sie solle statt eines offenen Wagens sich nur einer geschlossenen Kutsche bedienen; und bei diesem Befehle blieb es, trotz ihrer Klage, daß sie in geschlossener Kutsche durch Anfälle von Uebelkeit geplagt werde. Im Uebrigen kehrte sie nicht nach Warwick House zurück, sondern bewohnte Gemächer in Carlton House. Aber nur bei den seltenen Veranlassungen, wenn die Königin zur Stadt kam, sah sie den Vater, mit dem sie unter demselben Dache lebte. Und auch dann wartete sie vergebens auf ein freundliches Wort. Der Regent sprach nicht mit seiner Tochter, schien ihre Anwesenheit überhaupt nicht zu bemerken.

Ohne Freude und ohne Hoffnung floß so die Saison von 1815 dahin. Die Rückkehr der Prinzessin von Wales nach England unterblieb. Die Prinzessin hatte sich während des panischen Schreckens, welchen die plötzliche Landung Napoleon's über Europa verbreitete, auf einer Art Flucht vor den Franzosen befunden und schließlich auf einem englischen Kriegsschiffe im Hafen von Genua Schutz gesucht. Der rasche Ausgang des Feldzugs von 1815 bewirkte jedoch eine Aenderung ihrer Pläne. Sie beschloß, ihren Aufenthalt auf dem Continent zu verlängern, und befand sich bald auf dem Wege nach Neapel, von wo sie später ihre Reise bis nach Syrien und Palästina ausdehnte. Die Conflicte, welche ihre Rückkehr nach England ohne Zweifel erneuert haben würde,

blieben daher der jungen Prinzessin erspart. Allein ihre Lage war, bei der eben geschilderten lieblosen Behandlung, immer trübe genug. Erst die Aussicht von Neuem eine Reihe von Monaten an der See, in Weymouth, zubringen zu dürfen, erweiterte wieder die beengenden Schranken des Gefängnisses, worin sie in dem Palast des Vaters geschmachtet hatte. Sie verließ Carlton House zu Mitte Juli 1815, ging zunächst auf einige Tage nach Cranbourne Lodge, und begab sich von dort auf die Reise nach Weymouth. Schon die Reise selbst mußte ihre geängstete Seele erfrischen. Wohin sie kam, auf allen Stationen des Weges fand sie das Volk auf ihre Ankunft vorbereitet. Der Regent hatte den ganzen Verlauf dieser Fahrt mit gewohnter Peinlichkeit im voraus festgesetzt; aber die freiwilligen Ausbrüche populärer Sympathie konnte er nicht durch Vorsichts-Maßregeln unterdrücken. Zu seinem höchsten Verdruß mußte er daher erfahren, daß die Reise der jungen Prinzessin weniger den abgezirkelten Bewegungen eines unter Aufsicht gehaltenen Kindes geglichen habe, als dem Triumphzuge einer Königin.

Wir hatten im Verlaufe unserer Darstellung schon wiederholt Gelegenheit, auf die große Popularität hinzuweisen, deren die Prinzessin Charlotte sich unter allen Classen des englischen Volkes erfreute. Sympathie für ihr trauriges Schicksal, Haß gegen die selbstsüchtige Politik, als deren Opfer man sie bemitleidete, lagen ohne Zweifel dieser weitverbreiteten Stimmung zunächst zu Grunde. Aber indem sie heranwuchs und sich unter den Stürmen ihrer Jugend zu einer ausgeprägten Persönlichkeit entwickelte, wurde jene Sympathie durch die Mitwirkung anderer Einflüsse gesteigert: durch die energischen Kundgebungen ihrer offenen, impulsiven Natur, durch den Contrast der edeln Eigenschaften ihres Geistes und Charakters gegen den kalten, leeren und eiteln Sinn des Mannes, den die Masse des Volkes als

Menschen verachtete, als Herrscher nur widerwillig anerkannte. Man fing im Stillen an in der jungen Prinzessin die künftige Königin zu ehren, man gewöhnte sich, den Gedanken an ihre Thronfolge mit Hoffnungen einer bessern Zeit zu verknüpfen. Miß Knight erzählt Aeußerungen aus dem Munde des Capitains einer der Kriegsschaluppen, die im Sommer 1814, während des Aufenthalts der Prinzessin, als Ehrenwache bei Weymouth vor Anker lagen, Aeußerungen, aus welchen jene Stimmung der Nation klar hervorleuchtet. Die Prinzessin hatte die Schaluppen öfter besucht und "ihr Benehmen," erklärte der Capitain, "war so hinreißend, daß kein Mann an Bord war, der nicht gern sein Leben für sie hingegeben hätte; ja ihm selber sei es gleichgültig, wie lange er lebe, wenn ihm nur einmal vergönnt werde, für sie, als für seine Königin, zu kämpfen." Auch während des Sommers 1815 fehlte es nicht an Kriegsschiffen auf der Rhede von Weymouth, und ebensowenig verfehlte die präsumtive Erbin des britischen Inselreichs das angeborene Interesse kundzuthun, mit welchem die ruhmgekrönte altenglische Marine ihre jugendliche Seele erfüllte. Besonders erregte ihr Besuch auf dem Linienschiffe "Leviathan" einiges Aufsehen. Die Prinzessin, von ihrer gewöhnlichen Umgebung und dem zum Besuch anwesenden Bischof von Salisbury begleitet, fuhr in einem Boote an die kolossale schwimmende Festung heran. Die See ging hoch, Boot und Schiff schwankten beträchtlich und es fragte sich, wie sie an Bord gelangen sollte. Man rief nach einem Sessel, um sie heraufzuwinden; da aber die Vorbereitungen lange dauerten, erklärte die Prinzessin, sie wolle nicht länger warten, betrat rasch die unterste Stufe der haushohen Schiffsleiter und erreichte festen Schritts, unter den begeisterten Cheers der die Yards und Raaen füllenden Mannschaft, das zu ihrem Empfang geöffnete Hauptdeck. Auf demselben Wege folgte ihre weibliche Be-

gleitung. Nur der Bischof, der den engen Aufgang gefahrvoll oder unbequem fand, zog es vor, von dem inzwischen in Position gebrachten Sessel Gebrauch zu machen. Er war unter diesen Umständen der letzte an Bord des Schiffs und der Contrast des salbungsvollen, langsamen, feierlichen Mentors mit der energisch frischen Erscheinung der jungen Prinzessin, die er im Zaume zu halten berufen war, konnte unter diesen Umständen wenig zu seinen Gunsten ausfallen. Man muß annehmen, daß er die Wirkung dieses Contrastes fühlte, und in seinem Berichte über das Geschehene das Benehmen der Prinzessin mißbilligend erwähnte. Wenigstens hört man nicht lange nachher von einer tadelnden Zurechtweisung des Regenten, der, offenbar pikirt über die seiner Tochter zu Theil gewordenen Ovation, nur zu bereitwillig der bischöflichen Meinung beipflichtete, als habe sie durch ihr Auftreten eine Beleidigung des hochwürdigen Mannes beabsichtigt. So verfolgte das Schicksal kleinlicher väterlicher Polizei die Leidende von Windsor nach London, von London an die Seeküste, und in jeder freien Aeußerung ihres Wesens, jedem reinen Naturgefühl des Herzens gestört und verkümmert, blieb ihr einziger Trost ein schuldfreies Bewußtsein und die Erwartung einer glücklicheren Zukunft.

Und endlich nahte, trotz aller lähmenden Hemmnisse, diese Zukunft ihrer Erfüllung, und ein verheißungsvolles Morgenroth dämmerte hinter den stürmischen Jahren der Vergangenheit empor. Unsere Wanderung neigt sich ihrem Ende zu. Wir sind bei der letzten Epoche in der Geschichte der Prinzessin Charlotte angelangt, der letzten und schönsten, welche ihr scheidendes Leben mit dem Sonnenschein des Glücks überstrahlte und die aufblühende Gestalt auf der Höhe des Daseins durch ein tragisch schönes Verhängniß schnell und fast schmerzlos dahinraffte.

Es war während des eben erzählten Aufenthalts der Prinzessin in Weymouth, als die ersten Vorbereitungen zu

dieser Schicksals-Wendung begannen. Als sie Ende December Weymouth verließ, sprach man von ihrer bevorstehenden Verlobung, und es hieß, daß der Prinz, den sie durch ihre Hand beglücken werde, nicht wie der Oranier ein Candidat der königlichen Familie, sondern ein Mann ihrer eigenen Wahl sei. Es war Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha, derselbe junge Fürst, dessen Erscheinung uns schon zur Zeit des Besuchs der alliirten Monarchen in England zwar flüchtig, aber nicht bedeutungslos vorüberging. In London wenig erfolgreich, war er seitdem in Wien auf Freiersfüßen umhergewandelt; einige in Hofangelegenheiten gelehrte Zeitungen wollten sogar wissen, er habe sich in der Kaiserstadt in geheimer Ehe vermählt. Bei näherer Erkundigung ergab sich jedoch, daß die mehr eifrigen als discreten Genealogisten ihn mit seinem Bruder Ferdinand verwechselt hatten, und das Publikum, über diesen Punkt beruhigt, begann nun, die Herkunft, die Persönlichkeit, die Aussichten des Prinzen, dessen bloße Existenz bis dahin in England fast unbekannt gewesen, mit Gründlichkeit und Muße einer öffentlichen Kritik zu unterwerfen. Wir können an dieser Stelle nicht umhin, von neuem an die merkwürdige historische Analogie zu erinnern, deren bereits im Beginne dieser Memoiren gedacht wurde. Denn mehr als zwanzig Jahre später wurden in England ganz dieselben Diskussionen bei einer in fast allen Zügen gleichen Veranlassung erneuert, als ein anderer jüngerer Prinz des Coburgschen Hauses, Prinz Albert, unter den Auspicien des älteren Prinzen, der inzwischen den belgischen Königsthron bestiegen hatte, um die Hand einer andern jüngeren Thronerbin von England, die Hand der Cousine der Prinzessin Charlotte, der zwei Jahre nach ihrem Tode geborenen einzigen Tochter des Herzogs von Kent, des ältesten überlebenden Bruders des Regenten, warb. So auffallend ist diese ganze Analogie, daß man sie eine historische Wiederholung nennen möchte.

Aber das Erstaunen mehrt sich und man kann nicht umhin, über die Familienähnlichkeit beider Ereignisse zu lächeln, wenn man sie in ihren einzelnen Charakterzügen vergleicht und die Randglossen der öffentlichen Meinung mit fast photographischer Treue bis in das kleinste Detail wiederholt findet. Dieselben Ausdrücke, dieselben Wendungen kehren wieder. In beiden Fällen erschienen die bevorstehenden Ehebündnisse dem englischen Urtheil als höchste Schicksalsgunst für die fremden Prinzen; in beiden verweilte man mit Vorliebe bei dem Contrast der glänzenden Aussichten eines englischen Prinzgemahls mit der dunkeln Unbedeutendheit, welche das gewöhnliche Loos der jüngeren Sprößlinge kleiner deutscher Fürstenhäuser; in beiden Fällen endlich äußerte sich auf dieselbe Art jener kaufmännische Sinn des englischen Volks, für den die pekuniären Verhältnisse bei der Würdigung einer Persönlichkeit eine so bedeutende Rolle spielen. Prinz Albert war nicht der erste Prinzgemahl, dessen knappe deutsche Studentenwirthschaft den englischen Witzblättern zur Zielscheibe dienen sollte. Schon sein Oheim, Prinz Leopold, hatte zwanzig Jahre früher dasselbe Kreuzfeuer des Spottes ausgehalten. Schon zu seiner Zeit war man den ökonomischen Tendenzen des Coburgschen Hauses auf die Spur gekommen, hatte entdeckt, daß Leopold's Einkommen sich auf die lächerlich geringe Summe von zweihundert Pfund jährlich belaufe, und calculirte, daß diese Summe so eben hinreichend sei, ihm zwei Röcke und ein Dutzend Hemden zu kaufen.[1] So seltsam wiederholt sich die Geschichte und so hartnäckig heftet die Nemesis sich an die Sohlen der Fürsten wie an die anderer gemeiner Sterblichen an. In anderer Hinsicht war freilich den königlichen Paaren ein sehr verschiedenes Schicksal beschieden.

Doch kehren wir zu den Präliminarien zurück, welche in unserem Falle vorläufig noch zu keinem Abschlusse gelangt sind.

[1] So erzählt Miß Knight.

Die Prinzessin Charlotte war unmittelbar nach ihrer Rückkehr von Weymouth, in Begleitung der Königin, zum Besuch bei dem Regenten nach Brighton gegangen und hatte dort im Kreise der königlichen Familie, unter lebhafter Theilnahme des Volks von Brighton, ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert (7. Januar 1816). Nach Cranbourne Lodge war sie erst zwei Wochen später aufgebrochen. Der Zweck ihres Besuchs in Brighton war die Besprechung ihrer Vermählung, in Rücksicht auf welche für sie, außer der rein persönlichen Frage, noch andere bedeutungsvolle Punkte in's Reine gebracht werden mußten. Denn wenn die kindliche Pflicht gegen die Mutter sie nicht länger an England fesselte, so war doch in ihrem Entschluß, England als Gemahlin eines fremden Prinzen nie gegen ihren Willen verlassen zu wollen, keine Aenderung eingetreten; und die Thatsache, daß Prinz Leopold, als jüngerer Prinz, durch keinerlei Verpflichtungen an eine deutsche Residenz gebunden war, schloß den Verdacht, daß man beabsichtigen könnte, sie von England zu entfernen, nicht aus. Gegen die Möglichkeit solcher Eventualitäten hatte sie sich zu wahren, und zwar, wie es scheint, wiederum nicht ohne heftigen Kampf, ohne ernstlichen Widerstand. Zu Anfang Februar wollte das Gerücht wissen, die Heirathspläne seien fehlgeschlagen, der Regent habe beabsichtigt, den Prinzen Leopold zum Befehlshaber der Truppen in Hannover zu ernennen, worauf die Prinzessin Charlotte erklärt habe, sie müsse alsdann die Verhandlungen als abgebrochen betrachten, da ihr Wille, England nicht zu verlassen, unwiderruflich feststehe. Aber der Regent hatte persönliche Gründe genug, die baldige Verheirathung seiner Tochter zu wünschen. Vor Allem fürchtete er die Angriffe der parlamentarischen Opposition, von der er vorher sah, daß sie die Rechte und die Stellung der Thronerbin für die Prinzessin in Anspruch nehmen und größere Zugeständnisse fordern werde als das Ministerium meinte gewähren zu können. Ueber die Willens-

festigkeit der Prinzessin in jenem einen Punkte konnte nach den früheren oranischen Erfahrungen kein Zweifel obwalten. Der Regent gab daher in diesem Punkte nach; und nur die persönliche Frage blieb zu schliesslicher Entscheidung übrig. Eine Einladung erging an den Prinzen Leopold, und Mitte Februar munkelte man, "der junge Mann" befinde sich auf dem Wege nach England. Er landete in England am 20. Februar. Am 23. begleiteten Lord Liverpool und Lord Castlereagh ihn nach Brighton, am 26. folgte ihm die Königin und die Prinzessin Charlotte. Zwei Tage später begegnen wir in Miß Knight's Tagebuch einer Notiz über einen an sie gerichteten Brief der Prinzessin "voll von der Empfindung des Glücks über ihre herannahende Freiheit". Nach einem Tête-à-Tête zwischen ihr und dem Prinzen war die Verlobung definitiv abgeschlossen worden. Die Hochzeit sollte im Mai desselben Jahres stattfinden. Während der Zwischenzeit, so hatte man verabredet, solle Prinz Leopold eine Tour durch sein neues Vaterland unternehmen, indeß die Prinzessin-Braut nach ihrer alten Residenz in Cranbourne Lodge zurückkehrte.

So war denn Alles zur Zufriedenheit der Prinzessin Charlotte geordnet und wir hören seitdem von keiner Erneuerung der früheren Conflicte. Die officielle Ankündigung ihrer bevorstehenden Vermählung, von der es, mit größerem Rechte als gewöhnlich der Fall ist, hieß, daß sie mit den Wünschen ihres Herzens in Einklang stehe, wurde von dem Volke mit allen Zeichen lebhafter Befriedigung empfangen. Mit freigebiger Hand bewilligte das Parlament in der zweiten Märzwoche reichliche Summen für die Aussteuer und den künftigen Haushalt der königlichen Braut: 40,000 Pfund zur Anschaffung von Silberzeug und Mobiliar, 10,000 Pfund für Garderobe, 10,000 für Juwelen und 60,000 Pfund jährliche Revenüen, die letztere Summe mit der Bestimmung,

daß 10,000 Pfund der Prinzessin zu ausschließlicher Disposition überlassen bleiben sollten. Eine Clausel des Ehecontracts enthielt die vielbesprochene, vielbestrittene Anordnung, derzufolge es dem Gemahl der Prinzessin nicht gestattet sein solle, sie aus England zu entfernen, es sei denn mit ihrer eignen Einwilligung, oder der Erlaubniß des Regenten. Gleichzeitig wurden Vorkehrungen getroffen zum Ankauf einer Stadt- und einer Landwohnung. Die erstere fand man in Camelford House, einem in der Nähe des Hydepark gelegenen Palast des Grafen Grenville, die letztere in Claremont, dem reizend gelegenen Landsitze des Herzogs von Newcastle, in der Grafschaft Surrey. Schon zu Ende März ergingen Einladungen zu den bevorstehenden Hochzeitsfeierlichkeiten, deren Begehung auf den 2. Mai festgesetzt wurde.

Unter solchen Vorbereitungen gingen die ersten Frühlingsmonate rasch vorüber und ohne störende Zwischenfälle nahte der festliche Tag heran. Prinz Leopold, von seiner Reise zurückgekehrt, brachte den Vorabend seiner Vermählung im Palaste des Herzogs von Clarence zu, Prinzessin Charlotte in Warwick House. Nicht die Hauptstadt allein, ganz England sah dem Morgen des 2. Mai mit freudiger Erregung entgegen. Ueberall hatte man sich freiwillig vereinigt, den Hochzeittag der Prinzessin Charlotte als Festtag zu feiern, und zu derselben Stunde, als das königliche Paar vor dem Altar der Kapelle des Palastes von St. James, im Beisein einer glänzenden Versammlung, den Segen des Primas von England empfing, wurden in dem vereinigten Königreiche die Trauungen von nicht weniger als 774 Paaren vollzogen, die, als Zeichen der Sympathie für die junge Prinzessin, ihre eheliche Verbindung theils auf diesen Tag verschoben, theils beschleunigt hatten. Glückwunsch-Adressen in den Ausdrücken der wärmsten Loyalität liefen aus allen Theilen des Landes ein, darunter eine

aus der Grafschaft Kent, welche 5000 Unterschriften zählte und eine Länge von zwanzig Ellen maß.[1]

Wir verweilen nicht bei der Schilderung der Decorationen, der Toiletten, der Ceremonieen, des äußern Gepränges der Vermählungsfestlichkeiten — Dinge, die sich einförmig von Geschlecht zu Geschlecht wiederholen und für den Leser von geringem Interesse sind. Es genügt zu sagen, daß die Ehe der Prinzessin Charlotte auf's Höchste populär war, daß sie die lebhaftesten Sympathieen des englischen Volkes erweckte. Diese Sympathieen hatten sie von früher Jugend an, durch die traurigen Jahre ihrer Kindheit, durch das trübe Labyrinth der elterlichen Zwistigkeiten begleitet; mit immer wachsender Theilnahme hatte die Nation ihrer Entwicklung zugesehen, ihre Fehler erklärt und verziehen, ihre Tugenden als die Bürgschaft besserer Zeiten begrüßt. Jetzt hatte sie endlich, der väterlichen Tyrannei entronnen, die langersehnte Freiheit errungen. An der Hand eines Mannes, an den persönliche Neigung und Achtung sie fesselte, von dem sie selbst geliebt wurde; unberührt durch die quälende Furcht einer unfreiwilligen Verbannung, deren Vorgefühl ihr ein dem Schicksal der Mutter ähnliches Loos zu verkünden schien, trat sie in eine neue hellere Lebensbahn ein. Man durfte hoffen, daß dieses neue Leben die Wunden der Vergangenheit heilen werde. Man hoffte, daß es ein ebenso langes als glückliches sein möge.

Nach der Trauung begaben sich die Neuvermählten nach Oatlands, dem Landsitze des Herzogs von York, wo sie eine

[1] Als amüsantes Beispiel der umfangreichen Detailforschungen der englischen Statistik sei hier noch die Thatsache erwähnt, daß man Muße fand, auch die ferneren Schicksale der obigen 774 Paare zu verfolgen und zu registriren. Es ergab sich daraus, daß von diesen Paaren durch Nachkommenschaft gesegnet wurden 550 im Februar, 156 im März und April, und 20 im Mai und Juni des Jahres 1817; eine Thatsache, welche beiläufig auch als Probe der raschen Bevölkerungszunahme in England nicht ohne Interesse ist.

Reihe von Wochen in ländlicher Zurückgezogenheit verweilten. Gegen Ende Mai kehrten sie zurück nach London und bezogen das für sie eingerichtete Camelford House. Das öffentliche Interesse an dem neuen Hofe war allgemein. So oft Prinz Leopold und seine junge Gemahlin bei öffentlichen Gelegenheiten erschienen, wurden sie mit dem lebhaftesten Enthusiasmus empfangen. Auch war es unmöglich, den Contrast ihres Empfanges mit dem, welcher gemeinhin dem Regenten zu Theil wurde, nicht zu bemerken. Camelford House trat so, ohne Schuld seiner Insassen, von vornherein in eine Art Widerspruch gegen Carlton House, und der erste, dem dieser Gegensatz sich aufdrängte, war der erlauchte Inhaber dieses Palastes. Der Regent war in den der Hochzeit seiner Tochter vorhergehenden Monaten mit ihr in häufigere persönliche Berührung gekommen als sonst, aber es war nicht zu erwarten, daß ein so kurzer Zeitraum, dem es obendrein an peinlichen Zwischenfällen nicht fehlte, ein herzlicheres Einverständniß dauernd hätte begründen können. Immer stand zwischen beiden der Schatten der Prinzessin von Wales, deren Abwesenheit eben jetzt an alles erinnerte, was Mutter und Tochter durch die Selbstsucht und Herzenshärte des Gatten und Vaters gelitten. Wenn in den uns zu Gebote stehenden Quellen Berichte über die damalige Correspondenz der Prinzessin mit ihrer Mutter, über Verhandlungen wegen der Anwesenheit der letzteren bei der Vermählung ihrer Tochter fehlen, so ist doch die Annahme, daß diese Frage berührt und durch ein Veto des Regenten entschieden wurde, kaum zu bezweifeln. Schon aus diesem Grunde war ein unbefangener Verkehr zwischen Carlton House und Camelford House unmöglich, und die gegenseitige Mißstimmung wurde überdies gesteigert durch gewisse andere Kundgebungen der öffentlichen Meinung, denen durch die Verhältnisse, unter welchen sie stattfanden, eine eigenthümliche Bedeutung verliehen wurde.

Die Epoche, von der wir erzählen, war die Blüthezeit des Drurylanetheaters als einer Bühne für das höhere Drama, die Zeit, als Lord Byron Prologe dichtete und darstellende Talente des ersten Ranges: Kemble, der ältere Kean und Mrs. Siddons, die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten. Unter den Besuchern dieses Theaters bemerkte man häufig den Prinzen Leopold und seine Gemahlin. Sie erschienen in ihrer Loge auch am 31. Mai, zur Aufführung von Shakspeare's "Heinrich dem Achten". Wie bekannt, dreht das Hauptinteresse dieses Stückes sich um die Scheidung Heinrich's von seiner Gemahlin, Katharina von Aragonien. Die Rolle der Katharina, eines der tragisch würdevollsten Frauencharaktere in den Dramen des großen Dichters, wurde von Mrs. Siddons gespielt; und gelesen im Lichte der jüngsten zeitgenössischen Ereignisse, dargestellt vor einem Publikum, welches diesen Ereignissen gegenüber auf's lebhafteste Partei nahm, im Beisein einer der königlichen Frauen endlich, die persönlich darin verflochten waren, mußte die Aufführung einen um so tieferen Eindruck hervorbringen, als der Dialog in den Hauptstellen mit fast historischer Treue auf eben jene Ereignisse anwendbar war. Ein gefülltes Haus horchte mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung des Dramas, und die Aufregung wurde allgemein in der vierten Scene des zweiten Akts, bei der Vertheidigungsrede der Königin. Schon die ersten Zeilen, in welchen sie Recht und Gerechtigkeit fordert und Mitleid in Anspruch nimmt für die fremde Fürstin:

— for
I am a most poor woman and a stranger,
Born out of your dominions, having here
No judge indifferent, nor no more assurance
Of equal friendship and proceeding, —

Zeilen, die, wie die Gerichtsscene selbst, die Erinnerung an die "delicate Investigation" gegen die Prinzessin von Wales

wach rufen mußten, gaben das Signal zu einem Sturm des Beifalls. Mit jedem folgenden Verse steigerte sich die Unruhe, und in dem Moment, wo die Königin ihre Unschuld betheuernd und die Competenz des über sie eingesetzten Gerichts verwerfend, den Hof verläßt, waren Aufregung, Lärm und Beifall zu einer solchen Höhe gestiegen, daß mehrere Minuten vergingen, ehe der König zum Wort kommen, ehe die Scene zu Ende gespielt werden konnte. Der Aufruhr erneuerte sich in der an pointirten Beziehungen reichen ersten Scene des dritten Akts, im Laufe der Unterredung der Königin mit den Cardinälen Wolsey und Campejus. Ein Insasse des Parterres, der am Ende dieser Scene die Schlußworte der Königin:

— she now begs,
That little thought, when she set footing here,
She should have bought her dignities so dear —

mit dem Ausruf unterbrach: "What did you come for then?" entging nur mit zerrissenem Rocke der Indignation des entrüsteten Publikums. Ihren Climax erreichte die leidenschaftliche Erregung am Schluß der letzten Scene des vierten Akts, wo die Königin dem Capucius, Gesandten Carl's V., einen Abschiedsbrief an den König überreicht, in dem sie ihre einzige Tochter seiner Rücksicht empfiehlt:

In which I have commended to his goodness
The model of our chaste loves, his young daughter:
The dews of heaven fall thick in blessings on her!
Beseeching him to give her virtuous breeding;
(She is young and of a noble modest nature:
I hope she will deserve well,) and a little
To love her for her mother's sake, that lov'd him,
Heaven knows, how dearly.

Alle Blicke richteten sich bei diesen Worten nach der Loge der Prinzessin Charlotte, die Masse der Zuhörerschaft erhob sich und ein langer stürmischer Beifall hallte erschütternd durch die weiten Räume des Hauses wieder.

Vorgänge wie der eben geschilderte konnten das ohnehin gespannte Verhältniß zwischen Vater und Tochter zu keiner reineren Stimmung erheben. Auch sahen sie sich selten. Während der Monate Juni und Juli, in deren Verlauf die Prinzessin an einem chronischen Unwohlsein litt und, wenn man dem Gerüchte glauben darf, ihre frühen Hoffnungen mütterlichen Glückes zerstört sah, erschien der Regent nicht ein einziges mal in Camelford House, oder nahm von dem Zustande der Neuvermählten eine andere als officielle Notiz. Erst als im August, nach Lord Exmouth's Expedition gegen Algier, Berichte über einen vorgeblichen Ehebruch der Prinzessin von Wales in England verbreitet wurden, holte er eine so auffallende Versäumniß nach — aber nur, um mit wohlbekannter Zartheit des Gefühls die Aufmerksamkeit seiner Tochter gerade auf diejenigen Thatsachen hinzulenken, welche der Vater den Augen der Tochter hätte schonend entziehen sollen. Dann gab es über diese Dinge eine leidenschaftliche Scene, deren Nachwirkung den schon gehemmten Verkehr auf noch engere Grenzen als früher beschränkte.

Miß Knight, die im Juni desselben Jahres einer Einladung der Prinzessin nach Camelford House Folge leistete, fand sie, obgleich in ihrem Befinden noch leidend, doch heiter und herzlich. Sie schien wenig Gesellschaft zu sehen und drückte ihre Freude über ihre bevorstehende Uebersiedelung nach Claremont aus, über dessen Ankauf man sich einen Monat vorher schließlich geeinigt hatte. Zu Ende August waren die Vorbereitungen zum Empfang des jungen Paares in Claremont beendet und mit frohem Herzen kehrte die Prinzessin der Unruhe und dem Lärm Londons den Rücken. Die Motive, welche sie bestimmt hatten, dem Prinzen Leopold ihre Hand zu reichen, waren auf keinen trügerischen Grund und Boden gebaut gewesen. Die Aussicht eines monatelangen, ruhigen, einsamen Landlebens, weit entfernt ihr als Schreckbild entgegen zu treten, erschien ihr deshalb vielmehr als die Erfül-

lung eines lange gehegten Wunsches. Dort durfte sie auf Kräftigung ihrer tief erschütterten Gesundheit, auf ein ungestörtes Glück an der Seite eines Gatten hoffen, von dem sie sich geliebt wußte, dessen edle männliche Natur, dessen fein gebildeter Geist, dessen große, vielseitige Talente ihrer Liebe und Achtung würdig waren. Auch in der öffentlichen Stimmung hatte, nach dem kurzen Aufenthalte des Prinzen in England, die patronisirende Oberflächlichkeit, mit der man ihn empfing, bereits einer achtungsvollen Anerkennung Platz gemacht. Alle in die Oeffentlichkeit dringenden Nachrichten aus Camelford House deuteten auf eine glückliche Ehe, einen harmonisch geordneten Haushalt — und schon ließen hoffende Stimmen sich vernehmen, welche diesen Haushalt und diese Ehe denen der andern Mitglieder des königlichen Hauses rühmend gegenüber stellten und aus der Gegenwart eine bessere Zukunft weissagten. Wenn die fried- und freudlosen Jahre des elterlichen Zwistes mit ihren romanhaft scandalösen, demoralisirenden Einflüssen, wenn das fortgesetzte System väterlicher Tyrannei mit seinen Leiden und Demüthigungen den edlen Natursinn der jungen Prinzessin nicht hatten verderben, ihren kräftig selbstbewußten Charakter nicht hatten beugen können — welche Früchte durfte man dann von der Herrschaft der milderen Gestirne erwarten, deren Glanz jetzt über ihrem Leben aufgegangen war! War es nicht erlaubt zu hoffen, daß unter dem Einfluß derselben ihre Fehler und Maßlosigkeiten in die gebührenden Grenzen gebannt, alle edlen Eigenschaften ihrer Natur zu reicher Entfaltung, zu königlicher Blüthe gelangen würden? So hoffte das Volk, und in dem kurzen Lenz des Glücks, den das Schicksal der jungen Prinzessin beschieden hatte, wurden diese hoffenden Erwartungen nicht betrogen.

Schon nach wenigen Wochen der Ruhe in dem ländlich schönen Claremont begannen die krankhaften Symptome in ihrem Befinden der neu erblühenden Jugendkraft zu weichen und

ein heiteres idyllisches Familienglück, wie es den Großen der Erde selten zu Theil wird, blühte dem königlichen Paare auf. Es bedurfte keines äußern Glanzes, keiner ruhelosen Zerstreuung, sie das Schicksal vergessen zu machen, welches sie vereinigt hatte; die Einsamkeit, die Erproberin der Liebe, führte ihre Herzen von Tag zu Tage näher zusammen. Die Natur, dies bewies die Geschichte beider, hatte sie weder zu trägem Genuß geschaffen, noch zu dunkelm Stillleben. In beider Seelen lebte der königliche Sinn der Herrschaft, die Flamme eines selbstbewußten Stolzes, eines edlen Ehrgeizes. Aber jetzt, so wollte es scheinen, gab es für beide kein höheres Glück, als die rein menschliche Befriedigung, einander anzugehören, in warmer Zuneigung und harmonischer Thätigkeit mit und für einander zu leben. Das schön und gemüthlich eingerichtete Landhaus Claremont war ihnen zugleich Hauptstadt und Palast; der umgebende Park mit dem zu der Domaine gehörenden Dorfe ihr Königreich. Hier sah man sie Arm in Arm umherwandern, bald die frische Luft und weite Aussicht genießend, bald die Gärtnerei im Park, die Arbeiten auf der Farm besichtigend, bald die Armen des Dorfes hülfeleistend in ihren Hütten besuchend, oder Sonntags, zur Zeit des Gottesdienstes, überall ehrerbietig begrüßt, der kleinen Dorfkirche zuschreitend, wo der uns bekannte Dr. Short als Prediger fungirte. Beschäftigung anderer Art gab es im Innern von Claremont House. Dort in der heitern Atmosphäre eines frisch aufblühenden Herzensglücks, fanden edle Geselligkeit und der Cultus der Musen ihre Stelle. Beide liebten und übten Musik und Gesang. Die Prinzessin gab dem Prinzen Unterricht in der englischen Sprache, der Prinz der Prinzessin in den historischen und politischen Wissenschaften. Die Dichter der älteren und neueren Zeit wurden nicht vergessen. Neben den regelmäßig laufenden Ausgaben waren es vor allem zwei Branchen des Haushalts, auf welche das fürstliche Paar bedeutende

Summen verwendete: Blumen und Bücher. Liebe zur Natur, Sinn für Kunst und Wissenschaft, genährt und getragen durch die warme Neigung der Herzen, beseelten die Blüthentage der jungen Ehe. Selten und nur für kürzere Zeit waren die Gatten getrennt, und nie fehlte es an frohem, herzlichen Empfang, wenn der Prinz von seinen Ausflügen nach Claremont zurückkehrte.

Die Sommer- und Herbstmonate waren so im Fluge dahingegangen und das Jahr 1816 nahte sich seinem Ende. Da, in den ersten Tagen des Decembers, erging nach Claremont eine Einladung zu einer Versammlung der königlichen Familie in Brighton. Die übrigen Mitglieder des Königshauses hatten, so scheint es, in weniger arkadischem Einvernehmen gelebt, oder das Beispiel der Liebenden in Claremont hatte sie bezaubert und zu dem löblichen Entschlusse hingerissen, den alten chronischen Hauskrieg auf einem allgemeinen Familiencongreß zu schlichten und ein goldenes Zeitalter des Friedens und der Liebe heraufzuführen. Solche Zwecke wenigstens schrieb das Gerücht dem großen Familiencongreß zu, der unter dem Vorsitze des Prinz-Regenten in dem Royal Pavillon, seinem Palast in Brighton, während der zweiten Decemberwoche des Jahres 1816 zusammentrat. Falls das Gerücht nicht irrte, so gereichte dieser Versuch dem Unternehmer immerhin zur Ehre. Doch er hatte sich ein unmögliches Ziel vorgesetzt und die Verhandlungen scheinen zu ähnlichen Resultaten geführt zu haben wie in früheren Jahrhunderten die zu verwandten Zwecken berufenen Concilien der christlichen Theologen. Die streitenden Gegensätze sollten in einer höheren Einheit versöhnt werden — und persönlicher Eifer und Selbstsucht rissen sie zu noch schrofferer Feindseligkeit auseinander. Was die Prinzessin Charlotte betraf, so nahm sie, ohne Zweifel in versöhnlicher Stimmung, geneigter zum

Vergessen und Vergeben, als zu klagender Erneuerung vergangener Leiden, an den Versammlungen ihrer königlichen Verwandten Theil. Aber die Contraste waren zu tief gewurzelt, und sobald eine Erörterung stattfand, gab es unverrückbar harte Thatsachen, an deren granitenem Widerstand jeder Versuch zu einem herzlichen Einverständniß scheitern mußte. Wenn daher nach außen der Anstand der Etikette gewahrt wurde und ein Brillantfeuer pomphafter Festlichkeiten zur Ehre der hohen Versammlung die Zuschauer blendete, so fehlte doch viel daran, daß eine nähere Vereinigung der Getrennten wäre herbeigeführt worden. Als charakteristischen Zwischenfall erwähnen wir nur die folgende Anekdote, welche die üble Laune einer der Hauptpersonen, der alten Königin, und den Einfluß derselben auf die Stimmung der jungen Prinzessin, die von ihrer Großmutter wenig Gutes erfahren, in ein scharfes Licht setzt. Eines Abends, so erzählt man, spielte die Prinzessin Charlotte vor dem königlichen Kreise das Maskeradenlied aus der Farce "My Grandmother". Nachdem sie geendet, drehte sie sich scharf um und fragte einen der Anwesenden, den General C.: "was halten Sie von "meiner Großmutter?" — "Mir scheint, es ist Laune in dem Stück," antwortete der General. "Mir scheint," sagte die Prinzessin, "es ist viel schlechte Laune darin. Das Stück gefällt mir durchaus nicht." Für alle mit den Verhältnissen Vertrauten war der Sinn dieser Bemerkung klar genug. Und so sah man denn das Ende des Familiencongresses ohne Bedauern herannahen, und in der dritten Decemberwoche brach ein jeder in das Seine auf, die Königin nach Windsor, die königlichen Herzoge nach London, die Prinzessin Charlotte nach Claremont — Alle ohne Zweifel mit denselben Ansichten über den Erfolg der stattgehabten Zusammenkunft, die man bei der Ankündigung im voraus gehegt hatte.

Das Weihnachtsfest ging ohne Familienfestlichkeiten vorüber. Dagegen erließ der Regent eine Einladung an seine

Tochter, ihren Geburtstag, den 7. Januar, in Brighton zu feiern. Die Prinzessin lehnte diese Einladung ab und verlebte den 7. in dem engsten Kreise ihres kleinen Hofes in Claremont, dessen Mitglieder sich Abends zu einem einfachen, aber heitern Ball und Souper versammelten. Der Regent veranstaltete nichtsdestoweniger einen glänzenden Ball im Royal Pavillon, zu Ehren des Tages. Unter den Gästen befanden sich mehrere berühmte Schönheiten: Miß Patterson (ehemalige Madame Jerome Bonaparte), Miß Eaton, Miß Floyd und Miß Seymour, lauter fashionable Gestalten jener Zeit, die, so erzählen die Hofberichte, durch den Glanz ihrer Erscheinung und die Grazie ihres Tanzes die besondere Aufmerksamkeit Sr. königlichen Hoheit des Regenten erregten. Am 23. Januar gab der Hof von Claremont sein erstes und einziges Diner von politischem Anstrich, politisch insofern, als die Minister Lord Castlereagh, Lord Liverpool und Mr. Huskisson, nebst ihren Ladies, die Hauptgäste waren. Abgesehen von dieser Thatsache, waren es ausschließlich die Winke und Vermuthungen der Londoner Quidnuncs, welche an die Politik erinnerten. Denn so freudig gewisse parlamentarische Parteien einen Hof von liberaler politischer Färbung in Claremont begrüßt haben würden, eine so unübersteigliche Schranke fanden die geheimen Hoffnungen dieser Parteien in der weisen Zurückhaltung des fürstlichen Paares, in dessen festem Entschluß, die Grenzen der durch die Umstände gebotenen Neutralität unter keinen Umständen zu überschreiten. Diese Zurückhaltung war so vollkommen, daß etwas später auch im Publikum Klagen darüber laut wurden. Nicht dafür, so hieß es, habe man der Prinzessin Charlotte ein glänzendes Einkommen von 60,000 Pfund gegeben, daß sie sich in ihrem Landhause abschließe; man befinde sich nicht in China, wo das Volk bloß wisse, daß der Kaiser lebe; man verlange von ihr zu hören und sie zu sehen. Allein auch diese Stimmen verhallten ohne Erfolg.

Wenn festliche Veranlassungen die Gegenwart der Prinzessin in London erheischten, so erfüllte sie die Gebote gesellschaftlicher Pflichten, kehrte aber mit dem kürzesten Verzuge aus der lauten Hauptstadt in die friedliche Einsamkeit ihres geliebten Claremont zurück. Seit der Einbruch des Winters dem Leben im Freien Schranken gesetzt hatte, widmeten die fürstlichen Gatten einen großen Theil ihrer Zeit der mit den vorzüglichsten Werken der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst ausgestatteten Bibliothek. Alle neuen Publikationen von Bedeutung wurden sofort bestellt, und zur würdigen Ausschmückung der dem Cultus des Geistes geweihten Räume Aufträge gegeben zur Anfertigung der Büsten der großen Männer aller Nationen. Mit dem Frühling trat die Natur wieder in ihre Rechte ein. Man begann die Anlage eines neuen Gartenhauses, das zugleich als Frühstücks- und Lesezimmer dienen sollte, während an dem höchst gelegenen Punkte des Parks die schlanken Formen eines Belvedere, in Form eines griechischen Tempels, sich erhoben. Beide Gebäude waren zu Anfang des Sommers vollendet und in beiden verlebten die fürstlichen Gatten schöne Stunden der Hoffnung und der Liebe, Stunden, deren Andenken noch heute eine nach ihrem Tode in dem Belvedere aufgestellte Marmorstatue der Prinzessin dem Beschauer lebendig vor die Seele ruft.

Noch einmal drang auch in diese einem reinen Glücke geweihte Einsamkeit die traurige Nemesis des elterlichen Zwistes. Im Frühling des Jahres 1817 brachte das Reisejournal eines Engländers ausführliche Mittheilungen über die continentalen Reisen der Prinzessin von Wales und über das schmachvolle System der Spionage zur öffentlichen Kunde, mittelst dessen der Regent seine Gemahlin, wie der Jäger sein Opfer, durch alle Länder verfolgt und wie mit einem künstlich gewirkten Netze von Verrath und Betrug

umsponnen hatte. Ein Exemplar dieses Buches [1] gelangte durch die Post in die Hände der Prinzessin Charlotte. Sie vermochte nicht der Versuchung, dasselbe zu lesen, Widerstand zu leisten, und alle kaum geheilten Wunden brachen von neuem in ihrer Seele auf. Aber diese dunkeln Schatten zogen rasch vorüber und die Sonne glänzte wieder mit neuer Wärme und Heiterkeit. Denn der Frühling schenkte den Vermählten zu der Gewißheit ihres früheren Glückes eine Hoffnung, welche alle Gedanken und Empfindungen aus der Vergangenheit der Zukunft entgegen führte.

Am 30. April begab Prinz Leopold sich nach London, um den Regenten und die Königin in das bisher streng bewahrte Geheimniß einzuweihen. Bald darauf wurde die Nachricht in den weitesten Kreisen bekannt und die freudige Theilnahme der Nation war allgemein. Die Aussicht auf die Geburt eines Thronerben von England, eines Sprößlings so reichbegabter Eltern, schien ein neues Unterpfand der Hoffnung, daß bessere Zeiten das Gedächtniß der unerquicklichen Ereignisse in der jüngsten Geschichte der königlichen Familie auslöschen würden. Sie erschien wie der friedliche Olivenzweig, hingetragen über die stürmischen Gewässer der großen Fluth des Zwistes, welche sich zu verlaufen begann; und überall sah man froh erwartend der Erfüllung lange genährter Wünsche entgegen.

Eine zunächst zu entscheidende Frage betraf dann den Ort, wo die Entbindung der Prinzessin stattfinden solle. Das Staatsceremoniel erheischt bei diesen Veranlassungen die Gegenwart der Großwürdenträger des Königreichs, und zu einer Zeit, als an Eisenbahnen noch nicht gedacht wurde, mußte es unbequem, umständlich, wenn nicht

[1] Das Buch erschien unter dem Titel: Journal of an English traveller, or events and anecdotes of the Princess of Wales, from 1814—1816. London 1817.

unthunlich erscheinen, jene großen Persönlichkeiten zur rechten Stunde an einem zwanzig englische Meilen von der Hauptstadt entfernten Landsitz zu vereinigen. Man dachte daher an Camelford House; fand jedoch bei näherer Ueberlegung, auch abgesehen von der Abneigung der Prinzessin Charlotte gegen das Haus als solches, diese Stadtwohnung zu enge. Unterhandlungen wegen des Ankaufes des geräumigen, heller und freundlicher gelegenen Marlborough House führten zu keinem Resultate, so daß man endlich genöthigt war, dem Wunsche der Prinzessin nachzugeben, die sich längst für ihr geliebtes Claremont entschieden hatte. Sie hatte im Verlaufe dieser Unterhandlungen London mehreremal besucht, Besuche ihrer Freunde empfangen, Vorstellungen im Theater beigewohnt und überall den Eindruck der heitersten, glücklichsten Stimmung hinterlassen. Nur dehnten jene Besuche sich nie über den Raum weniger Tage aus, und immer schien sie sich aus dem Lärm der Weltstadt zurückzusehnen in die Einsamkeit des ländlichen Wohnsitzes, an dessen Umgebung die schönsten Erinnerungen ihres Lebens sie fesselten. Nachdem zu Anfang Juli die so willkommene Entscheidung getroffen war, konnte nichts sie bewegen, Claremont noch einmal zu verlassen. In glücklicher Stille verlebte sie an der Seite ihres gleichgesinnten Gemahls die Sommermonate an dem durch die Liebe geweihten Orte, die Gegenwart mit befriedigter Seele genießend, die Zukunft mit hoffnungsvollem Herzen erwartend.

Die Aerzte hatten die Epoche der Entbindung der Prinzessin auf Ende October angekündigt. Sie erfreute sich bis zuletzt des besten Wohlseins. Das einzige krankhafte Symptom schien ein Uebermaß der Säfte; doch wurde auch dies durch einfache Diät und wiederholtes Blutlassen gehoben. Ihre Seelenstimmung spiegelte eine wenige Tage vor ihrem Tode gethane Aeußerung in hellen Farben wieder: “Ich bin das

glücklichste Weib in der Welt!" rief sie aus. "Kein Wunsch, der mir nicht erfüllt wäre. Es ist zu schön, um zu dauern."[1]

Als die entscheidende Zeit nahe rückte, waren alle Vorbereitungen für das bevorstehende Ereigniß vollendet. Die königlichen Leibärzte, Sir Richard Croft an ihrer Spitze, waren in Claremont einquartiert. Gesattelte Pferde standen Tag und Nacht bereit, um ohne Verzug Boten an die Cabinetsminister befördern zu können, die auf den umliegenden Landsitzen die erwünschte Botschaft erwarteten. Ueberall gab sich eine freudig gespannte Bewegung kund. Wie wenig ein verhängnißvoller Ausgang gefürchtet wurde, konnte man aus dem Umstande schließen, daß der Regent am 27. October zum Besuch nach Rayley Hall in Suffolk, die Königin und die Prinzessin Elisabeth am ersten November zur Kur nach Bath abreisten.

Die ersten Anzeichen der herannahenden Katastrophe erschienen am 4. November, drei Uhr Morgens. Um fünf Uhr traf Lord Bathurst von Putney, um sechs Uhr Lord Sidmouth von Richmond, um halb acht Uhr der Schatzkanzler von Downing Street, um acht Uhr der Lord Kanzler von Bedford Square in Claremont ein. Officielle Bülletins an die Mitglieder der königlichen Familie und an den Lord Mayor von London waren schon vorher befördert worden. Die Wehen rückten langsam vorwärts; aber die Prinzessin, ermuthigt durch die Trostesworte ihres Gemahls, der nicht von ihrer Seite wich, trug ihre Leiden standhaft; die Aerzte rechneten auf ihre jugendlich kräftige Constitution und waren noch am Morgen des 5. November, mehr als dreißig Stunden nach dem Beginn der Geburtsschmerzen, der Ansicht, man müsse der Natur freien Lauf lassen. Erst am Abend des 5. November, nachdem man die Ueberzeugung gewonnen,

[1] In Life of Wilberforce, IV. 362.

daß die Wirkung der Wehen eher ab als zunehme, und in dem Zustande der Leidenden eine offenbare Ermattung bemerkbar wurde, entschloß man sich zur Beihülfe der Kunst. Es war am 5. November neun Uhr Abends, als die Prinzessin von einem todten Knaben entbunden wurde. Man suchte ihr den Tod des Kindes zu verheimlichen, während vergebliche Belebungsversuche stattfanden. Sie fühlte, was geschehen war, schien jedoch übrigens nicht mehr erschöpft, als die Umstände erwarten ließen. Diese Versicherung theilte ein neues Bülletin, zugleich mit dem Tode des Kindes, der gespannt harrenden Nation mit. Als die Prinzessin um eilf Uhr in einen anscheinend ruhigen Schlaf fiel, schien jede augenblickliche Gefahr vorüber. Prinz Leopold begab sich zur Ruhe, die Aerzte zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, die Großwürdenträger des Reichs verließen Claremont. Aber schon gegen zwölf Uhr erwachte die Prinzessin unter Symptomen, deren Auftreten die rasch herbeigerufenen Aerzte mit ernstlicher Besorgniß erfüllte. Fieberhafte Unruhe, Uebelkeit, Athmungsbeschwerden, eine allen Hülfsmitteln trotzbietende Schwäche nahmen überhand. Man weckte den Prinzen und schickte nach den Ministern. Bald war es klar, daß jede Hoffnung auf Rettung vergeblich sei. Untröstlich, weinend, Liebesworte flüsternd, saß der Prinz an der Seite der Sterbenden, die laut athmend, bei voller Besinnung dalag. Fünf Minuten vor ihrem Tode fragte sie, ob Gefahr vorhanden sei? Man bat sie, ruhig zu bleiben, worauf sie erwiderte, sie verstehe den Sinn dieser Antwort. Dann verlangte sie, man solle einen Wunsch von ihr niederschreiben —: "sie hoffe, man werde an einem zukünftigen Tage die übliche Etikette bei Seite setzen und ihren Gemahl, wenn seine Zeit gekommen, an ihrer Seite zur Ruhe legen." Dies waren ihre letzten Worte. Die Hand des Prinzen gefaßt haltend, schlug sie von Zeit zu Zeit ihre Augen auf, um ihn anzusehen. Um halb drei Uhr, am Morgen des 6. November, starb sie.

Die Trauernachricht, welche fast gleichzeitig mit dem zuletzt abgesandten Bülletin bekannt wurde, traf das englische Volk wie mit der plötzlich erschütternden Gewalt eines nationalen Unglücks. Es war als sei die gesammte Nation in der Frühe dieses Novembermorgens von einem unersetzlichen Verluste betroffen worden, als sei ein Trauerflor tief über ihre Geschicke herabgesunken. Ueberall dieselben Zeichen der Bestürzung, dieselben Laute tief empfundener Klage. In allen Orten halb geschlossene Läden, ängstlich fragende Gruppen; auf allen Schiffen gesenkte, in halber Masthöhe herniederwehende Flaggen. Man hatte sich vorbereitet zu Kundgebungen der Freude und fand sich plötzlich von einem Verluste betroffen, der Allen unersetzlich, unwiederbringlich schien.

Der Regent hatte nach dem Empfange der ersten Bülletins Rayley Hall verlassen und erhielt die Todesbotschaft bei seiner Ankunft in London, das er am 6. November, Morgens vier Uhr erreichte. Er schloß sich mehrere Tage in sein Zimmer ab; man versicherte, er sei untröstlich. Etwas später trafen alle andern abwesenden Mitglieder der königlichen Familie in London oder in Windsor ein. Der Regent und die Prinzen statteten im Laufe der folgenden Tage ihrem königlichen Verwandten in Claremont Beileidsbesuche ab. Den letzteren hatte der Tod der Prinzessin so tief erschüttert, daß Bülletins über sein Befinden ausgegeben wurden. Mit Gewalt mußte man ihn aus dem Todtenzimmer entfernen, und Stunden lang sah man ihn jeden Abend über der geliebten Leiche weinen, ehe er sich auf sein ruheloses Lager zurückzog.

Die Leiche der Prinzessin wurde, der Sitte gemäß, einbalsamirt und blieb, während in der St. Georgskapelle in Windsor die Vorbereitungen zu ihrem Begräbniß getroffen wurden, mit der Leiche ihres Kindes in Claremont. Es war am 18. November, Abends sechs Uhr, als die Trauerpro-

cession von Claremont aufbrach. Dreißig Reiter auf schwarzen Pferden, je drei neben einander, eröffneten den Zug. Ihnen folgte der Leichenwagen mit dem Sarge der Prinzessin, von acht schwarzen Pferden gezogen; unmittelbar nach diesem vier Trauerwagen, zwei mit sechs, zwei mit vier schwarzen Pferden bespannt, von denen der erste den Sarg des Kindes und eine Urne mit dem Herzen der Prinzessin enthielt, während in dem zweiten Prinz Leopold, in den andern die Hauptmitglieder seines Hofstaats folgten. Eine Schwadron Dragoner mit florumwundenen Helmen und Schwertern beschlossen die Cavalcade. Kaum hatte dieselbe die Thore des Parks verlassen, als zahlreiche Scharen von Reitern und Fußgängern sich anschlossen, Scharen, deren Zahl zu Hunderten anwuchs, indem der Zug sich langsam und trauervoll auf seinem nächtlichen Wege nach Windsor fortbewegte. In allen Städten und Dörfern, welche die Procession durchzog, erklang das dumpfe Geläute der Glocken, alle Straßen standen gedrängt voll von trauernden Zuschauern, alle Häuser waren geschlossen. Die Nacht war mondhell; und ohne Lichter, ohne Fackeln bewegten Reiter, Wagen und Fußgänger sich langsam weiter. Die Spitze des Zuges erreichte Windsor kurz nach Mitternacht. Auch hier hatte eine aus allen umliegenden Ortschaften herbeiströmende Volksmasse seine Ankunft erwartet; und die plötzliche Umwölkung des Himmels, das Verschwinden des Mondes, die dunkle Nacht, welche bei ihrem Einzuge in die Stadt die Procession in ihrem Schooße zu begraben schien, brachte auf alle Versammelten den tiefsten Eindruck hervor. Für die Nacht wurde der Sarg der Prinzessin in Lower Lodge aufgestellt; dort stieg auch Prinz Leopold ab, um bis an den frühen Morgen bei der Leiche Wache zu halten.

Der 19. November, welcher für die Beerdigung der Prinzessin angesetzt war, wurde in ganz England als Tag des Todes gefeiert. In allen Städten und Dörfern ertönten

die Trauerglocken, das Volk strömte zum Todtendienst in die Kirchen und Kapellen; alle Geschäfte standen still. Das Begräbniß fand, der Sitte der Zeit nach, spät Abends statt, und während des Morgens und der frühen Nachmittagsstunden, lag die Leiche der Prinzessin, von Tausenden besucht, im offenen Sarkophage in Lower Lodge ausgestellt. Um acht Uhr bewegte sich der Leichenzug durch das Dunkel, bei dem düstern Scheine der Fackeln, unter den klagenden Klängen des Händelschen Todtenmarsches, in die schwarzbehängte St. Georgskapelle. Die ernsten Gesänge des Todtendienstes hallten feierlich durch die Stille der Nacht wieder. Bald nach neun Uhr wurde der Sarg in das Gewölbe der königlichen Gruft eingesenkt.

So lebte die Prinzessin Charlotte, so starb sie. Ihre Laufbahn war kurz gewesen, und trübe Schicksalsmächte hatten die Jahre ihrer Jugend verdüstert. Aber beneidenswerth war ihr Ende. Denn sie starb auf der Höhe des Glückes, und der ungetheilte Schmerz ihres Volkes folgte ihr in ihre frühe Gruft nach.

Zahllos waren die Elegieen, die Bilder, die Büsten, welche nach ihrem Tode erschienen und verbreitet wurden. Unter den zu ihren Lebzeiten von namhaften Künstlern gemalten Porträts verdient ohne Zweifel das von Sir Thomas Lawrence den Preis. Was von den edeln, großangelegten Zügen, dem offenen kühnen Blick der blauen Augen, der königlichen Haltung der Prinzessin gerühmt wird, findet man in diesem Bilde des großen Künstlers zu einem lebensvollen Gesammtausdruck vereinigt. Ein nach demselben ausgeführter Kupferstich befand sich in der Sammlung der großen Ausstellung von 1862; eine Lithographie nach demselben Original ist den Memoiren der Miß Knight beigegeben.

Als Symptom der schmerzlich erregten Stimmung des Volkes verdienen die dunkeln Gerüchte Erwähnung, denen zufolge man in dem Tode der Prinzessin nicht ein unabwend-

bares Naturereigniß, sondern das Resultat einer teuflischen Verschwörung erkennen wollte. Der Selbstmord Sir Richard Crofts, der bald nachher in einem Anfall von Wahnsinn sein Leben durch einen Pistolenschuß endete, schien jenen Gerüchten eine Art von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Wahr ist es, daß das Verfahren der Aerzte der wissenschaftlichen wie der populären Kritik Angriffspunkte darbot; und Monate verflossen, ehe man anfing, sich in das Unabwendliche zu finden.

In Folge des Todes der Prinzessin Charlotte verlangten jedoch andere, praktische Fragen eine Entscheidung. Es handelte sich von neuem darum, die englische Thronfolge zu sichern und eine Reihe von Heirathen wurden zu diesem Zweck in kurzen Zwischenräumen von Mitgliedern der königlichen Familie abgeschlossen. Die älteste Schwester des Regenten, Prinzessin Mary, hatte sich schon im Jahre 1816 mit dem Herzog von Glocester vermählt, war jedoch kinderlos geblieben. Im Laufe des Jahres 1818 vermählten sich dann nicht weniger als vier königliche Prinzessinnen und Prinzen: die Prinzessin Elisabeth mit dem Landgrafen von Hessen-Homburg, der Herzog von Clarence mit der Prinzessin Adelaide von Sachsen-Meiningen, der Herzog von Kent mit der Prinzessin Victoria von Leiningen, der Herzog von Cambridge mit der Prinzessin Auguste von Hessen. Der älteste Bruder des Regenten, der Herzog von York, blieb unvermählt und starb im Jahre 1827 kurz vor jenem, dem daher der nächstälteste Herzog von Clarence als Wilhelm IV. nachfolgte. Nur zwei jener Ehen wurden durch Nachkommenschaft gesegnet, die des Herzogs von Kent und die des Herzogs von Cambridge. Der einzigen Tochter des ersteren war es vorbehalten, als Königin Victoria die Hoffnungen zu erfüllen, welche ein Menschenalter früher der Tod der Prinzessin Charlotte zerstört hatte.

Indem wir unsere Memoiren schließen, müssen wir noch

einen letzten Blick auf die beiden Persönlichkeiten werfen, die der Dahingeschiedenen während ihres Lebens am nächsten standen: die Prinzessin von Wales und Prinz Leopold. Die Prinzessin von Wales hatte, seit wir zuletzt an sie erinnerten, ihr Wanderleben in Südeuropa fortgesetzt und empfing die Nachricht von dem Tode ihrer Tochter inmitten der Zerstreuungen, in denen sie ihre Heimathlosigkeit, ihr zerstörtes Dasein zu vergessen suchte. Ihre Gegner wollten wissen, das so traurige wie plötzliche Ereigniß habe sie wenig gerührt.[1] Von anderer Seite wurde behauptet, ihr Schmerz sei über alle Maßen groß gewesen, ihre Gesundheit habe einen Stoß erlitten, von dessen Wirkungen sie sich nie habe erholen können. Das traurige Lebensende der unglücklichen Fürstin, ihre Rückkehr nach England im Jahre 1820, die Demüthigungen, unter welchen die von ihr, als der Gemahlin des neuen Königs, geforderten Rechte zurückgewiesen, der scandalöse Proceß, der auf Anlaß ihres königlichen Gemahls vor dem Hause der Lords gegen sie geführt wurde, ihr bald darauf folgender Tod und die Ueberführung ihrer Leiche nach Braunschweig sind nur zu wohl bekannte Thatsachen. Sie hatte sich des moralischen Stützpunktes ihrer Stellung in England beraubt, als sie, gegen den Rath ihrer besten Freunde, von der Seite ihrer Tochter gewichen war. Nach dem Tode derselben hatte sie es nur der stillen Protection ihres treusten Beschützers, des alten wahnsinnigen Georg's III. zu danken, wenn die

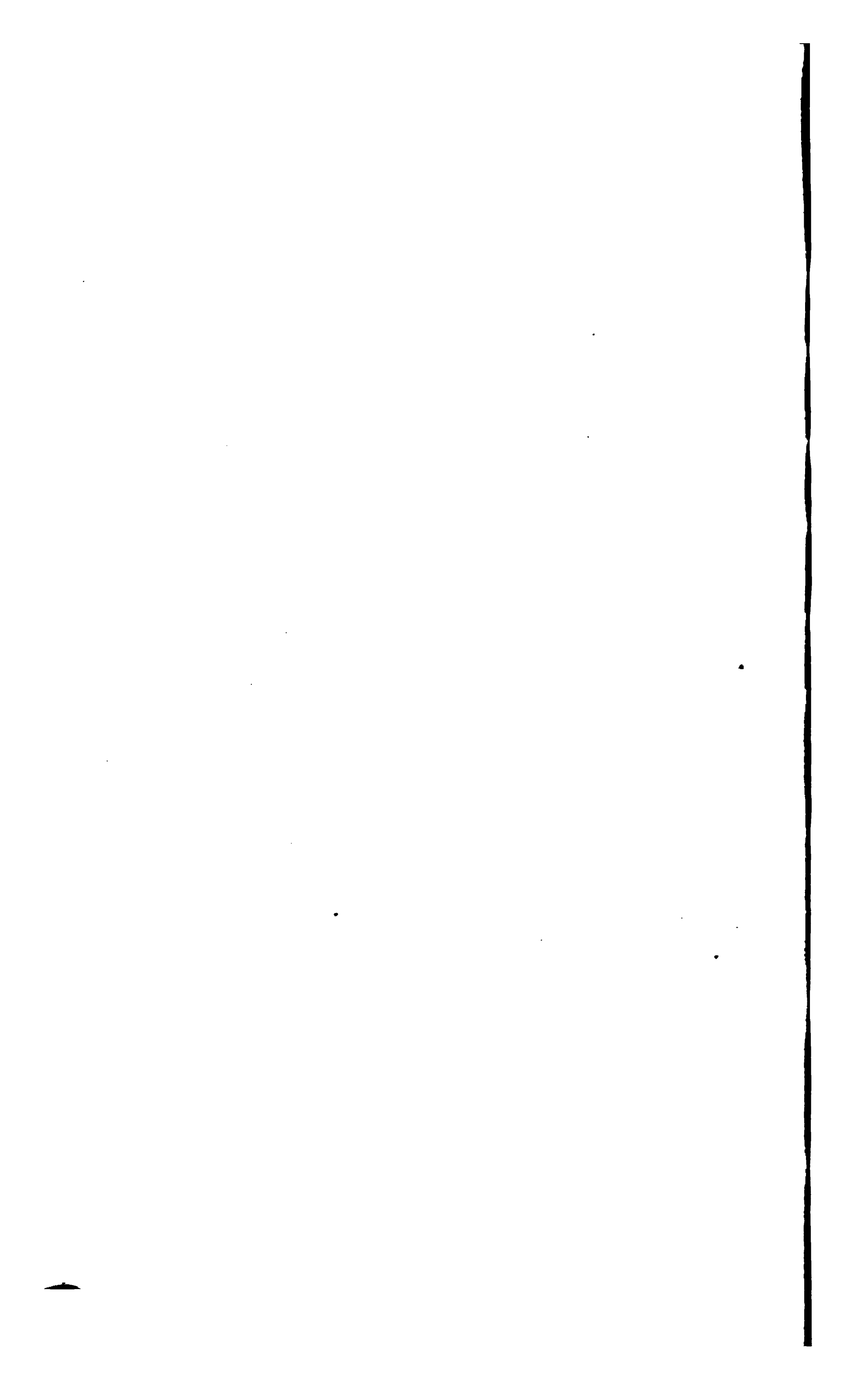
[1] Nach Lady Charlotte Bury äußerte sie sich um diese Zeit in einem Tone von Leichtsinn, von taumelndem Lebensüberdruß, der auf ihre damalige Stimmung ein grelles Licht wirft. "Since de English", erklärt sie im Dezember 1817, "neither give me de great honour of being Princess of Wales: I will be Caroline, a happy merry soul." — Und etwas später: "The old Begum (Königin Charlotte), is on her last legs, I hear; mais ça ne me fait ni froid ni chaud, now. There was a time when such intelligence would have gladdened me, but now noting in de world do I care for, save to pass de time as quickly as I can and death may hurry on as fast as he pleases — I am ready to die."

längst gegen sie gesponnenen Plane unausgeführt blieben. Die Thronbesteigung Georg's IV. und der entschlossene Schritt ihrer Rückkehr nach England gaben das Signal zu jenem Angriff auf ihr Leben und ihre Ehre, dem sie, obgleich unbesiegt aus dem Kampfe hervorgehend, in Kurzem erlag.

Prinz Leopold war am Tage nach dem Begräbniß der Prinzessin Charlotte nach Claremont zurückgekehrt, und Claremont blieb sein Wohnsitz und seine Heimath, bis seine Berufung auf den belgischen Königsthron ihn dauernd an den Continent fesselte. Die dort von ihm gespielte Rolle, die geachtete Stellung, welche er unter den Fürsten Europas zu erringen und in den schwierigsten Verhältnissen zu behaupten wußte, werfen ein bedeutsames Licht auf die frühere Zeit seines Aufenthalts in England, indem sie beweisen, wie thätig er jene Jahre angewandt hatte, aus der Schule des Lebens zu lernen. Als König der Belgier knüpfte er ein neues Ehebündniß und sah in langer, glücklicher Lebensdauer eine königliche Familie um sich heranwachsen. Aber bis zu seinem Tode wiederholte er häufig seine Besuche in England und nie ließ er diese Gelegenheiten vorübergehen, ohne in dem ihm als Erben der Prinzessin Charlotte zugehörigen Claremont das Gedächtniß früherer Tage zu erneuern. Seit dem Jahre 1848 bewohnte die ihm verschwägerte, durch die Revolution vertriebene französische Königsfamilie den reizenden Landsitz. Hier starb Louis Philippe, hier verlebte die bejahrte Königin Amélie die letzten Jahre ihres Wittwenthums. An die Prinzessin Charlotte erinnert, neben allen andern Zeichen des Andenkens, ein Monument mit einer Urne, das sich, von Trauerweiden beschattet, auf einer Insel im See des Parks von Claremont erhebt.

IV.

Zur Geschichte der englischen Volksspiele.



Zur Geschichte der englischen Volksspiele.

Die Spiele der Völker haben ebenso wie ihre politisch-socialen Entwicklungskämpfe eine Philosophie und eine Geschichte. Seit den ältesten Zeiten, auf allen Stufen gesellschaftlicher Zustände, finden wir neben der streng begrenzten Sphäre der Arbeit, dem ewig streitigen Kampfgebiet, auf welchem Gewalt, Kühnheit, List und Geist um die Befriedigung des täglichen Bedürfnisses, um geordnete Lebensgestaltung, um Recht, Herrschaft und Freiheit ringen, das gleichzeitige Bestehen einer andern, sorgloseren Welt, aus deren Bezirk der Ernst des Kampfes verbannt ist, innerhalb deren die angespannten Kräfte sich in ungehemmter Bewegung erfrischen und die Arbeit sich in Spiel verwandelt. Sei es das abendliche Wachfeuer der Hirten, der Durchzieher der Wüste, in dessen Schein der Mährchenerzähler seinen rauhen Genossen seltsam phantastische Bilder erheiternd vor die Seele führt; sei es der lärmende Triumphzug heimkehrender Krieger, der Waffentanz des vor seinem Führer um seine Zelte versammelten Stammes, das von Becherklang und Bardenliedern durchtönte Gelage nordischer Helden; sei es die dem Tempel zuwallende Procession, die mit Gesang, Gebet und Opfern den Herrschern der Welt symbolisch die Huldigung des Volkes darbringt; sei es die walddurchtobende Jagd, der friedliche

Wettstreit des Gymnasiums und der Arena, oder das dramatische Abbild des Lebens selbst, das auf der Bühne den Schauenden fesselt, nirgends in dem mühevollen Dasein der Völker fehlt es an dem festlich heitern Gegensatz zu der harten Noth, dem herben Ernst der alltäglichen Wirklichkeit.

Ringsum eingeengt von ehernen Schicksalsmächten, angewiesen auf Kampf und Entbehrung — wie wäre, in Wahrheit, das Leben ohne diese Kehrseite des Spiels und der Feste zu ertragen! Sie sind nicht die Kinder des Luxus, sondern der Nothwendigkeit. Sie liefern der Philosophie den tröstlichen Beweis, daß die kurze Frist menschlichen Daseins nicht an die Erfüllung zwingender Pflichten, an das Streben nach schwer zu erreichenden Zielen allein geknüpft ist; daß auf ihrem Hintergrunde die Ideen des Selbstzweckes, der energischen Aeußerung und des freien Genusses geistig-körperlicher Existenz zur Erscheinung gelangen und in lebendigen Gestalten sich verkörpern können. Und indem so die Erhaltung eines harmonischen Gleichgewichts der Kräfte der bunten Mannigfaltigkeit nationaler Spiele als gemeinsame Ursache zu Grunde liegt, stehen sie mit der politisch-socialen Entwicklung der Völker in wohlthätiger, gegenseitig regenerirender Wechselwirkung.

Eben dieses Zusammenhangs halber sind aber die Volksspiele nur in politisch freien Staaten einer allseitigen Ausbildung fähig. Nur eine Nation, die sich selbst regiert, in deren Brust die freie Uebung der Kräfte ein männliches Selbstbewußtsein, der Genuß der Freiheit das Verlangen nach ihrer Erhaltung und Behauptung wachruft, vermag innerhalb der Schranken der Sitte und des Gesetzes, sich jene Ungebundenheit der Bewegung zu schaffen, welche allein dem Spiele seinen bildenden und erziehenden Werth verleiht, dem System absolutistischer Herrschaft aber feindselig gegenübersteht. Denn wie in der Entwicklung der Individuen, so bilden in der Geschichte der Völker ihre Erholungen und

Spiele kein bloß ornamentales Beiwerk, sondern scharfe, bedeutungsvolle Charakterzüge der nationalen Physiognomik und Psychologie.

So verdankte, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, Deutschland seine jüngste Befreiung von französischem Joche ohne Zweifel in hohem Grade der Wiederbelebung der nationalen Gymnastik, im Bunde mit der Begeisterung für den Helden- und Freiheitssinn unserer altgermanischen Vorfahren. Doch die patriotischen Forderungen dieser Sinnesweise verdächtigten die gymnastische Ausbildung des Volks in den Augen der deutschen Regierungen als eine der Dauer des Bestehenden feindliche Macht, und jene wie diese erlagen, nach dem siegreichen Abschluß des Freiheitskampfes, den Gewaltstreichen einer argwöhnisch despotischen Politik. In Folge der Revolutionen von 1830 und 1848 traten beide Elemente, die nationale Gymnastik und der politische Freiheitsdrang, neu vereint, wie von selbst, aus ihrer Verbannung wieder in's Leben. Ja nach später erneuten, langen Jahren der Reaction haben wir, unter dem unmittelbaren Einfluß von außen her drohender Gefahren, vor kurzem in Deutschland die Feier großer gymnastischer Nationalfeste erlebt, Feste, von welchen Augenzeugen behaupten, daß seit den Olympien des alten Griechenlands die Welt nicht ihres gleichen gesehen und denen, wie den Olympien, mehr als alles Andere der beseelende Geist der Freiheit Sinn und Bedeutung einhauchte. Auch der Despotismus gestattet Volksfeste. Lärmende Vergnügungen, pomphafte Schaugepränge, panis et circenses, bilden unerläßliche Factoren in dem System seiner Herrschaft. Aber die Rollen sind vertauscht, das Volk ist aus der handelnden Hauptperson in den unthätigen Zuschauer verwandelt. Statt die eigene Thatkraft und Freiheit freudig, selbstbewußt zu empfinden, ist das gebotene Spiel ihm nichts als die Unterhaltung eines müßigen Tages, der, wie er ohne sittliche Nachwirkung flüchtig vorüber eilt, so durch einför-

mige Wiederholung endlich zu einer antiquarischen Curiosität herabsinkt.

Betrachtet man die Spiele der Völker in solchem Zusammenhang, und verweilt man, die Weltbühne überschauend, vergleichungsweise bei dieser ihrer Wechselwirkung mit den Ereignissen der Geschichte und den Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft (ein Gesichtspunkt, der uns vor allen andern den Vorzug zu verdienen scheint), so gebührt der Preis künstlerisch vollendeter Leistungen ohne Frage den Republiken des alten Hellas. Dort, wo die Erziehung der Nation in der schrankenlosen Oeffentlichkeit eines republikanischen Gemeinwesens, gleichsam unter freiem Himmel, vor den Augen Aller stattfand, wo in der Blüthezeit der Republik politische Freiheit, humane Bildung und kräftig schöne Körperlichkeit unzertrennlich verbunden schienen, offenbarte sich der Volksgeist an den großen Festtagen der Nation in einer Fülle harmonisch bewegter Kräfte, deren Totalität, gleich der plastischen Kunst der Hellenen, bis auf unsere Zeit unübertroffen dasteht. Aus den Gymnasien von Athen und Sparta gingen die Wettkämpfer von Olympia, aus der Olympischen Arena die Helden von Marathon, von Thermopylä und Salamis hervor. Harmonisch berührten und durchdrangen sich in der Sphäre der Volksspiele alle nationalen Interessen: der religiös-politische, der dichterisch-künstlerische Geist fanden Genuß und Anregung in ihrer Feier.

Erwägt man alle Verhältnisse späterer Zeiten, so mag es in der That zweifelhaft erscheinen, ob eine gleich ideale Vollendung, ein gleich inniger Zusammenhang der musischen und der gymnastischen Bildung mit dem gesammten Volksleben in unserer modernen Welt je wieder erreicht werden wird. Der Feudalismus des Mittelalters, so entschieden er innerhalb der einzelnen Klassen der Gesellschaft freie Uebung der Kräfte beförderte, war doch, seiner zersplitternden Tendenz wegen, der Ausbildung nationaler Spiele wenig günstig.

Seine allein charakteristischen Produkte auf diesem Gebiet waren, abgesehen von den aus geistlichen und weltlichen Elementen seltsam gemischten Festen der katholischen Kirche, einerseits das exclusiv ritterliche Turnier, andererseits die auf enge Kreise beschränkten municipalen Schützenfeste. Ebenso förderte die Consolidirung der modernen Staaten seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts zunächst mehr das Wachsthum eines centralisirten Despotismus, als den Aufschwung der bürgerlichen Freiheit. Spiele und Feste, so viele es ihrer gab, trugen daher vorzugsweise entweder den beschränkten Charakter geselliger Vergnügungen, localer Gewohnheiten, oder im andern Falle den Stempel der politischen Ceremonie, an deren Pomp und Pracht das Volk nur als Zuschauer aus der Ferne theilnahm.

In Deutschland, wie schon bemerkt, wurde erst durch die nationalen Entwicklungskämpfe des neunzehnten Jahrhunderts dem gymnastischen Volksspiel ein neuer Aufschwung gegeben. Auch die in stetiger Zunahme begriffenen Musik- und Sängerfeste verdienten erst seit den letzten Decennien, als Symptome der nationalen Bewegung, eine Stelle in der Geschichte der deutschen Volksspiele. Und so manchen Fortschrittes wir uns rühmen mögen — der Fülle der Kräfte und Talente in unserem Vaterlande fehlt zu ihrer vollen Entfaltung bis auf den heutigen Tag die große Arena nationaler Einheit, der durchgreifende Geist, welcher die zerstreuten Interessen nach innen und außen zu einer compakten Macht zusammenfaßt, die politische Praxis, deren Mangel im gegenwärtigen Zustande der Welt durch keinen Reichthum der Ideen, durch keine Größe des Wissens ersetzt werden kann. Selbst die hundertjährige Feier von Schillers Geburt, groß, allgemein, national bedeutsam wie sie sein mochte, — wie vielfachen Einwirkungen der politischen Zerrissenheit Deutschlands blieb auch sie ausgesetzt! wie lebhaft war auch sie von dem Gefühle durchdrungen, daß der festliche Enthusiasmus

nicht dem errungenen geistigen Besitz allein, sondern ebenso symbolisch der politischen Einheit und Freiheit der Nation gelte, die sich jenes Besitzes erfreute!

Indem wir es unternehmen, die Erscheinung und Entwicklung der englischen Volksspiele darzustellen, treten uns sofort heterogene Zustände entgegen. Aus Ursachen, die es unnöthig sein würde an dieser Stelle im Einzelnen zu erörtern, ist es freilich seit einiger Zeit in Deutschland Mode geworden, Alles was von England kommt mit abweisender Geberde zu empfangen, und unter dem Einfluß dieser Mode haben manche unserer deutschen Landsleute sich gewöhnt, die Vorzüge des englischen Lebens durch eben so übertriebene Geringschätzung zu verkleinern, als übertriebene Lobpreisung in früheren Jahren sie zu dem Werthe idealer Güter hinaufgeschraubt hatte. Wer aber, durch die Verstimmungen des Moments unbeirrt, die Lage der festländischen Staaten im Großen und Ganzen mit den Zuständen Englands zusammenhält, wird nicht umhin können, nach Abzug aller nationalen Mängel den Werth und die Bedeutung der nationalen Privilegien anzuerkennen, deren Besitz das Inselvolk noch immer vor den Völkern des Festlandes auszeichnet. Denn ohne Frage genießt der Engländer unter den Nationen des neueren Europas nicht allein das größte Maß politischer und persönlicher Freiheit, bei keinem andern Volke ist auch die Praxis der Selbstregierung enger mit seinen geschichtlichen Traditionen und socialen Gewohnheiten verwachsen und lebensvoller zu einem alle Theile beherrschenden nationalen Organismus ausgebildet. Eine Ungebundenheit der Bewegung, die dem oberflächlichen Blick anarchisch erscheinen könnte, besteht gleichzeitig mit der Herrschaft alter Ordnung und Sitte; ein conservatives Festhalten an den Schöpfungen früherer Generationen mit kräftig fortschreitendem Gemeingefühl nationaler Interessen. Welchen

Theil des Inselreichs man immer bereisen möge, ob man in dem Getöse der großen Fabrik- und Küstenstädte oder in der ländlichen Stille eines abgelegenen Dorfes sein Quartier aufschlage — überall, von Land's End im fernsten Südwesten bis John o' Groat's House im äußersten schottischen Norden, erkennt man die verwandten Kraftäußerungen desselben einigen, energisch entwickelten Nationallebens wieder; Aeußerungen, die nicht in flüchtigen Aspirationen verwehen, sondern in lebendiger Wirklichkeit fest gegründet sind. Man erkennt sie in der männlich unabhängigen Haltung und Physiognomie des Volkes, in dem Anblick und Treiben der Städte, in dem Weltverkehr der Flüsse und der Heerstraßen, in der gartenartigen Cultur des Landes, im Charakter und den Gegenständen der täglichen Unterhaltung. Ja, denkt man sich, als Spiel der Phantasie, ganz England sammt der Erinnerung an seine Civilisation von den Meereswogen verschlungen, so würde der Historiker ein farbenreiches Bild seiner geschichtlichen Erscheinung wieder aufbauen können aus einer einzigen der Nachwelt erhaltenen Nummer der großen englischen Zeitungen.

Und die Energie dieses Volkscharakters ist nicht auf die europäische Heimath beschränkt. Sie behauptet sich, fern von dem Mutterlande, auf den entlegensten Inseln und Küsten, welche die Kühnheit seiner Söhne erobert und bevölkert. In allen Erdtheilen gründet sie Staaten nach englischem Muster und pflanzt, Bildung verbreitend und zurückempfangend, die Sitten und Lebensweise des Mutterlandes in verjüngter Gestalt bei den Antipoden fort.

Günstigere Voraussetzungen für ein gesundes, großartiges Gedeihen nationaler Spiele möchte es schwer sein zu ersinnen. Allein ein anderer hervorstechender Charakterzug scheint der Blüthe von Nationalspielen in England hemmend entgegen zu stehen. Die Engländer, so meint man, sind doch im Grunde ein wesentlich kaufmännisches Volk, eine Nation

rechnender, speculirender "Shopkeepers", kalte Verstandes- und Geldmenschen, kurz eine ernste, trockene, prosaische Race, der Gesundheit, Reichthum, die Gabe mit selbstischer Derbheit und Rücksichtslosigkeit ihr Interesse zu vertreten, das Talent des Boxens und der Klopffechterei nicht abzusprechen sind, in deren Mitte sich aber für das freie Spiel, die entfesselte Heiterkeit des Lebens wenig Raum findet. Oberflächliche Berichte über die Zustände des Landes, seine verhältnißmäßige Abgeschlossenheit, das absonderliche Wesen und Treiben englischer Reisenden auf dem Continent haben dieser Würdigung des englischen Charakters vielfach Gewicht und Plausibilität verliehen. Und dennoch würde die einfache Erinnerung an die quellende Lebensfülle der Shakespeare'schen Welt genügen, den einseitigen Irrthum jener Charakteristik überwältigend darzuthun. Aus Shakespeare's Dramen tritt uns die Gestalt einer andern Volksnatur entgegen: Tiefe und Klarheit des Denkens, gegründet auf markige Gesundheit der Constitution und durch urkräftigen Sinn für den Humor des Lebens gewürzt; abenteuerliche Kühnheit der Phantasie, gebändigt von dem ernsten Bewußtsein unabänderlich herrschender Schicksalsmächte; ausgelassene Carnevalslust der Komödie hart neben der lastenden Wucht tragischer Verhängnisse; selbstquälerische Skepsis der Reflexion und energische naturwüchsige Hingabe an die Forderungen der Wirklichkeit. Der Kern dieser zu so reicher menschlicher Entfaltung angelegten Volksnatur hat im Laufe der Zeit keinen Abbruch erlitten. Ueberwiegend waltet im englischen Volke, trotz seines kaufmännischen Wesens, noch immer das Interesse der Nation in ihrer Gesammtheit. Mächtiger als Bank und Börse herrscht der Einfluß des Parlaments, des Selfgovernment, der öffentlichen Meinung; und der Energie der industriellen Praxis wie der politischen Thätigkeit entspricht ein alle Stände durchdringender Sinn für männliche Uebung der Kräfte, für die erheiternde und

stärkende Wirkung nationaler Spiele (sports and games), in denen Kraft und Geist des Volkes sich äußert.

Eine öffentliche Anstalt, die sich den olympischen Spielen der Griechen vergleichen ließe, besitzt England nicht. So tief gewurzelt ist die Abneigung der Angelsachsen gegen die Einmischung des Staates in alle nicht streng genommen zur Domaine der Politik und Verwaltung gehörenden Angelegenheiten, daß bis vor kurzem selbst die intellektuelle Erziehung des Volks vorwiegender der freiwilligen Thätigkeit der Einzelnen, unter dem Einfluß des öffentlichen Lebens und der herrschenden Ideen, überlassen, als Seitens der Regierung beaufsichtigt oder geleitet wurde. Um so weniger konnte man unter solchen Umständen an die Aufstellung eines allgemein gültigen Systems nationaler Gymnastik denken. Die Formen und Regeln derselben haben sich vielmehr vollkommen zwanglos aus dem praktischen Bedürfniß der Nation entwickelt und bestehen in naturwüchsiger Unabhängigkeit nebeneinander. Vereinigt man aber die einzelnen Erscheinungen dieser Volksspiele zu einer großen Gesammtanschauung, so fehlt keines der Elemente, aus welchen der künstlerische Geist von Hellas die schöne Gestalt der olympischen Festtage hervorbildete, und die Allgemeinheit der populären Praxis, wie die Lebhaftigkeit der öffentlichen Theilnahme deren sie sich erfreuen, liefern den redenden Beweis, daß in dem politisch freiesten Volke Europas auch jener antike Geist der freien, spielenden Uebung der Kräfte, welche die unerlaßliche Ergänzung der politischen Freiheit ist, sich am wirksamsten erhalten hat.

Wir haben hiemit den Hauptgesichtspunkt bezeichnet, von dem wir bei der nachfolgenden Darstellung der englischen Volksspiele ausgehen. Wir werden das englische Volk zu seinen Festtagen, in seine Mußestunden begleiten, und in dem Lichte derselben ebenso seine nationale Individualität reflektirt erblicken, als in dieser für die Gestaltung jener einen

praktischen Commentar finden. Wie wilde Ranken das feste Gemäuer umwuchern, werden mancherlei seltsame Auswüchse socialer Natur uns an dem vorwiegend oceanischen Aufbau der englischen Zustände in Erstaunen setzen, während die übersprudelnde Fülle der gesammelten Kräfte, der Reichthum und die Unabhängigkeit materiellen Besitzes uns mehr als eine jener abenteuerlichen Sonderbarkeiten erklären werden, zu welchen ursprünglich gesunde Ideen in excentrische Richtungen ausschweiften. Wir werden, durch die Anschauung der Gegenwart vorbereitet, einen Ausflug unternehmen in das Gebiet der englischen Culturgeschichte, eine Entdeckungsreise in vielleicht zu oft vernachlässigte historische Zonen, auf der es — mit dieser Hoffnung treten wir unsere Wanderung an — an einer bunten Blumenlese heiterer wie belehrender Eindrücke nicht fehlen wird.

Was man heutzutage mit dem gemeinsamen Namen English sports and games bezeichnet, umfaßt vorzugsweise die Jagd in allen ihren Zweigen, das Wettrennen, das Regattiren und Yachtfahren, eine Anzahl Ballspiele (Cricket und andere), das Boxen und Ringen und das Bogenschießen. Die meisten dieser Spiele wurden seit alten Zeiten in England betrieben; ihre Hauptblüthe datirt jedoch erst vom Anfange des vorigen Jahrhunderts, nachdem die Epoche der revolutionären Bewegung zu einem die Freiheit der Nation auf immer sichernden Abschlusse gelangt war. Uebrigens giebt es auch in England, wie in allen Ländern, eine Klasse von Leuten, die in der Gegenwart den Verfall der "guten alten Zeit" beklagt, Murrer und Achselzucker, denen die Epoche der Eisenbahnen und der Industrie, als die Zerstörerin alter schöner Gebräuche und Sitten, nur eine zweifelhafte Anerkennung abnöthigt. Die Elemente, welche diese Partei zusammensetzen, sind die Nachzügler der durch Fielding im "Tom Jones" verewigten Schule von 'Sportsmen', die 'Country-Gentlemen' vom Schlage des Squire Western, die

große Masse der Farmer in den ackerbauenden Grafschaften, kurz der altmodische Schweif jener starr conservativen Politiker, die auch in dem unreformirten Parlament vor 1832 die Erhaltung der "guten alten Zeit" vertheidigten und aus der Einführung der Reformbill und der Katholiken-Emancipation, ebenso wie später aus der Abschaffung der Korngesetze, den herannahenden Verfall Englands weissagten. Das gepriesene Ideal dieser Epigonen ist das goldene Zeitalter des sogenannten Merry Old England, einer Epoche, deren geschichtliche Existenz sich ungewiß in das Dämmerlicht der vergangenen Jahrhunderte verliert. Nach einigen gehörte sie dem Mittelalter, nach andern der Regierung der Elisabeth, nach noch andern endlich der lüderlichen Restaurationsepoche des allerdings durch den Beinamen Merry Monarch gekennzeichneten Karl's II. an. Macaulay hat im ersten Bande seiner englischen Geschichte historisch nachgewiesen, daß eine solche Augusteische Zeit des Merry Old England, als Gegensatz zu dem düstern freudlosen England von heute, im Grunde nichts ist, als eine romantische Abstraktion, die krankhafte Schöpfung einer von der Gegenwart unbefriedigten Einbildungskraft; daß vielmehr in dem gegenwärtigen England die Bedingungen nationaler Heiterkeit vergleichsweise kräftig genug entwickelt seien, um nicht allein jene früheren Jahrhunderte zu verdunkeln, sondern den künftigen, vielleicht von ähnlicher Täuschung befangenen Generationen die Gegenwart, die Regierung Victoria's, als das Zeitalter erscheinen zu lassen, wo das Merry England in Wahrheit existirte. Dennoch dürfte ein Rückblick auf die Vergangenheit nicht ohne Interesse sein. Ehe wir daher die englischen Volksspiele in ihrer heutigen Gestalt schildern, wollen wir der "guten alten Zeit" urväterlicher Heiterkeit eine einleitende Betrachtung nicht versagen.

I. Merry Old England.

Das unbefangene Volksbewußtsein erfreut sich der periodisch wiederkehrenden Spiele und Feste als einer althergebrachten, auf heimischem Boden erwachsenen Sitte; sie scheinen ihm in ihrem unvordenklichen Bestehen nicht weniger naturgemäße Phänomene als der Wechsel der Tage, oder die Folge der Jahreszeiten, nur daß die vergleichsweise Seltenheit ihrer Wiederkehr, die Kürze ihrer Dauer, das entfesselte Gefühl sorglosen Genusses sie über die engen Grenzen des Alltäglichen emporheben in eine heitere Höhe der Poesie, der Hoffnung und der Erinnerung.

Von dem historischen Ursprung der Spiele legt das Volk sich keine Rechenschaft ab. Wollte man ihm in einer großen Zahl derselben z. B. die antike, heidnische Entstehung nachweisen, so würde ein solcher Versuch, abgesehen von allen andern Hindernissen, an dem tiefgewurzelten Bewußtsein scheitern, daß jene festlichen Gewohnheiten ein wesentlich nationales, oder jedenfalls ein auf christliche Ideen gegründetes Besitzthum seien. Anders ist es mit der geschichtlichen Betrachtung. Für diese bietet das Auffinden des Bildungs- und Umwandlungsprocesses neuerer aus älteren Festen und Spielen nicht bloß ein interessantes Feld der Forschung dar; in den meisten Fällen ist die Berücksichtigung jenes Processes für ein umfassendes Verstehen des Gegenstandes geradezu wesentlich und unerlaßlich. Wie an der bunten Gestaltenwelt der antiken und der christlichen Mythologie, hat mithin auch auf dem verwandten Gebiete der Volksgewohnheiten die historische Kritik ihre aufhellende Kraft geübt, und die neuerdings gewonnenen Resultate der mittel-

alterlichen Archäologie haben den engen Zusammenhang heidnischer mit vielen Volksgewohnheiten christlicher Zeit über allen Zweifel festgestellt. Die Scheidung jener beiden großen Epochen der Weltgeschichte, der Uebergang des Alterthums in das Mittelalter, war eben durchaus das Produkt einer historischen Entwicklung vorhandener Energieen, keine wunderbar plötzliche Wirkung, sondern ein organisch tief begründetes Ereigniß.

Wenn es der siegreichen Gewalt der römischen Waffen gelang, die halbe Welt der Herrschaft eines einzigen Staates zu unterwerfen, wenn andererseits die so eroberte Welt sich dem Einfluß der christlichen Religion zu beugen hatte, so konnte dies nur geschehen, indem das Wesen der einen durch das der andern modificirt, indem die neuen Ideen mit dem früheren Zustand der Dinge in lebendige Wechselwirkung gesetzt wurden. Unter den südeuropäischen Völkern war der Boden schon lange vor dem Anbruch der christlichen Aera für die Aussaat einer neuen Religion vorbereitet; allein welch' heidnisches Gepräge mußte das Christenthum auch dort annehmen, um der Masse des Volkes verständlich nahe gebracht zu werden, welche Fülle altheidnischer Vorstellungen und Traditionen hat sich bis auf den heutigen Tag in den Sitten der katholischen Völker des südlichen Europas erhalten! Die Nationen des Nordens setzten, wie bekannt, dem Vordringen des Christenthums den zähesten, hartnäckigsten Widerstand entgegen. Mit einer Art geheimen Ingrimms hielten sie an den degradirten und exilirten Göttern, an den verpönten Liedern, Sitten und Ideen der alten Heidenzeit noch dann fest, als Feuer und Schwert schon Jahrhunderte lang für die Anerkennung des Christenthums durchgesetzt hatten, was der Predigt der Missionäre nicht gelungen war. Die weltentsagende Richtung, der transcendentale Idealismus der christlichen Lehre widerstrebte dem kraftstrotzenden Sinn dieser lebenslustigen Völker, und dieselbe Kirche, welche das ascetische,

selbstquälerische Anachoreten- und Mönchthum als die höchste Stufe irdischer Vollendung pries, umgab, um sich des Beifalls der großen Masse zu versichern, ihre Ceremonien mit dem weltlichen Gepränge orientalischer Despotie, gestattete die bacchantisch wilde, zügel- und sittenlose Carricatur ihrer Mysterien in den mittelalterlichen Narrenfesten und setzte der düstern Einförmigkeit des Büßens, Fastens, Betens und Kasteiens die tolle Ausgelassenheit des Carnevals grell gegenüber.

Fügte die Kirche sich so im Allgemeinen dem herrschenden Volksbedürfniß, so knüpfte sie im Einzelnen so viel als möglich an die bestehenden Sitten und Gebräuche an. Das Weihnachtsfest, der Beginn des christlichen Festjahres, wurde theils mit dem in Rom herrschenden Mithraskult, theils mit den gleichzeitig unter den celtischen und germanischen Völkern des Nordens stattfindenden, althergebrachten Freudenfesten, welche den Sieg des Lichtes über die Finsterniß, die Wiedergeburt der Sonne nach der Wintersonnenwende feierten, in Zusammenhang gebracht, während der christliche Carneval sein Vorbild fand an den römischen Saturnalien. Dem Osterfest entsprach die allen Völkern gemeinsame Festfeier des Auferstehens der Natur, zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, die Feste der Demeter, der Flora, der Freya. In dem weiter folgenden Pfingstfest ließ sich der heitere Geist mittsommerlicher Blüthe und Fülle der Natur charakteristisch hervorheben.

So geschah es, daß im Laufe der Zeiten die christlichen Ideen einen nationalen, die nationalen Sitten einen christlichen Charakter annahmen. Aber durch diese antik-christliche Mischgattung waren die Volksspiele des Mittelalters allerdings bei weitem nicht erschöpft. Denn neben den erwähnten, mit dem Leben der Natur und den Lehren der Religion periodisch erneuerten Festen bestand selbstständig eine andere Klasse populärer Spiele und Vergnügungen, deren Praxis, unabhängig

von dem Einfluß physisch-religiöser Anschauungen, vor allem die Ausbildung körperlicher Kraft, die Erweckung kriegerischen Sinnes zum Zwecke hatte. Dahin gehören einerseits die Jagd, nebst einer bunten Mannigfaltigkeit verwandter, gymnastisch martialischer Uebungen; andererseits eine beträchtliche Anzahl weltlicher Volksspiele, die localen, oft in Dunkel gehüllten Ursachen, oder dem individuellen Unternehmungsgeist ihre Entstehung verdanken. An beiden Gattungen war in dem mittelalterlichen England kein Mangel. Auch wurden, bei der Abgeschlossenheit und dem conservativen Charakter des Inselvolks, die alten Gewohnheiten durch lange Jahrhunderte mit mehr als gewöhnlicher Zähigkeit festgehalten und ausgebildet.

Wenn seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung mächtige Invasionen fremder Einflüsse vom Festlande her stattfanden, wenn Römer, Angelsachsen, Dänen und Normannen, Heidenthum und Christenthum nach einander die Elemente beisteuerten, aus welchen das englische Volksthum hervorwuchs; so schloß dieses Volksthum sich später um so eigenartiger gegen außen ab, in sich selber zusammen. Und deutlicher als in irgend einer andern progressiven Nation spiegelt sich noch heute der Abglanz alter Zeiten, der langlebige Zusammenhang des Alten und des Neuen in dem gegenwärtigen England. Die mittelalterlichen Extravaganzen der Fastenzeit sind in Folge der Reformation und der Revolution verschwunden; aber beinahe unverändert erblickt man, um einige bekannte Beispiele zu erwähnen, noch jetzt in den Straßen Londons alljährlich den politischen Fasching der ganz mittelalterlichen Lord-Mayor's-show, die grotesken Mummereien des Guy-Fawke's-day, das durch Eduard VI. vorgeschriebene mönchische Costüm der als blue-coat-boys bekannten Zöglinge von Christ's Hospital.

Doch wir wollen dem mäandrischen Laufe der Zeit nicht voraus eilen, sondern, indem wir der Uebersichtlichkeit halber

die angedeutete Sonderung in periodische und nicht periodische Volksspiele beibehalten, den ältesten Erscheinungen altenglischer Heiterkeit in den uns erhaltenen Quellen nachspüren.[1]

Denken wir uns denn, daß die primitiven Briten- und Druidenzeiten, deren Kunde nur in spärlichen Fragmenten auf uns gekommen, in jahrtausendweiter Ferne hinter uns liegen; daß die Invasionen der Römer, der Angelsachsen, des Christenthums, der Dänen, der Normannen ihren Einfluß geübt haben und die aus so verschiedenartigen Elementen gemischte Nation in organischer Bildung begriffen ist; denken wir uns einen feudalen König, einen Nachkommen Wilhelm's des Eroberers, kriegerisch herrschend an der Spitze des Staates, eine mächtige Aristokratie von Baronen, eine herrschsüchtige, die Weltansprüche des Papstthum's vertretende Geistlichkeit, einen privilegirten, aufstrebenden Bürgerstand in den Städten und vor Allem in der Hauptstadt London — welches waren die periodischen Vergnügungen und Spiele, an denen dieses mittelalterliche Volk Erheiterung und Gefallen fand?

[1] Ich erwähne aus der Literatur über die englischen Volksspiele u. a. folgende von mir benutzte Werke: J. Stowe: A survey of the Cities of London and Westminster, London, 1520. — Holinshed: Description and History of England, London, 1787. — J. Strutt: Sports and Pastimes of the People of England, London, 1801. — N. B. Daniel: Rural Sports, London, 1802. — P. Egan: Sketches of ancient and modern Pugilism, London, 1818—24. — J. Nichols: The progresses and public processions of Queen Elizabeth, 4., London, 1821. — Old Christmas, Oxford, 1850. — D. P. Blaine: Encyclopaedia of Rural Sports, London 1851 etc.

1. Das altenglische Weihnachtsfest.

Vor allem ist es natürlich die Weihnachtszeit, der unsere nächste Aufmerksamkeit sich zuwendet; nicht bloß deshalb, weil die Geburt des Gründers der neuen Religion den historischen Ausgangspunkt des christlichen Festjahres bezeichnet, sondern wegen des hervorragend heitern Charakters des Festes selbst, das, seinem innersten Wesen nach eine Feier der Freude, die Masse des Volks zu Kundgebungen froh bewegter Natur veranlassen mußte. Denn während der Mehrzahl der übrigen Kirchenfeste die Ideen der Passion, des Opfers, der Buße zu Grunde lagen, verkörperte die Weihnachtszeit den Triumph des Lebens und des Lichtes über Tod und Finsterniß, und die Herrschaft uralter Volkstraditionen verband sich mit dem Einfluß religiöser Lehre und Sitte, das Fest als Jubelfest der Freude zu weihen.

Schon die persischen Feueranbeter hatten, zur Zeit der Wintersonnenwende, die Wiedergeburt der Sonne, den Sieg des Sonnengottes Mithras über die Mächte des Dunkels, mit orientalischem Lärm und Pomp festlich begangen. Von Asien hatte dann, während der ersten christlichen Jahrhunderte, der Mithraskult sich nach Rom verbreitet, wo seine Gebräuche unter dem Volke der Kaiserstadt um so leichteren Eingang fanden, als das altrömische Fest der zu Ehren des Zeitgottes Saturn gefeierten Saturnalien von einem ähnlichen Grundgedanken ausging und wie der Mithraskult das Ende des alten, den Beginn des neuen Jahres verherrlichte. Als einst Saturn herrschte, so sangen die Dichter, blühte ein goldenes Zeitalter der Freiheit und der Glückseligkeit. Gesellige Gleichheit, brüderliche Liebe vereinte alle

Stämme der Menschen, weder Krieg noch Ungerechtigkeit, noch Mängel, noch Sorge verwüsteten die blühende, fruchttragende Erde. Lange war nun diese goldene Zeit dem ehernen Zeitalter der Noth und der Gewalt gewichen; aber bei der leidenden Menschheit lebte die Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr fort. Und wie hätte man den Saturn, den Vater jener glücklichen Weltepoche, würdiger ehren können, als indem man, während des ihm geweihten Monats, die Zustände jenes Zeitalters, so weit es sterblicher Macht gegönnt war, erneuerte? So entstanden die zu Ende des Decembermonats gefeierten römischen Saturnalien. So lange sie dauerten, standen alle Geschäfte, alle Arbeit still. Musik, Tanz, Maskerade, Gelage, die Freiheit und Heiterkeit eines gemeinsamen Carnevals nahmen Besitz von der ganzen Stadt, von allen Klassen der Bevölkerung. Für eine kurze Frist wenigstens waren die Schranken, welche Arme und Reiche, Patrizier und Plebejer im gewöhnlichen Laufe des Lebens trennten, in allgemeiner Gleichheit ausgetilgt und verschwunden. Wer sich in diesen Tagen mürrisch zeigte, galt für einen schlechten, irreligiösen Bürger; wer sich in Lust und Ausgelassenheit hervorthat, erwies sich den Göttern wohlgefällig. Selbst die Sclaven trugen, während der Saturnalien, die Abzeichen und genossen die Privilegien der Freiheit. In die Gewänder ihrer Herren gekleidet, wurden sie von diesen, die das Sclavengewand anlegten, bei Tische bedient. Die entfesselte Sclavenzunge geißelte die Fehler und Laster der sonst gefürchteten Herren; auch für Carnevalsscherze, die sich in handgreiflicher Weise äußerten, genossen sie, unter der nivellirenden Herrschaft des alten Zeitgottes, Nachsicht und Straflosigkeit.

An diese festlichen Gewohnheiten nun schloß der Mithraskult, das Jubelfest der Wiedergeburt der Sonne, sich naturgemäß als verwandte Sitte an, und mit keiner geeigneteren Festfeier der heidnischen Welt wußte, als das Christenthum

von dem Römerreich Besitz ergriff, die Kirche das in Dunkel gehüllte Geburtsfest ihres Gründers zu verknüpfen, um seine Bedeutung den bekehrten Völkern menschlich nahe zu bringen, als mit den vereinten Kulten des Mithras und des Saturnus. Doch schon in ihrer ursprünglichen Gestalt traten diese Kulte auch den Nationen des europäischen Nordens nicht als etwas Neues, Unerhörtes entgegen. Denn Celten, Germanen und Scandinavier hatten, gleich den Persern, seit unvordenklichen Zeiten, mit Tänzen, Gelagen, Maskeraden und Freudenfeuern das frohe Ereigniß der Wintersonnenwende, den Sieg des Lichts über die Verderben drohende Finsterniß, festlich gefeiert. Die Festfeier trug bei diesen Völkern den Namen Jul, d. h. Fest des sich drehenden Sonnenrades; und näher als sonst glaubten sie während der zwölftägigen Dauer der Julzeit, vom 25. December bis zum 6. Januar, ein persönliches Umziehen und Eingreifen ihrer großen Götter in die menschlichen Schicksale zu verspüren.

Julfest, Saturnalien und Mithraskult bildeten mithin bei den Völkern des Nordens die Grundlage des Weihnachtsfestes, in dem auf solche Weise die christliche Feier der Geburt des erlösenden Weltheilands mit dem der Wiedergeburt der Sonne geweihten Freudenfest der alten Naturreligion verschmolzen wurde. Und mit nordischer Energie hielt vor allen andern der angelsächsisch-normannische Volksgeist in England an jenen Traditionen der Vorzeit fest. Die Julepoche, welche ursprünglich auf die erwähnten zwölf Tage, vom Weihnachtstag bis zum Dreikönigstag, beschränkt war, wurde in England im Laufe der Zeit auf den Beginn des Decembermonats antedatirt; ja, im weitern Sinne umfaßte sie endlich, nach den Berichten eines glaubhaften Chronisten, Vor- und Nachfeier eingerechnet, den vollen Zeitraum zwischen Allerheiligen und Lichtmeß, eine Dauer von drei Monaten. Während dieser Periode wiederhallte das mittelalterliche Albion vom Schall lauter Lustbarkeiten. "Weit und

breit gab es viel prächtige und sinnreiche Verkleidungen, Maskenaufzüge und Mummenschanz," und von den höchsten zu den niedersten wetteiferten alle Volksklassen, die von der Sitte gestattete Freiheit nutzend, das Labyrinth ausgelassener Belustigungen ausgelassen zu durchtoben.

Freilich darf man sich deshalb die an Selbstregierung gewöhnte Nation nicht als in Wildheit und Anarchie zerfallen denken. Wider die Möglichkeit solcher Entartung gab das Herkommen ein ebenso wirksames als eigenthümliches Heilmittel an die Hand. Denn der erste Akt, welcher die Julepoche einweihte, bestand seltsam genug in nichts anderem als in der Erwählung von Repräsentanten der Epoche, gewissermaßen Deputirten des Narrenparlaments, deren Amt es war, der Ausgelassenheit System und Organisation zu verleihen, für die Anordnung der stattfindenden Festlichkeiten Sorge zu tragen und, da nicht Alle auf dem Gebiet der Schwärmereien und Mummereien Ausgezeichnetes zu leisten vermochten, den so entstehenden Mangel durch eine vorbildliche, ausschließliche Hingabe an die würdige Vertretung dieser einen Sache zu ersetzen. Man bezeichnete diese Repräsentanten, diese Ceremonienmeister der Heiterkeit und des Unsinns, in England als Masters of merry Disports, oder Lords of Misrule, in Schottland noch krasser als Abbots of Unreason; und die Durchführung des an sie geknüpften Herkommens ist für das englische Volkswesen zu charakteristisch, als daß wir sie mit einer bloß allgemeinen Bemerkung übergehen dürften.

Daß König und Barone, Lord Mayor und Sheriffs von London, kurz die Aristokratie des Ranges und Reichthums, für die Dauer der Festzeit ihre Maîtres de plaisir ernannten, darf nicht Wunder nehmen. Der bemerkenswertheste Charakterzug der Sitte ist ihre weite Verbreitung unter der Masse des Volks, in allen Klassen der Gesellschaft. Denn auch die Corporationen der Juristen in den Inns of

Court, die Corporationen der Gelehrten in den Colleges der Universitäten, die Gilden der Bürger in den kleineren Städten, die Bewohner der ländlichen Kirchspiele selbst, alle ernannten ihre Lords of Misrule und Masters of merry Disports. Innerhalb der genannten Gilden und Corporationen mochten nun diese Wahlen noch mit einer Art von Regelmäßigkeit vor sich gehen; in den ländlichen Kirchspielen trugen sie, nach einer uns aufbewahrten Schilderung zu schließen, ganz den tumultuarischen Charakter politischen Parteitreibens an sich, und eine Art Terrorismus wurde während der Dauer ihrer Herrschaft von den Repräsentanten des Unsinns über den Rest des Gemeinwesens ausgeübt.

Am Vorabend von Allerheiligen, so erzählt Stowe, kamen die wilden Gesellen (the wild heads) des Kirchspiels zusammen und erwählten durch Acclamation aus ihrer Mitte einen "Oberfeldherrn des Unheils" (grand capitain of mischief), den sie durch den Titel Lord of Misrule verherrlichten und sofort zum König krönten. Der so erwählte König bildete nun, je nach der Größe des Kirchspiels, aus zwanzig, vierzig, sechzig, bis hundert ihm gleichen Genossen seinen Hofstaat, und was immer an buntscheckig abenteuerlichem Maskenzeug, an Farben, Mustern und Costümen der Narrheit aufzutreiben war, vollendete die Vorbereitungen zu dem beginnenden Feldzuge. Voran zog auf Esel oder Mähre, in phantastischer Ausstaffirung seines Amtes, der neu erwählte Herrscher; es folgte seine Leibgarde, in grotesker Vermummung, halb von Menschen- halb von Thiermasken; eine wilde Bande von Trommlern, Pfeifern und Bläsern schloß sich dem Zuge an und tobend und lärmend setzte die Unheilsarmee sich in Bewegung. So organisirt genossen nun der grand capitain of mischief und seine Leute während der Julepoche einer fast unbeschränkten Gewalt und Freiheit. Straßen und Marktplatz, ja Kirchhof und Kirche selbst standen ihrem wilden Treiben offen. Auch am Sonntage, in der Mitte

des Gottesdienstes, erschienen, bis tief in's sechzehnte Jahrhundert hinein, diese bacchantischen Processionen ungestraft in den englischen Kirchen, um, unter dem Gelächter und Beifall der Gemeinde, Gesang und Predigt mit den Tänzen, Liedern und Scherzen des Carnevals zu unterbrechen. Hatten sie ihre Lust im Innern der Kirche ausgetobt, so zogen sie hinaus auf den Kirchhof, wo sie in Gesellschaft derer, die sich anschließen mochten, Lauben oder Zelte errichteten und, wie zur Verhöhnung des Todes, mitten unter den Gräbern Tag und Nacht auf's ausgelassenste zechten, tanzten, sangen.

Die zur Fortsetzung dieser müßigen Lebensweise erforderlichen Mittel beschaffte die Unheilsarmee auf folgende Art. Wenn der Zustand seiner Hofhaltung entscheidende Schritte nothwendig machte, vereinigte der König entweder seine Leute, um den Häusern der Wohlhabenden lärmende Besuche abzustatten, oder er durchzog an ihrer Spitze die Straßen, um die Vorübergehenden anzuhalten. In beiden Fällen erklärte die Bande bündig ihre Wünsche, für Erlegung von Beisteuern an Geld und Mundvorräthen. Wurden diese bewilligt, so erhielt der Geber eine seltsam bemalte, mit der Signatur des Lord of Misrule versehene, und daher Lord of Misrule's badge genannte Papiermarke, als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung, und verstand er sich dazu, ein solches Abzeichen an Hut oder Mütze zu tragen, so war er, wenigstens eine Zeit lang, vor ferneren Brandschatzungen sicher gestellt. Wer dagegen die Forderungen der Bande zurückzuweisen wagte, setzte sich nicht allein dem Anathema des Lords of Misrule, dem Spott und Hohn der wilden Gesellen aus, sondern hatte seine Kühnheit öfter mit einer unfreiwilligen Taufe in kaltem Wasser, oder auf sonstige unerfreuliche Weise zu büßen. Unter diesen Umständen fehlte es daher in dem Lager der repräsentirenden Narren selten an dem Nothwendigen, ja an dem Ueberflüssigen.

Während so das Treiben des Lords of Misrule und seiner Gesellen den Geist allgemeiner saturnalischer Heiterkeit wach hielt, deuteten zugleich anderweitige Licenzen das Herannahen der Festzeit an. Karten, Würfel, Trictrac, Hazardspiele, die das Gesetz für gewöhnlich untersagte, waren nun gestattet; mehr oder minder umfangreiche Vorbereitungen zu festlichem Schaugepränge, theatralischen Darstellungen, Mummenschanz, Thierhetzen, die dem Höhepunkt der Julepoche Glanz und Abwechslung zu verleihen bestimmt waren, nahmen weit und breit die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. Einen Monat vor Weihnachten, zu Anfang der Adventszeit, kam auch die Masse des ärmeren Volkes in Bewegung. Man sah arme Frauen und Kinder, in Gruppen von je drei Personen, die Städte und Dörfer durchziehen und für die Ausstellung zweier Puppen, deren eine die Jungfrau Maria, die andere das Jesuskind darstellte, Gaben der Wohlhabenden erbitten. In Yorkshire wurde auf diese Art ein Jesuskind ohne die Jungfrau umhergetragen, und zwar in einem mit Immergrün, Blumen und Aepfeln gefüllten Kasten. Wer den Trägerinnen eine Gabe darreichte, hatte das Gegenrecht, ein Blatt oder eine Blume aus dem Kasten zu nehmen, die, sorgfältig aufbewahrt, als unfehlbares Mittel gegen Zahnweh betrachtet wurden. Man nannte diese Bilder advent images oder advent babies, und der Volksglaube verknüpfte mit der freundlichen oder widerwilligen Aufnahme der umherziehenden Trägerinnen die Vorstellung eines geheimnißvollen Einflusses auf Glück oder Unglück des kommenden Jahres. Zur Begleitung ihrer Ausstellung sangen Frauen und Kinder, indem sie mit den Puppen von Haus zu Haus Umzug hielten, Lieder halb geistlicher, halb weltlicher Natur, nach der Festzeit Christmas Carols genannt und meist ohne Zweifel in der Weise von Volksliedern improvisirt.

Unter den Bäckern war es Sitte, um dieselbe Zeit

"Youle doughs" zu backen: kleine Figuren des Neugeborenen, von Kuchenteig, mit Korinthenaugen, die sie unentgeltlich an ihre Kunden vertheilten. Wer diese Puppen das ganze Jahr hindurch unzerbrochen hielt, den, so hieß es, schützten sie vor Wasser- und Feuersgefahr, vor dem Tode durch's Schwert und den Nachstellungen seiner Feinde.

Auf solche Art verging eine Reihe von Wochen, bis der 21. December, der Tag des heiligen Thomas, den Beginn der engeren Festperiode einweihte. An diesem Tage erreichte das ausschließliche Privilegium der Advent babies ein Ende. Die Armen fingen nun an umherzuziehen "for goodening", d. h. um etwas "Gutes" an Eßwaaren und Geschenken einzusammeln, und zwar als Gegengabe für Zweige und Büsche jenes altenglischen Immergrüns von Misteln (mistletoe), Walddisteln (holly), Epheu, Lorber und Rosmarin, mit dem schon das Volk der Druidenzeiten seine Häuser und Tempel während der Jultage geschmückt hatte. Mit den Zweigen dieses unverwüstlichen Grüns begann nun auch das mittelalterliche Volk Straßen, Kirchen, Häuser und Hütten zu bekränzen; und Carols zu ihrem Lobe, zum Lobe vor allem des Epheus und der Walddistel, klangen nah und fern durch die winterliche Luft. Das hoffnungsreiche Symbol der immergrünen, winterdurchdauernden Pflanzen stand, wie das Grün unserer lichterglänzenden deutschen Tannenbäume, in poetischem Einklang mit dem Feste der Wiedergeburt des Lichtes und Lebens aus Tod und Finsterniß. Noch in Shakespeare's "As you like it" findet sich ein Lobgesang auf die Walddistel, und mit Mistelzweigen wurde bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Altar der protestantischen Kathedrale von York zur Weihnachtszeit festlich ausgeschmückt.

Unter derartigen Vorbereitungen kam der Weihnachtsabend (Christmaseve) heran. In der Nacht zwischen ihm und dem Weihnachtstage (Christmasday) wurde das neue

Leben geboren, endete das alte, begann das neue Erdenjahr. Die Nacht war daher eine heilige, geweihte, und wie in der Erzählung der Bibel ein Wunderschein über ihr ausgegossen liegt, so umrankte sie ein Kranz sinnvoller Gebräuche in den Sitten des Volkes. Die alten Briten und Sachsen hatten, die Wiedergeburt der Sonne zu begrüßen, in dem Dunkel dieser Weihenacht Freudenfeuer in Wäldern und auf Bergen entzündet; ihre englischen Nachkommen, weniger als sie an das Leben unter freiem Himmel gewöhnt, versammelten sich zu froher Geselligkeit um den Hauptherd in der Halle des Hauses, wo das knorrige Wurzelstück eines mächtigen Baumstammes sein Licht mit dem einer kolossalen Wachskerze vereinte, um glänzende Helligkeit umher zu verbreiten. Jener Holzblock führte den Namen Yule-log, die Kerze hieß Yule-candle, und der Name, wie die Feierlichkeiten, mit welchen beide herbeigeschleppt und in Brand gesteckt wurden, deuteten auf den engen Zusammenhang der Sitte mit der Naturreligion der Vorväter. In größeren Haushaltungen wurde der Julblock häufig im voraus mit Bändern und Gewinden geziert; kam aber der Augenblick, ihn aus dem Freien herein zu schaffen, so verfehlten wenige unter den männlichen Mitgliedern des Hausstandes, thätige Hand an's Werk zu legen. Unter lautem Jubelruf schleppte man den von Stricken umwundenen vorwärts, und mit Jubelgeschrei wurde er bewillkommt, sobald er die Halle erreicht hatte. Entzündet aber wurde der Yule-log an der Flamme eines sorgsam bewahrten Restes seines Vorgängers, sowie die Julkerze an der Flamme eines Restes der Kerze des vorhergehenden Jahres. Das Aufbewahren dieser Reste sollte das Haus vor Feuersgefahr schirmen. Es symbolisirte zugleich die lebendige Fortdauer der alten Festtraditionen, den alten Glauben an die unablässige Wiedergeburt der Natur, in deren Kreislauf jede neue Erscheinung an der ihr vorherge-

henden, jedes neue Jahr an dem vergehenden Jahre entzündet wird. Hochauflodernd glänzten nun die Flammen des Julblocks und der Julkerze den versammelten Hausgenossen und Freunden während der Winternacht zu Gesang, Tanz und Gelagen, und in saturnalischer Weise verwischte, auch in den Schlössern der Aristokratie, die Heiterkeit der Stunde die socialen Grenzen des Ranges und des Standes in der gemeinsamen Festfreude.

Unter dem Landvolk kamen in manchen Theilen Englands am Weihnachtsabend noch andere Gewohnheiten oder Nachklänge des alten Naturkultus zum Vorschein. So vergnügte man sich in dem obst- und kornreichen Devonshire im Kreise der Farmer, beim Scheine des Julfeuers, mit dem Genuß heißer Weizenmehlkuchen und dem einheimischen, selbst bereiteten Getränk des Apfelweins. Hatten die Versammelten nun eine Weile der Speise und des Trankes genossen, so brach man auf ein gegebenes Zeichen auf und begab sich, reichlich versehen mit den Spenden des Abends, in Procession in den benachbarten Obstgarten. Einige trugen Weizenkuchen, andere Humpen voll Apfelwein, noch andere endlich geladene Flinten und Pistolen. So näherte sich der Zug dem Hauptbaume des Gartens. Bei diesem angelangt, stellte die versammelte Schar sich im Kreise umher, und indem Frauen, Jungen und Mädchen laut schreiend den Baum ansangen:

Bear, bear apples and pears enough,
Barns full, bags full, sacks full!
Hurrah! hurrah! hurrah!

die Männer aber ihre Gewehre und Pistolen abfeuerten, legte einer der Träger die Weizenkuchenspende mit einer Heugabel auf den Aesten des gefeierten Baumes nieder, während ein anderer einen Humpen Apfelwein über seine Zweige versprengte. In ähnlicher Weise begrüßte die Procession die andern Bäume des Gartens und kehrte nun, nachdem sie die

Geister der Natur durch wohlgefällige Opfer günstig gestimmt, zu neuer Heiterkeit an das Julfeuer zurück.

Eine verwandte Sitte bestand in Norfolk, wo Obstgärten und Wiesen am Weihnachtsabend mit Tropfen des zur Julzeit viel getrunkenen gewürzten Bieres (spiced Ale) besprengt wurden. Um den new forest in Hampshire geschah dasselbe mit Feldern und Häusern, indem die Spendenden sangen:

> Apples and pears with right good corn
> Come in plenty to every one,
> Eat and drink good cake and hot ale,
> Give Earth to drink and she'll not fail.

Von vielen Familien wurde die Weihnachtsnacht durchgewacht, in der Absicht, der Mitternachtsmesse rechtzeitig beiwohnen zu können. Wo dies nicht der Fall war, erhoben die Insassen sich doch meist früh Morgens, vor Tagesanbruch. Der allgemeine erste Morgengruß, der Allen von allen Seiten entgegen schallte, war "ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr", und frühe Morgenbesuche bei Verwandten und Freunden waren an der Tagesordnung. Da gab es denn Schalen voll heißen, gewürzten Bieres, geröstetes Brot, Pfefferkuchen und Käse, und keiner verließ, ohne von den herzerfreuenden Vorräthen gekostet zu haben, die gastliche Schwelle. Weithin erschollen zu dem Läuten der Glocken die Christmas Carols umherwandernder Sänger und Musikanten; Scharen von jungen Burschen durchzogen lärmend die Straßen und forderten, an die Thüren klopfend und den Weihnachtsgruß wiederholend, Einlaß und Bewirthung.

War nun die gesammte Ortschaft wach geworden, so kam bald die Zeit zur zweiten Messe heran und Scenen ausgelassener, seltsamer Heiterkeit gelangten vor der versammelten

Zuhörerschaft in den Kirchen zur Aufführung. Hier waren es Jungen und Mädchen, die, Carols singend, ein auf dem Altar stehendes Holzbild des Neugeborenen unter Orgelbegleitung umtanzten; dort der Lord of misrule und seine Gesellen, die im Narrencostüm Tänze und Schwänke zum Besten gaben; an andern Orten die Priester selbst, die, nachdem sie sich der auf dem Altar deponirten Geldspenden bemächtigt, an den Stufen des Chors Karten und Würfel spielten, um, wie der Verfasser eines alten Carols sagt, dem wir diese Thatsache entnehmen,

"To make some present proof,
How well their hallowed pence will thrive."

Auch theatralische Vorstellungen in den Kirchen waren seit dem vierzehnten Jahrhundert in England zur Weihnachtszeit Sitte. Man nannte dieselben, wie in Deutschland, Mysterien. Dort wie hier waren Mönche und Priester die ersten Verfasser, die ersten Darsteller der dramatis personae. Man stellte dar die "Geburt Christi", "Jesus, Maria und die zwölf Apostel", "die Schöpfung", "die Sündfluth", "das Ende der Welt", kurz, neben dem speciellen Gegenstande des Festes Abschnitte der gesammten biblischen Geschichte. Später verbreitete sich das Drama aus der Kirche in Schulen, Gildenhäuser, Wirthshäuser, Häuser von Privaten, und Liebhaber aller Klassen begannen mit peripatetischen Schauspielern in der Bühnenkunst zu wetteifern. In den größeren Städten übernahm jede Gilde die Aufführung eines Mysteriums, so daß z. B. in York im Jahre 1415 nicht weniger als 54 verschiedene Aufführungen stattfanden. Unter Richard II. veranstalteten die Kirchendiener von London Bühnenspiele, welche drei Tage, unter Heinrich VII. Spiele, welche acht Tage lang dauerten. Es schilderten dieselben die ganze Geschichte des alten und neuen Testaments, von der Weltschöpfung bis zum Weltuntergang, und zugegen war der

königliche Hofstaat, nebst einer glänzenden Versammlung des Adels aus allen Theilen von England. Zu den Mysterien gesellten sich im Laufe der Zeit ferner die Moralitäten, eine Gattung Theaterstücke, in der das Spiel der sogenannten Nine Worthies[1] sich lange als Lieblingsstück erhielt; endlich komische Zauberstücke und Pantomimen, dergleichen bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Christmas Pantomimes von englischen Weihnachtsfreuden unzertrennlich geblieben sind.

Indeß wurde über der Augenweide nicht vergessen, was schon bei den Festlichkeiten der alten Völker eine große Rolle gespielt hatte: die Weide des Magens. Schmausereien und Gelage bildeten in Wahrheit einen wesentlichen, charakteristischen Bestandtheil der Weihnachtsfeier, und das Christmas dinner, obgleich in der Form seines Vorgangs wie seiner Speisen nicht mehr das der alten Zeit, hat, man darf dies ohne Uebertreibung behaupten, noch gegenwärtig in England das Interesse einer wahrhaft nationalen Angelegenheit.

Von dem Pomp der Weihnachtsschmausereien der früheren Jahrhunderte giebt ein aus Elisabeth's Regierung erhaltenes, für das Haus eines Gentleman bestimmtes Programm eine eindringliche Vorstellung. "Am Weihnachtstag," heißt es dort, "nachdem die Kirche aus ist, begeben die Gentlemen sich in die Halle zum Frühstück, mit Sülze, Senf und Malvasier. Um Mittag hat der für die Weihnachtszeit ernannte Kellermeister zu sehen, daß die Tische der Ordnung gemäß gedeckt und angerichtet werden, und die gewöhnlichen Kellermeister des Hauses haben Brot, Servietten und Tranchirbretter, sammt Gabeln und Messern, anständig, in guter Form, an jedem Tische zu vertheilen. Zum ersten Gange

[1] Josua, David und Judas Maccabäus als Vertreter der Juden; Hektor, Alexander und Cäsar als Vertreter der Heiden; Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon als Vertreter der Christen. Jeder von diesen hatte eine kurze Rede vorzutragen, die eine moralische Lehre einschärfte.

wird ein schöner großer Eberkopf hereingetragen, auf einer silbernen Schüssel, unter Musikbegleitung. Beim Souper sollen zwei Bedienten mit Wachsfackeln an der Spitze der Musikanten und Trompeter aufwarten und da bleiben, bis der erste Gang die Runde gemacht hat. Darauf sollen sie mit der Musik in die Speisekammer zurückkehren, und derselbe Gebrauch soll während der ganzen Weihnachtszeit beobachtet werden. Zur Nacht, vor dem Souper, giebt es Tanz und Lustbarkeiten und ebenso nach dem Souper, während der zwölf Weihnachtstage. Der Master of the Revels hat nach dem Diner und Souper ein Lied zu singen und die anwesenden Herren aufzufordern, mit ihm und der versammelten Gesellschaft im Chor zu singen und zu sehen, daß es anständig ausgeführt werde."

In dem vorstehenden Programm wird unter den Speisen nur des Eberkopfs als ersten Ganges erwähnt. Eberkopf galt traditionell für das edelste aller Weihnachtsgerichte, zum Theil vielleicht wegen der Erinnerung an die Gelage der alten nordischen Helden, die in Walhalla sich desselben Bratens erlabten. Eine entsprechende Anzahl Carols erklangen daher zu Ehren des edeln Hauptes, wenn es, eine Citrone im Rachen, mit Rosmarinzweigen ausgeschmückt, in feierlicher Procession herbeigetragen, in der Speisehalle erschien. War aber der erste Gang durch feierlichen Empfang ausgezeichnet, so geschah den nachfolgenden nicht weniger Ehre durch herzhaftes Zulangen. Der zweite Gang bestand aus kolossalen Fleischpasteten und zahlreichen Schüsseln wilden und zahmen Geflügels: Kranichen, Reihern, Rebhühnern, Kibitzen, Schnepfen, Kapaunen, Truthühnern und Pfauen; der dritte aus einem Mince-Pie genannten süßen Gebäck und Plumpudding. Bier und Wein wurden in unerschöpflichen Quantitäten aus großen Humpen getrunken. Die vor und nach dem Souper stattfindenden Lustbarkeiten umfaßten, außer Tanz und Musik, Theater, Kunststücke der Magie, Karten-

und Würfelspiel, sowie mannigfache Gesellschaftsspiele, von welchen letzteren das noch heute beliebte "Kissing under the mistletoe" am allgemeinsten bekannt und am weitesten verbreitet ist.

So dauerten nun zwölf Tage hindurch Schmausereien und Lustbarkeiten ohne Aufhören fort, und vorzugsweise während dieser Epoche, die mit dem Dreikönigstage zu Ende ging, hatten die Lords of Misrule, Masters of Merry Disports und Abbots of Unreason Sorge zu tragen, daß an Vergnügungen und Unterhaltungen kein Mangel sei. Am glänzendsten gestalteten die Festlichkeiten sich natürlich am königlichen Hofe, wo unter andern für Mummenschanz beträchtliche Summen verausgabt wurden. Doch fehlt es auch nicht an Berichten über prächtige Maskenaufzüge, welche die Bürger von London zu Ehren populärer Fürsten veranstalteten, wie ein solcher z. B. im vierzehnten Jahrhundert zu Ehren Richard's, Sohns des schwarzen Prinzen, mit großem Pomp zur Ausführung gelangte. "Am Sonntage vor Lichtmeß, (erzählt Stowe über diesen Vorfall) in der Nacht, begaben sich viele Bürger, verkleidet, zu Pferde, unter Trompeten-, Hörner- und Schalmeienklang und begleitet von zahllosen Wachsfackelträgern, von Newgate, über die Brücke, durch Southwark und so fort nach Kennington, bei Lambeth, wo der junge Prinz mit seiner Mutter und seinem Oheim, dem Herzog von Lancaster, den Earls von Cambridge, Hertford, Warwick und Suffolk und verschiedenen andern Lords residirte. In der ersten Colonne ritten achtundvierzig, gekleidet wie Schildknappen, je zwei und zwei, in Röcken und Gewändern von rother Seide, mit blanken Visiren vor ihren Gesichtern; nach ihnen kamen achtundvierzig Ritter, in denselben Farben und Anzügen; sodann folgte einer, reich angethan wie ein Kaiser, und nach ihm in einiger Entfernung ein anderer, stattlich geschmückt wie ein Papst, dem vierundzwanzig Cardinäle folgten, und nach diesen acht oder zehn

mit schwarzen Visiren, die nicht freundlich aussahen, wie wenn sie Gesandte von fremden Fürsten wären. Nachdem diese Masken Kennington erreicht hatten, stiegen sie von ihren Pferden und betraten die Halle zu Fuß, worauf der Prinz, seine Mutter und die Lords aus dem Saal in die Halle kamen und die besagten Mummer sie begrüßten, und indem sie ein paar Würfel auf den Tisch legten, ihren Wunsch kund gaben, mit dem Prinzen zu spielen, wobei sie die Würfel so zu handhaben wußten, daß der Prinz gewann, wenn er sie warf. Dann setzten die Mummer für den Prinzen nacheinander drei kostbare Preise aus, eine goldene Schale, einen goldenen Becher und einen goldenen Ring, die der Prinz in drei Würfen gewann. Hierauf setzten sie der Mutter des Prinzen, dem Herzog, den Earls und den andern Lords, jedem einen goldenen Ring aus, die sie gleichfalls gewannen. Darnach wurden sie bewirthet und Musik erklang, und der Prinz und die Lords tanzten mit den Mummern, die gleichfalls mit einander tanzten, und nachdem diese Unterhaltung vorüber war, setzte man ihnen wiederum zu trinken vor und sie entfernten sich in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren."

Als im Jahr 1523 Heinrich VIII. die Weihnachtszeit in Greenwich feierte, wurde am Dreikönigstage folgende seltsame Maskerade aufgeführt. In die große Halle, wo die Königin mit ihrem Hofstaat versammelt war, bewegte sich ein Berg, "Berg des Reichthums" geheißen. Dieser Berg war voll von prächtigen seidenen Blumen und besonders von vollschotigem Ginstergesträuch, dessen Zweige aus grüner Seide bestanden und die Blumen aus damascirtem Gold, was Plantagenet bedeutete. Auf dem Gipfel des Berges stand ein zierlicher Leuchtthurm, Licht verbreitend, und um den Leuchtthurm herum saßen der König und fünf andere Personen, alle in Röcken und Mützen von rothem, goldgestickten, mit Goldspangen geschmückten Sammet; und

vier wilde Waldmenschen zogen den Berg, bis er vor die Königin kam. Nun stiegen der König und seine Begleiter herab und tanzten. Plötzlich öffnete sich dann der Berg und heraus kamen sechs Damen, alle in rothem, mit Gold und Perlen gesticktem Sammet, mit französischen Hauben auf dem Kopf, und sie führten allein unter sich Tänze auf. Dann nahmen die Lords des Berges die Damen und tanzten zusammen, und die Damen gingen wieder hinein, und der Berg schloß sich und wurde so zur Halle hinausgeführt.

Sechzehn Jahre später begründete derselbe König die Reformation in England, und Meinungen und Ideen begannen Gestalt zu gewinnen, deren Richtung der alten ausgelassenen Festlust schnurstracks zuwider lief. Aber so tiefe Wurzeln hatte die Tradition der Weihnachtsfestlichkeiten in der Masse des Volks geschlagen, daß weder die finstere Feindseligkeit des Puritanismus, noch, was mehr sagen will, die revolutionären Stürme des siebzehnten Jahrhunderts im Stande waren, sie zu vernichten. Allerdings wurde in Schottland das Amt des Abbot of Unreason schon im Jahre 1555 durch Parlamentsbeschluß abgeschafft und der vergnügungssüchtige Heinrich VIII. selbst erließ ein Edict gegen die Fortsetzung der Mummereien, weil, wie es hieß, unter ihrem Deckmantel die Begehung von Verbrechen erleichtert werde. Wie aber den Sitten des Volks überhaupt eine lange und hartnäckige Widerstandskraft gegen den Einfluß politischer Veränderungen innewohnt, so wurde auch die große Masse der Weihnachtsspiele keineswegs unmittelbar in den Sturz des Katholicismus verwickelt. Mit besonderem Glanze wurden sie, und zwar unter der Mitwirkung politischer Motive, gefeiert während der Regierung von Heinrich's jugendlichem Nachfolger. Damals (so berichtet Holinshed), bald nach der Hinrichtung des Herzogs von Sommerset, ernannte der Staatsrath einen "mehr als gewöhnlich respectablen" Mann, den als Dichter und Geschichtsschreiber bekannten Advokaten

George Ferrars, zum königlichen Lord of Misrule, und allgemein war die Befriedigung über die Art, wie er sein Amt verwaltete. "Sicherlich," fügt der Berichterstatter hinzu, "ein Beweis großen Taktes seitens des Staatsraths, dessen Wahl einen so respectabeln Mann traf. Denn die unter seiner Direktion stattfindenden Vergnügungen trugen viel dazu bei, der allgemein herrschenden Mißstimmung entgegen zu wirken und den Sinn des Königs von den schwermüthigen Gedanken abzuziehen, mit welchen die Verurtheilung seines Oheims, des Herzogs von Sommerset, ihn erfüllt hatte."

Ueber die Weihnachtsfestlichkeiten der Londoner Advokatenzunft sind noch aus den Jahren 1627 und 1635 ziemlich ausführliche Mittheilungen aufbewahrt. Die Advokaten erwählten damals, wie in früheren Jahrhunderten, ihre Lords of Misrule, und höchst pomphaft traten diese Herren nicht allein in den Advokatenquartieren von Lincolns Inn und dem Tempel, sondern überall in den Straßen der Londoner City auf. Sie waren umgeben von einem Hofstaat, bestehend aus einem Lordsiegelbewahrer, Lordschatzmeister (nebst acht Schatzbeamten), einem Capitain der Garde und zwei Kaplanen, welche letzteren so von der Vorstellung der Würde ihres Souverains durchdrungen waren, daß wenn sie in der Tempelkirche vor ihm predigten, sie ihn von der Kanzel mit drei Verbeugungen grüßten. Der Lord of Misrule vom Jahre 1635 speiste, sowohl in der Tempelhalle als in seinem Zimmer, unter einem Thronhimmel. Die Partisanen für seine Garde hatte ihm Lord Salisbury geliehen. Lord Holland, sein zeitweiliger Oberrichter, versah ihn mit Wild, der Lord Mayor und die Sheriffs von London mit Wein. Jeden Morgen war er frühe auf und brachte seine Offiziere zusammen. Nach dem Frühstück besorgte man sodann die laufenden Geschäfte bis zum Abend, wo die Lustbarkeiten bis zum Ende der Feiertage täglich erneuert wurden. Jeden Abend erschie-

nen die Oberrichter und die jüngern Anwälte mußten vor ihnen und dem versammelten Hofstaate des Lord of Misrule Tänze aufführen. Als diese Sitte bei einer Gelegenheit unterblieb, fühlte die ganze Advokatenzunft sich beleidigt und die Delinquenten wurden des Beispiels halber durch Decimirung aus der Gesellschaft von Lincolns Inn entlassen, für den Fall aber, daß ein gleiches Vergehen wiederholt würde, mit Geldbuße oder Ausstoßung aus der Advokatenzunft bedroht. Denn man hielt jene Tänze "für äußerst geeignet, die Herren zu andern Zeiten besser für ihre Studien zu stimmen". Als der eben erwähnte Lord of Misrule am Dreikönigstage zur Kirche ging, empfing er zahlreiche Petitionen, die er seinem Meister der Bittschriften übergab, und wie andere Könige, hatte er einen Günstling, den er, sammt andern Gentlemen von Stande, nach seiner Rückkehr aus der Kirche zum Ritter schlug. Seine Ausgaben, alle aus seiner eigenen Börse bestritten, beliefen sich auf 2000 Pfund Sterling. Nach seiner Absetzung schlug der König selbst ihn in Whitehall zum Ritter.

Die Universitäten Oxford und Cambridge standen in Heiterkeit nicht hinter den weniger von Gelehrsamkeit verdunkelten Theilen des Landes zurück. Auch sie wählten noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts pomphafte Lords of Misrule. Auch wird von ihnen berichtet, daß sie am Dreikönigstage die vielberühmten "Könige und Königinnen der Bohne" erkürten und unter dem Scepter besagter Potentaten eine Reihe von Tagen mit großen Festlichkeiten dahin brachten. Aus welchem Grunde der Bohne eine so hohe Ehre bei den gelehrten Körperschaften zu Theil wurde, ob etwa Pythagoräische Anklänge zu der Wahl dieses Symbols mitwirkten, liegt im Dunkel. Es war aber in Oxford und Cambridge hergebracht, für den Dreikönigstag eine besondere Art von Festkuchen zu backen. In jeden dieser Kuchen wurde eine Bohne verborgen und der königliche Mantel fiel auf die

Schultern des Glücklichen, der beim Zerschneiden des Gebäcks das Stück mit der Bohne erwischte. Von den Universitätsstädten verbreitete die Sitte sich über das Land, und so manche andere Festartikel sonst im Laufe der Zeit wegen Mangel an Nachfrage abhanden gekommen, der mittelalterliche Dreikönigskuchen erfreut sich noch heute, mehr als dreihundert Jahre nach der Reformation, eines beträchtlichen Absatzes, wie auch andererseits die Wahl zu dem Bohnenkönigthum mit einigen modernen Modifikationen noch jetzt hie und da fortgesetzt und in Ehren gehalten wird.

In den nördlichen Grafschaften bestand noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine die Sitte der früher erwähnten weihnachtlichen Brandschatzungen fortsetzende Gewohnheit. Drei Tage nach dem Dreikönigstage zogen zwei seltsame Gestalten, von einer Musikbande begleitet, einen Pflug hinter sich herschleppend, durch die Dörfer von Haus zu Haus. Die eine dieser Figuren, in der maskenhaften Verkleidung eines alten zerlumpten Weibes, war bekannt unter dem Namen Old Bessy; die andere, eine Mannsgestalt, repräsentirte den Narren par excellence, in dem zottigen Costüm eines verwilderten Waldmenschen. Vor den Häusern wurde Halt gemacht und die grotesken Genossen führten eine Reihe wunderlicher Tänze und mimischer Zweikämpfe auf. Waren diese beendet, so forderten sie von den Hausbewohnern Geld oder Viktualien, vor den Häusern aber, wo ihr Begehren kein Gehör fand, rissen sie mit dem mitgeschleppten Pfluge die Erde auf und setzten, unter dem begleitenden Katzenlärm der Musikanten, ihre Wanderung fort.

Spuren einer andern, wie es scheint, sehr alten Volkssitte, bei deren Darstellung den jüngeren Repräsentanten des weiblichen Geschlechts die Hauptrolle zufiel, haben sich in Cornwall erhalten. Am Sylvester- oder Dreikönigsabend machen die jungen Mädchen und Frauen die Runde mit einer Bowle des zur Julzeit so beliebten heißen Biers, welche sie

den Vorübergehenden, wie den Insassen der Häuser, unter Glückwünschen zum Trunke darreichen. Für das Kosten des Gebräues aber erwarten die schönen Spenderinnen Geschenke, deren Gesammtertrag schließlich den Mitgliedern der Expediton zu Gute kommt. Den Ursprung dieser Sitte führt man zurück auf die Epoche der Ankunft der Angelsachsen in England. Rovena, die Tochter des Hengist, heißt es, überreichte dem Vortigern, König der Briten, eine Bowle ähnlichen Trankes, indem sie ihn begrüßte mit den Worten Waes Hael, d. h. Heil dir, mein König. Daher der Name Wassailbowl, mit dem man die Sitte noch heutzutage benennt.

---

2. Fastnacht bis Frühlingsanfang.

Bunt, mannigfaltig bewegt und zu reichlicher Länge und Breite ausgedehnt, verfloß so in England die weihnachtliche Festzeit; aber endlich kam der Februarmonat heran und die Herrschaft der Lords of Misrule, gleich der so mancher andern Potentaten, erreichte ein Ende. Die nächste Epoche im jährlichen Cyklus der Volksspiele war nun Fastnacht und zuvörderst der vorzugsweise Fastnachtstag genannte Tag selbst. Charakteristische Details über die Lustbarkeiten dieses Tages sind uns durch Fitzstephens, einen Chronisten des zwölften Jahrhunderts, erhalten. Fastnachtstag war, diesem Berichterstatter zufolge, ein großer Festtag in der City von London, vor allem für die Zöglinge der öffentlichen Schulen. Es hatten dieselben die Erlaubniß, am Fastnachtstage Kampfhähne in die Schule mitzubringen, und das Hauptvergnügen der Morgenstunden bestand in einer Reihe von Hahnenkämpfen, die in den Schulzimmern, vor den Lehrern und der versammelten Jugend, stattfanden. Gelang es einem der Hähne, aus der Arena zu entwischen, so fiel er als Beute dem Lehrerpersonal zu. Nachmittags zog die Schuljugend hinaus in's Freie, wo auf den Wiesen der Vorstädte Smithfield und Moorfields Fußball gespielt, oder gymnastische Wettkämpfe des Laufens, Ringens und Schleuderns aufgeführt wurden. Die Rathsherren der Stadt, die Väter der Jugend, folgten zu Pferde und sahen den Belustigungen der Jungen zu.

Aehnliche Festlichkeiten wurden jeden Sonntag während der Fastenzeit erneuert. Auch die Sprößlinge des Adels erschienen auf den Wiesen der Vorstädte, nur daß sie, ihrem Stande gemäß, bewaffnet und zu Pferde hinauszogen und

sich ausschließlicher an den ritterlichen Evolutionen des Turnierens und Pferderennens ergötzten. Mit diesen Belustigungen wechselten Mummereien und Maskeraden, oder die Schauspiele von Bären-, Stier- und Pferdehetzen, welche letzteren weiter unten eine ausführlichere Erwähnung finden werden. Seit dem vierzehnten Jahrhundert vermehrten auch theatralische Aufführungen, tragische und komische, Mysterien, Moralitäten und Schwänke, die Unterhaltungen der Fastnachtszeit.

Hatte nun die Passionswoche dem Fasching seine natürliche Grenze gesetzt und waren die Ostertage vorüber, so trat in dem Strom der Festlichkeiten eine Ebbe ein. Erwähnung verdienen jedoch, als der Osterzeit angehörig, die Volksgebräuche der sogenannten Wakes und Church ales, sowie die merkwürdigen Ceremonien des Hockday oder Binding Tuesday, beide mehr unter dem Landvolk als in Städten üblich. Die "Wakes" wurden ursprünglich an den Einweihungstagen von Kirchen, oder an den Geburtstagen der Heiligen gefeiert, denen die Kirchen geweiht waren. Um ein genügendes Unterkommen zu finden, errichtete nun das zusammenströmende Volk im Umkreise der Kirche Buden und Zelte, schmückte dieselben mit Baumzweigen und verlebte in diesen improvisirten Behausungen den Festtag, unter religiösen Uebungen, in geselliger Weise. Später fand die Menge sich schon am Vorabend des Festes zusammen, wachte die Nacht durch (daher der Name Wakes) und zog um Mitternacht, als dem Beginn des festlichen Tages, in Procession, mit brennenden Lichtern, in die Kirche. Nicht lange aber, so arteten diese religiösen Nachtwachen in wilde Gelage aus. Tanz, Schmausereien, Ausschweifung aller Art traten an die Stelle der vorbereitenden Gebete, und je größer der Ruhm des Heiligen, eine um so zahlreichere Volksmenge umwogte lärmend und tobend die ihm geweihte Kirche am Vorabend seines Festes. Bald füllten die Zelte und Buden sich mit den

Kramwaaren hausirender Kaufleute, und die religiöse Nachtwache war in einen weltlichen Jahrmarkt verwandelt. In solcher Weise hatte denn die ursprüngliche Sitte der "Wakes" praktisch ihr Ende erreicht und die kirchlichen Behörden säumten nicht, den Neigungen des Volks Rechnung zu tragen. Der Name "Wakes" wurde beibehalten; aber während der Skandal der Nachtwachen aufhörte, richtete man an ihrer Statt regelmäßige Jahrmärkte ein, die fortan, statt der "Wakes", mit dem Festtage des Heiligen zusammenfielen.

Die "Church Ales" standen mit dieser weltlichen Metamorphose der "Wakes" in der engsten Verbindung. Die Kirchenältesten nämlich geriethen, in richtiger Würdigung des Volksgeschmacks, auf den Gedanken, für den Festtag des Heiligen Bier brauen zu lassen, von dessen Verkauf sie sich unter den Umständen einen ansehnlichen Ueberschuß versprachen, der dann, wie sie meinten, am passendsten zur Erhaltung und Ausbesserung der Kirche, zum Ankauf von Kirchenbüchern und geistlichen Gewändern, zu einer entsprechenden Verminderung der Taxen des Kirchspiels würde verwendet werden. So entstand die Sitte der "Church Ales" oder Easter and Whitsun ales. Man schenkte das Bier nicht nur auf dem Kirchhof, sondern im Innern der Kirche selbst. An das Trinken des Kirchenbiers schlossen sich in der Folge, ebenfalls unter Leitung der Kirchenältesten, Schmausereien an, zu denen die Bewohner des Kirchspiels die Provisionen beisteuerten. Auch für diese letzteren mußten die Theilnehmer zahlen und eine unter Beihülfe der zuvor erregten Heiterkeit veranstaltete Collecte brachte die einträglichen Finanzoperationen der Kirchenbehörden zum Schlusse. Der unwürdige Charakter dieser Kirchweihfeste liegt zu sehr auf der Hand, als daß es nöthig wäre, ihn näher zu bezeichnen. Sie blieben übrigens, trotz der Reformation, noch unter Elisabeth's Regierung in Blüthe. Im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts arteten sie mehr und mehr zu der rohesten Form ländlicher Jahrmärkte aus, und

nur die niedern Schichten des irländischen Volks setzen heutzutage die Sitte noch in alter Weise fort. Addison's berühmte Wochenschrift „Spectator", deren reiner Stil und gesunde Kritik so mächtig auf die Bildung eines besseren Geschmacks während des achtzehnten Jahrhunderts einwirkten, beschreibt eine zeitgenössische country wake mit dem Tone unverhehlten Widerwillens. "Es war dort," sagt er, "eine Bande von Kerlen, die sich mit Stöcken durchprügelten und sich die Köpfe zerschlugen, um auf die Herzen ihrer Schätzchen einen Eindruck zu machen. Eine andere Bande führte Ring- und Boxkämpfe auf, und der Squire, (der Hauptgrundbesitzer des Kirchspiels), ermuthigte die Kämpfenden, indem er einerseits ein Oxhoft Bier zum Besten gab, andererseits demjenigen, welcher die meisten Gegner zu Fall brachte, einen Filzhut als Siegespreis aussetzte. Außerdem gab es Hahnenkämpfe, das brutale Throwing at Cocks genannte Wurfspiel, d. h. die Kunst, Hähne mit Knitteln und Steinen zu Tode zu werfen, Wettlaufen im Sack und ähnliche Possen." Der sicherlich nicht zu beklagende Verfall dieser Reliquien des Merry Old England datirt erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Hockday oder Binding Tuesday verdankte einem bedeutungsvollen Ereigniß der englischen Geschichte seine Entstehung und nimmt aus diesem Grunde ein allgemeineres Interesse in Anspruch. Es war der Dienstag nach dem zweiten Sonntage nach Ostern, der Todestag des Dänenkönigs Hardi-Kanut, in dessen Folge die Herrschaft der Dänen in England zusammengebrochen war (1042). Diese frohe Begebenheit wurde in der Erinnerung der Nachwelt wach gehalten, indem das befreite Volk alljährlich, bei der Wiederkehr des Tages, sowohl den früheren Zustand der Dinge als die Thatsache der Befreiung, durch das Spiel des Bindens und des Erlösens von Banden, dramatisch zur Erscheinung brachte. War nämlich der "Hocktag" herangekommen, so theilten die Bewohner des Orts sich in zwei

feindliche Lager, ein Lager der Männer und ein Lager der Frauen, deren einem am Montag, dem andern am Dienstag die Herrschaft über ihre Gegner zufiel. Abwechselnd nun machten die Männer die Frauen und die Frauen die Männer zu Gefangenen, banden einander mit den Stricken der Knechtschaft und gaben sich, nach kurzer Haft, den Genuß der Freiheit zurück. Man bezeichnete diese Art des Bindens, von der Art der Anlegung der Stricke am Kniegelenk, durch das Wort hock, daher der Name Hockday. Für die Freilassung mußte von beiden Seiten ein Lösegeld entrichtet werden, ursprünglich, wie es heißt, für fromme Zwecke, später jedoch unzweifelhaft, um aus dem so gesammelten Fonds die Kosten anderer, gleichzeitig stattfindender Vergnügungen bestreiten zu können. Vor allen englischen Städten zeichnete sich an diesen festlichen Tagen die Stadt Coventry aus. Seit früher Zeit hatte dort die Handlung des Fesselns und Entfesselns die Form eines populären Dramas angenommen, und in so großen Verhältnissen, mit solchem Glanz und Pomp wurde dieses Drama von dem Volke von Coventry zur Aufführung gebracht, daß das Coventry Play of Hocktuesday noch im sechzehnten Jahrhundert eines weitverbreiteten Ruhmes in England genoß. Als im Jahre 1575 Graf Leicester zu Ehren der Königin Elisabeth in Kenilworth Castle eine Reihe pomphafter Festlichkeiten veranstaltete, durfte das Coventry Play nicht fehlen. Leute von Coventry erschienen auf Einladung Leicester's in Kenilworth, und lebhaft war das Gefallen der jungfräulichen Königin an der Aufführung des alten Stücks, welches nach langem, heftigen Kampfe mit der triumphirenden Abführung der gefangenen Dänen durch die englischen Frauen endete. Zwei Schafböcke und fünf Mark Silber belohnten, außer den unmittelbaren Kundgebungen königlicher Gnade, die populären Spieler.

---

3. Die Maispiele.

Inzwischen war das heitere Licht der Frühlingssonne von neuem über der Welt aufgegangen. Die Wiesen bedeckten sich mit jungem Grün, die Wälder rauschten von frischer Blätterfülle, die ganze Natur erwachte zu neuem kräftigen Leben. In diesem physischen Wiedererwachen der Natur aus ihrem Winterschlaf waltet die Macht eines festlichen Impulses, der zu keiner Zeit, an keinem innerhalb der gemäßigten Zone lebenden Volke, wirkungslos vorübergegangen ist. Seit es eine Poesie gab, schöpfte sie aus ihm unvergängliche Inspirationen; mit ewig verjüngter Jugendfrische offenbart er sich in der gesammten Welt der Ideen und Gefühle, in dem Leben des Herzens, in der religiösen Hoffnung geistiger Wiedergeburt und Unsterblichkeit.

Tief verwachsen mit dem Dasein der Menschheit, und periodisch gebunden an den Umschwung des Jahres, mußte dieses große Naturereigniß daher auch in den festlichen Gewohnheiten der Völker zu lebendigem Ausdruck gelangen. Der eigentliche Beginn des physischen Frühlings, im Unterschied von dem astronomischen Frühling, fällt aber in den Anfang des Maimonats. Wenn der April mit seiner sprüchwörtlichen Unbeständigkeit noch gewissermaßen den Kampf der neuen gegen die alten Naturmächte versinnlicht, so offenbart der Mai recht eigentlich den Triumph, die erste freie, von Heiterkeit glänzende Entfaltung des neuen Lebens. In der letzten Aprilnacht feiert das nebelhafte Hexengesindel noch einmal seinen Carneval auf dem Blocksberg; dann verschwindet es

in seine Löcher und Höhlen vor dem siegreichen Einzuge des Königs Mai. Dies ist der Ideengang, welcher, wie den verwandten altheidnischen Festlichkeiten, so den englischen Maispielen zu Grunde lag. Und vor Allem war es natürlich der erste Mai, der vorzugsweise May-day genannte Tag, auf den der Glanz der Maispiele sich concentrirte. Doch beweisen die uns erhaltenen Nachrichten zur Genüge, daß die Festlichkeiten keineswegs auf diesen Einen Tag beschränkt waren. Sie dauerten im Gegentheil, mit kurzen Unterbrechungen, den größten Theil des Monats hindurch fort und grenzten mitunter in ihren letzten Ausläufern unmittelbar an die Vergnügungen der Pfingstzeit. Alle Stände nahmen daran Theil. Die laue Mailuft wehte auch über die düstern Mauern der Städte herüber; sie begeisterte den Bürger wie den Landmann zu gleichen Kundgebungen der Freude über das Wiedererwachen der Natur, zu Processionen und Lustbarkeiten, die den heitern Naturkultus der Alten, innerhalb einer christlichen Bevölkerung, mit naiver Unbefangenheit erneuerten.

Die Festlichkeiten des ersten Maitages waren, so lange die Maispiele in England dauerten, überall wesentlich dieselben. Ueberall wenigstens bildete das Herbeischaffen, das Ausschmücken oder Errichten des sogenannten Maibaumes den Mittel- und Culminationspunkt des Festes; um diesen gruppirte sich, wie um ein festes Centrum, der bunte Wechsel aller andern Vergnügungen des Tages. Im Einzelnen bestanden nach den Localsitten Verschiedenheiten der äußern Ausstattung, wie der Theilnahme der Bevölkerung. Es gab Ortschaften, in welchen der Maibaum auf dem Marktplatze in der Mitte des Dorfes seine bestimmte Stelle einnahm, wo er als sociale Institution das ganze Jahr hindurch, neben der Kirche und dem Rathhause, seinen Platz hatte, "ein der Blumengöttin geweihtes Denkmal," wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, das nie verletzt wurde. An andern

Orten wurde er mit großem Pomp und Gepränge alljährlich aus dem Walde herbeigeholt. Der Beginn der Festlichkeiten aber fiel in beiden Fällen mit dem ersten Anbruch des Tages zusammen.

Kaum war der letzte Glockenschlag des April ausgeklungen, als, wie auf ein gegebenes Signal, die ganze Ortschaft in Bewegung gerieth. Männer, Frauen, Kinder, Alt und Jung, sammelten sich, das Erscheinen des Frühlings begrüßend, auf Straßen und Plätzen, unter dem mitternächtlichen Himmel und rüsteten sich lärmend zum Auszug in die benachbarten Wälder und Berge. Fackeln oder Mondschein leuchteten dem Zuge, der sich bald in einer großen Masse fortbewegte, bald in einzelne Haufen trennte. Mit dem Jubel der Masse mischten sich die Weisen der begleitenden Musikbande, das Rollen des mitgeführten Maiwagens, das Brüllen der Ochsen, welche diesen zogen. Beim Walde angelangt, zerstreute die bacchantische Gesellschaft sich nach allen Seiten. Hier führte man auf der offenen Waldwiese Tänze auf, dort sammelte man den ersten Flor junger Blumen und Zweige zu festlichen Kränzen und zu duftenden Gewinden. Aus dem Dickicht schallten tausendfache Stimmen wiederhallend durch den halb erleuchteten Wald: Stimmen der aus ihrem Schlafe geweckten Thierwelt, Stimmen der Schwärmenden, von denen manche, phantastisch verkleidet, in den aus den Waldscenen des "Sommernachtstraums" und der "lustigen Weiber von Windsor" bekannten Costümen, die Bewohner des Waldes nachahmten und durch plötzliches Erscheinen oder Verschwinden bald Schrecken, bald Heiterkeit verbreiteten. Das alte Naturreich der Dryaden und Oreaden, der Nymphen und Satyrn schien im ungewissen Zwielicht der Mainacht zurückgekehrt. Ueberraschen durfte es denn auch nicht, daß seine magische Wirkung den alten mächtigen Einfluß auf die erregten Sinne ausübte, daß im stillen Dunkel

der Schattengänge nicht selten das Spiel zur Orgie ausartete und mehr als Eine Tugend zu Falle brachte.[1]

So wurde die Nacht durchschwärmt, bis das Aufdämmern des Morgenroths den Anbruch des Tages verkündete, bis die Sonne des ersten Maitages über dem Walde empor stieg. Der Sonnenaufgang gab nun das Signal zum Aufbruch und zur Rückkehr. Unter dem Klange der Festmusik sammelten die zerstreuten Schwärmer sich von allen Seiten her um den Maiwagen, der, beladen mit den Schätzen des Waldes, zum Empfang des unter Blumengewinden und farbigen Bändern verhüllten Maibaumes bereit stand. Mit Kränzen und Blumen war das Volk, mit Kränzen und Blumen der stattliche Zug der Ochsen geschmückt, die, öfter bis zur Zahl von dreißig bis vierzig Joch, den Festwagen bespannten. Unter dem lauten Jubel der versammelten Menge wurde jetzt der Maibaum auf den Wagen gehoben und mit allen Zeichen ausgelassener Heiterkeit, singend, tanzend, lärmend, setzte der bacchische Zug sich nach dem Dorfe in Bewegung. Hier richtete man sodann den Baum an der ihm geweihten Stelle mit allem Pomp und Ehren, wie das Bild eines Gottes (a stinking idol, sagt der oben erwähnte Berichterstatter) auf, und um ihn her, wie sonst um Tempel und Kirchen, entstand eine luftige Kolonie von Zelten, Lauben, Sommerhäuschen, in denen das Volk sich zu unendlichen Schmausereien und Gelagen einquartierte. Im Laufe des Tages fanden populäre Spiele, ähnlich den früher beschriebenen, statt. Abends wurden Freudenfeuer angezündet, und erst die Mitternacht machte den lärmenden Lustbarkeiten ein Ende.

In größeren Städten, wie London, hatte jedes Kirchspiel seinen Maibaum, oder zwei bis drei Kirchspiele von ge-

[1] I have heard it credibly reported, sagt, vielleicht übertreibend, ein den Maifesten abholder Berichterstatter, that of hundred maids going to the wood, scarcely the third part returned as they went.

ringerer Ausdehnung vereinigten sich zu gemeinsamer Begehung des Festes. Tanz, Bogenschießen, theatralische Aufführungen, Freudenfeuer, kurz ein großes Concert von Vergnügungen aller Art füllten auch hier den ganzen Tag aus. Der Hauptmaibaum der Londoner Bürgerschaft stand im Centrum der City, in der Cornhill genannten Straße, gegenüber St. Andrew's Church.

Wie der Lord of Misrule den Lustbarkeiten der Weihnachtszeit als leitende Behörde vorstand, so wählte man für die Maispiele einen Lord und eine Lady of the May, dem Feste zu präsidiren. Auch hier fehlte es nicht an den entsprechenden Costümen, wobei selbstverständlich die grüne Farbe des Frühlings, und Verzierungen mit Blumen, Kränzen und Guirlanden vorwogen. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als die altbeliebten Erzählungen des berühmten Wilddiebes Robin Hood in Form von Balladen eine erneute Popularität gewannen, ergriff die Volksphantasie in ihm, dem kühn umherstreifenden Wald- und Naturmenschen, die Idee eines glücklichen Vorbildes des Maikönigthums. Bald erschienen die Maikönige allerorten in der Rolle und dem Costüm Robin Hood's. Die Lady of the May personificirte Marian, seine Geliebte; sein Gefolge kannte man allgemein als Robin Hood's men. Alle, Maikönig, Maikönigin und ihr Hofstaat waren in Grün gekleidet und mit Bogen, Pfeilen, Schildern und Schwertern bewaffnet.

Von der unbegrenzten Popularität, deren diese Idee damals genoß, geben mehrere Berichte aus Heinrich's VIII. Regierung eine lebhafte Vorstellung. Heinrich VIII., mürrisch, finster, verschlossen, wie er in späteren Jahren sein mochte, war im Beginn seiner Regierung ein großer Freund glänzender Vergnügungen, festlicher Spiele und athletischer Künste. So ging auch die Festzeit des Maimonats nicht ohne seine königliche Betheiligung vorüber, und die Robinhood-Mode fand an ihm, dem leidenschaftlichen Jäger,

einen eifrigen Gönner und Beschützer. Eines Maimorgens früh, wird erzählt, erschien er plötzlich, in Begleitung von zwölf Hofcavalieren, er selbst im Costüm Robin Hood's, jene im Costüm von Robin Hood's Leuten, im Zimmer der Königin, die im Kreise ihrer Damen eben mit Lectüre beschäftigt war. Ein großer Schreck bemächtigte sich bei dem unerwarteten martialischen Anblick der überraschten Frauen. Der König jedoch, die Wirkung seines Ueberfalles bemerkend, brach in lautes Gelächter aus, improvisirte mit seinen Leuten einige Tänze und entfernte sich dann, wie er gekommen war.

Ein anderes Mal war auf seinen Befehl ein glänzendes Maifest bei Shootershill, in der Nähe von Woolwich, angeordnet. Von Greenwich, seiner damaligen Residenz, mit der Königin und einem großen Gefolge von Herren und Damen durch die frischbegrünte Landschaft nach Shootershill zu spazieren reitend, wurde er unweit des letztgenannten Ortes von einem zweihundert Mann starken Trupp der Offiziere seiner Leibgarde empfangen, die, mit ihrem Capitain als Robin Hood an ihrer Spitze, alle grün gekleidet und mit Pfeil und Bogen bewaffnet, die Leute Robin Hood's darstellten. Zum Beginn des Spieles nun schossen diese nachgemachten Waldmenschen zuerst ihre Pfeile ab; dann luden sie den König ein, zu sehen, wie sie lebten. Mit gnädiger Herablassung nahm der König ihre Einladung an, und unter dem weithin schallenden Klang der Hörner geleitete Robin Hood mit seinen Leuten die königliche Cavalcade in das Innere des den Hügel umgebenden Waldes. Dort war aus Baumstämmen, grünen Zweigen, Blumengewinden und wohlriechenden Kräutern ein geräumiges Gartenhaus errichtet, ausgestattet mit Eingangshalle, Salon und Boudoir. Robin Hood entschuldigt sich, daß er dem Könige kein besseres Quartier bieten könne. Der König tritt beifällig in die grüne Halle ein, und läßt sich, während sein Gefolge

wartet, mit der Königin an einer in dem Salon gedeckten Tafel nieder, wo die Waldmenschen das Herrscherpaar mit Wildbraten und Wein bewirthen. Auch diese Bewirthung erfreut sich des allerhöchsten Beifalls. Am Ende des Mahls drücken König und Königin nochmals ihre Zufriedenheit mit dem ihnen zu Theil gewordenen Empfange aus und nehmen, unter dem Zuruf Robin Hood's und seiner Leute, Abschied. Auf dem Rückwege nach Greenwich zu begann der zweite Akt des Maidramas. Hier begegnete dem königlichen Zuge ein festlich geschmückter, von zwölf Pferden gezogener Triumphwagen, der außer dem bekränzten Lenker zwei hohe, lächelnde, blumenumgebene, blumenspendende Frauengestalten dem Könige entgegenführte. Diese Frauen erkannte man bald als die Lady May und die Lady Flora. Sie empfingen den König mit festlichem Gesange und geleiteten ihn, Blumen auf seinen Weg streuend, unter allgemeiner heiterer Theilnahme des Gefolges und des sich sammelnden Volkes, zurück nach seiner Residenz in Greenwich.

Was auf solche Weise am königlichen Hoflager mit königlichem Pomp zur Erscheinung kam, wiederholte sich in einfacherer Form durch das ganze Land, unter allen Klassen der Bevölkerung. Bischof Latimer, einer der Koryphäen der englischen Reformation, erzählt, er sei einst auf seinen Reisen, zur Zeit der Maispiele, in eine Stadt gekommen, um zu predigen. Statt, wie gewöhnlich, seiner Würde gemäß empfangen und begrüßt zu werden, fand er zu seinem Erstaunen die Stadt wie ausgestorben. In der Meinung, das Volk erwarte ihn in der Kirche, begab er sich dorthin. Wie groß war indeß seine Ueberraschung, als er fand, daß diese verschlossen war. Endlich gewahrte er in einem benachbarten Hause einen alten Mann, der ihn benachrichtigte, das Volk sei in den Wald hinaus gezogen zu Robin Hood und seinen Leuten, und habe heute keine Zeit, eine Predigt zu hören.

Neben diesen Wild- und Waldfestlichkeiten fehlte es aber auch an Vergnügungen anderer Art nicht, die sich im Laufe des Maimonats, wie es scheint, periodisch wiederholten. Wir besitzen ein Programm derselben aus der Zeit Heinrich's VII., das in seiner Vollständigkeit als mustergültig betrachtet werden kann. Eine Anzahl von Gentlemen, heißt es dort, die sich Diener der Lady May nannten, hatten dem König versprochen, sich um zwei Uhr Nachmittags im königlichen Park in Greenwich einzufinden, um daselbst während der drei Stunden von zwei bis fünf die folgenden Spiele aufzuführen: Am 14. Mai acht Gänge Turnierkämpfe mit allen Gegnern, die den Kampf aufnehmen mögen; am 15. Wettstreit im Bogenschießen, am 16. Fechten mit stumpfen Schwertern, am 18. (der 17. fiel als Sonntag aus) Ringkampf, wobei die Arena allen Streitlustigen offen stand; am 19. Kampf zu Fuß, mit Schwert und Lanze, an den Barrièren, zur Vertheidigung dieser letzteren gegen etwaige Angriffe; am 20. endlich Aufheben und Schleudern schwerer Gewichte. Am 21. sollte dieselbe Reihe Spiele von neuem beginnen und täglich, mit Ausnahme des Sonntags, bis zum 14. Juni fortgesetzt werden.

Der erste Mai, ausgelassen heiter wie er von allen Volksklassen begangen werden mochte, war ein specieller Festtag für zwei, in ihrer Zusammenstellung komisch contrastirende Branchen des Nähr- und Wehrstandes, für die Milchmädchen und die Schornsteinfeger. Daß die Milchmädchen die Rückkehr der Zeit bewillkommten, welche den Wiesen frischen Graswuchs, dem Vieh vermehrte Nahrung und Milch brachte, war ganz in der Ordnung. Indem sie nun am ersten Maimorgen die Runde zu ihren Kunden antraten, behängten sie ihre Eimer mit glänzendem, blank geputztem Geschirr, schmückten sich selbst mit bunten Bändern und Blumen und führten vor den Häusern, die sie mit Milch zu versorgen hatten, einen festlichen Tanz

auf, worauf der Sitte gemäß ein kleines Geldgeschenk sie belohnte. An andern Orten wurde die Milchkuh mit vergoldeten, blumen- und kranzgezierten Hörnern auf dem Umzuge mit umhergeführt und die Ceremonie des Tanzes fand statt in Gegenwart des stattlichen staunenden Thiers.

Aus welchem Grunde die Schornsteinfeger den Anbruch der heitern Jahreszeit festlich begingen, derselben Jahreszeit, von der sie eher eine Verminderung als eine Zunahme ihres Geschäfts zu erwarten hatten, ist weniger klar. Oder war es eben der schroffe Gegensatz ihres dunkeln, einförmigen Handwerks, dessen schmutzige Farbe sie wie eine fremde Race vom Reste der Menschheit absonderte: war es die humoristische Empfindung dieses Contrastes der finstern Welt von Ruß und brandgeschwärzten Steinen gegen den bunten Farbenglanz des einbrechenden Frühlings, welche die schwarzen Gesellen zu phantastischen Umzügen und Mummereien begeisterte? Kurz, der erste Mai war, wie für die weißen Milchmädchen, so ein Festtag für die schwarzen Schornsteinfeger. Auch sie hatten ihre eigenen Lords und Ladies of the May, zierten sich selbst und ihre Werkzeuge mit Frühlingsgewinden und zogen in seltsamen Verkleidungen, seltsame Tänze aufführend, hüpfend, singend durch die Straßen. Und so tiefe Wurzeln schlug diese Sitte in den Traditionen der ehrenwerthen Gilde, daß heute noch, nachdem die große Masse der Maifestlichkeiten lange in Verfall gerathen, der fremdartige Maiaufzug der Schornsteinfeger alljährlich, am ersten Mai, mitten in dem brausenden Gewühl des Londoner Verkehrs auftaucht. Noch heute sieht man in ihrer Mitte die typisch komische Figur des sogenanten Jack-in-the-Green, einer grell ausstaffirten, amphibischen, scheinbar ohne Füße umherwandelnden Phantasiegestalt, deren unbehülfliche Masse durch einen innen verborgenen Schornsteinkobold auf's wunderlichste in Bewegung gesetzt wird. Nur ist allerdings

zu bemerken, daß die Mehrheit der gegenwärtig agirenden Genossenschaft nicht aus Männern, sondern aus Jungen besteht, daß in der That, wie in so manchen ähnlichen Fällen, was früher ein Spiel der Alten war, sich verwandelt hat in ein Spiel der Jungen und der Kinder.

---

4. Mittsommer und Harvest home.

So waren die Maispiele des "fröhlichen Altenglands" beschaffen. Und kaum hatten sie ihr Ende erreicht, so stand das Pfingstfest, nebst dem auf den 24. Juni fallenden Fest St. Johannes des Täufers und dem früher am 6. Juli, dann gleichfalls am 24. Juni gefeierten Mittsommertag vor der Thüre. Ja, nach dem oben mitgetheilten Programm aus Heinrich's VII. Zeit zu schließen, mochte die Pfingstzeit (noch jetzt Whitsuntide genannt, obgleich nur der Pfingstsonntag als Festtag gilt) hinsichtlich der üblichen Lustbarkeiten die Maispiele nur einfach fortsetzen oder zum Schlusse bringen. Charakteristische Festgewohnheiten wenigstens werden nicht erwähnt und bei der Analogie der äußern Veranlassung beider Feste war ihr Vorhandensein kaum zu erwarten. Doch verdient an dieser Stelle ein der Whitsuntide angehöriges lokales Volksfest Beachtung, das zu Kidlington, in Oxfordshire, am Montag nach der Pfingstwoche, alljährlich begangen wurde. An diesem Tage nämlich gaben die Behörden von Kidlington der Heiterkeit der Stadt ein fettes Lamm zum Besten. Nachmittags, zur festgesetzten Zeit, zog die Bevölkerung hinaus auf die Stadtwiese, das auserwählte Lamm wurde losgelassen und die jungen Mädchen des Ortes, so viele sich ihrer einfanden, hatten das Recht, das Thier zu jagen, unter der Bedingung, daß die Daumen der wettrennenden Schönen auf ihrem Rücken zusammengebunden waren. Die Aufgabe war, das so gejagte Lamm mit den Zähnen zu ergreifen, und die behende Amazone, der dieses Wagniß glückte, errang den Preis des Tages: den Namen und die Würde der Lady of the Lamb. Alle sammelten

sich dann frohlockend um die Siegerin und ihre Beute; die gefesselten Daumen wurden entfesselt, das Lamm geschlachtet, und unter dem Freudengeschrei der Versammelten auf einer Stange, vor der Lady of the Lamb her, in die Stadt zurückgetragen. Tags darauf versammelte die Festgesellschaft sich unter einem Zelte zum Gastmahl. An einem großen Feuer wurde das Lamm theils gebacken, theils gekocht, theils gebraten und unter dem Vorsitz der Lady of the Lamb verzehrt. Tanz und gesellige Spiele bezeichneten den Schluß des Festes.

In eigenthümlicher Weise und unter allgemeinster Betheiligung beging man dagegen den Geburtstag St. Johannes des Täufers und den Mittsommertag, oder genauer den Vorabend beider Feiertage. Nach dem heutigen Kalender fallen beide Vorabende auf den 23. Juni zusammen. Anders war es in früherer Zeit, da Johannes des Täufers Tag, unser Johannistag, dem Mittsommertage um zwölf Tage vorausging und aus diesem Grunde eine selbstständige Festfeier mit sich brachte. Das Programm des Festes war in dem Spruche der Bibel gegeben, wo der Täufer ein Licht genannt wird, "das in der Finsterniß scheinet". Processionen mit brennenden Lichtern, Freudenfeuer, die in den Straßen der Städte, oder draußen im Freien, auf Wiesen und Berghöhen, weithin die Nacht erhellten, bildeten daher den Mittelpunkt der stattfindenden Vergnügungen. Um diese zu Ehren des Täufers entzündeten Johannisfeuer sammelte sich das Volk zu fröhlichen Gelagen. Aber über den nächsten Bedürfnissen geselliger Heiterkeit wurde auch die Symbolik des Festes, die läuternde, reinigende Macht des Feuers, die erhellende Kraft des Lichtes, das in der Nacht scheint, nicht außer Acht gelassen. Manche der Festtheilnehmer sah man mitten durch das Feuer hindurchspringen; andere warfen, unter Murmeln von Gebeten, Blumen und Zweige in die Flamme, und der religiöse Glaube an wunderthätige Einflüsse,

an die heilsame Abwehr dunkler Mächte schöpfte aus dem Leben des lodernden, verzehrenden Elements Nahrung und Befriedigung. In späterer Zeit, und vorzugsweise in den Städten, wurde das primitive Freudenfeuer durch die kunstreichere Sitte glänzender Illuminationen verdrängt. Auch die sommerliche Pracht der umgebenden Natur bot ihren Reichthum zur Verschönerung des Tages dar. Das erste junge Grün der Wälder, der frische Flor duftender Blumen und Kräuter, unter ihnen das Johanniskraut, schmückte heiter die Häuser und Kirchen, wie das feiernde Volk.

Von ganz ähnlichem Charakter, offenbar ein Nachklang des Johannisfestes, war die zwölf Tage später stattfindende Festlichkeit von Midsummer eve, oder Midsummer's watch. Dieselbe wurde mit besonderem Pomp in der City von London begangen. Die Wachmänner jedes Districts und jeder einzelnen Straße, meist alte ausgediente Soldaten, sammelten sich, 1500 bis 2000 Mann stark, in glänzender Rüstung, mit Schwert und Lanze bewaffnet, am Mittsommer-Vorabend bei dem Stadthause, zu einer großen Procession durch die ihrer Obhut anvertraute City. Vorauf zogen Musiker und Fahnenträger zu Pferde. Es folgte die Masse der Wachmänner, die auf langen Stöcken kolossale Laternen trugen, ringsum taghelle Beleuchtung verbreitend. Ihnen schlossen sich die Musiker und Pagen des Lord Mayors an, der Lord Mayor selbst in seiner Amtstracht, zu Pferde, unmittelbar vor ihm sein Schwertträger, um ihn her Bediente und Fackelträger. Dem Cortege des Lord Mayor folgten die Aldermen und Sheriffs sammt ihren Begleitern, alle im Festkostüm; kurz ein Aufzug nicht unähnlich der heutigen Lord Mayor's show, nur daß die letztere, mittelalterlich maskeradenhaft wie sie ist, die Dienste der Sonne, nicht die der Laternen in Anspruch nimmt.

Die Städte des innern Landes blieben nicht hinter der Hauptstadt zurück; sie suchten diese womöglich an Pomp zu

überbieten. So sah man einst in Chester in der Procession des Mittsommertages vier Riesen von ungeheuerlicher Gestalt, ein Einhorn, ein Dromedar, ein Kameel, einen Drachen und sechzehn nackte Jungen, als fackeltragende Genien. Uebrigens fand schon Heinrich VIII. jenes Londoner Laternenfest zu kostspielig und verordnete dessen Abschaffung. Auf einige Jahre wurde es durch Eduard VI. wieder hergestellt, dann gerieth es als abgesondertes Fest in Verfall. Länger erhielten sich, wie auch bei uns, in verschiedenen Theilen Deutschlands, die Lustbarkeiten des Johannistages, deren populäre Feier, auch nach Einführung der Reformation, besonders auf dem Lande fortdauerte.

In den warmen Strahlen, dem heitern Lichtglanz der Sommersonne reiften indessen die Blüthen des Jahres zur Frucht heran, und den Monaten des Wachsens und Blühens folgte die Festzeit der Ernte. Es galt nun, den Segen der Ernte für den Winter unter Dach zu bringen. Weithin ertönte zu dem Schall der Sense der Gesang der Schnitter und unter dem Klingen der Pferdeglocken, dem Peitschenknallen der Fuhrleute eilten von allen Seiten hochbeladene Kornwagen den Speichern zu. Man nennt diese Zeit in England harvest home, und Festlichkeiten, den unter dem deutschen Landvolke üblichen ähnlich, bezeichnen zum Theil noch jetzt das Ende der Ernte. Zu ernten, was man gesäet, zu sammeln, was man ausgestreut, von der Erde und den Elementen, was man im Keime ihnen anvertraut, in gereifter Gestalt zurückzuempfangen, ist in sich selbst die Poesie der Arbeit. Zu doppelt und dreifach heiterer Stimmung erregte daher die Arbeitenden der glückliche Abschluß eines so frohen Werkes. War der Augenblick gekommen, wo nun die letzten Garben zu der letzten Heimfuhr gesammelt waren, so schmückte man Wagen und Arbeitszeug mit Bändern und Kränzen festlich aus, und laut jubelnd bestieg die frohe Schar der Schnitter das goldglänzende Dach des hochbeladenen Erntewagens. Auch hier fehlte es nicht an der

symbolischen Gestalt, in der das Volk bei seinen Naturfesten der alten Naturreligion unbewußt seine Huldigung darbringt. In der Mitte des Wagens erhob sich, aus den Aehren der letzten Garben geflochten, eine Figur, von einigen Ceres, von andern Cornbaby, d. h. Sprößling der Aehrengöttin, genannt, und wie einst zur Frühlingszeit um den Maibaum, tanzte und sang das Volk nun um dieses Natursymbol der fruchttragenden Erde. So verließ man die Felder und kehrte frohlockend nach Hause zurück. Nach der Rückkehr gab es ein heiteres Mahl im Freien, nach dem Mahl Tanz und gesellige Spiele, bis die einsinkende Nacht der Festfreude ein Ziel setzte.

Mit dem Harvest home war der Jahreskreis der periodisch wiederkehrenden Volksspiele beschlossen. Bald nachher begann von Neuem die Herrschaft des Lord of Misrule und seiner Gesellen, und es wiederholte sich zu den durch Natur und Sitte festgesetzten Zeiten der Cyklus populärer Vergnügungen, dessen Haupterscheinungen wir dargestellt haben. Zur Vervollständigung des Gesammtbildes von dem, was man Merry Old England genannt hat, bleibt uns nun übrig, jenes andern Kreises, meist gymnastischer Volksspiele zu gedenken, die, von physisch religiösen Motiven mehr oder weniger unabhängig, das ganze Jahr hindurch, nach den Bedürfnissen des Tages, geübt und erneuert wurden. Einige dieser Spiele wurden im Verlaufe unserer Darstellung bereits vorübergehend erwähnt; manche haben sich mit geringen Modifikationen bis in die Gegenwart erhalten. Um daher Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir hier theils nur das für die älteren Zeiten Charakteristische, theils diejenigen Spiele hervorheben, welche gegenwärtig in Verfall gerathen sind, oder, durch das Gesetz und die öffentliche Meinung geächtet, nur im Dunkel geheimer Lokale, unter der Patronage eines abenteuerlichen demi-monde zweifelhafter Charaktere, ein kümmerliches Dasein fristen.

5. Die Jagd.

Wir beginnen mit der Jagd, die seit alten Zeiten unter den gymnastischen Nationalvergnügungen der Engländer eine Hauptrolle spielt. Auf die Jagd bezog sich ursprünglich das vielbedeutende englische Wort Sport, und immer noch versteht man unter dem Sportsman, dem Liebhaber männlicher Uebungen und Spiele, vorzugsweise den Jäger. Die Jagd, das treuste Abbild des Kriegs, war nach den frühesten Berichten das Lieblingsvergnügen der alten streitbaren Briten und Sachsen. Mit Leidenschaft, mit einem bis zur Grausamkeit getriebenen Eifer, wurde sie als exclusives Privilegium in Anspruch genommen und betrieben von den normannischen Eroberern. Diese letzteren usurpirten das Recht über die Thiere des Waldes mit der rücksichtslosen Gewaltsamkeit, welche ihr ganzes Wesen kennzeichnet, in demselben Sinne, wie sie das eroberte Land als Kriegsbeute untereinander vertheilten. Ja ursprünglich, scheint es, fiel nach dem normannischen Recht, wie das Land, so die gesammte Jagd, als ausschließliches Privilegium dem Könige zu, während noch in späterer Zeit, nachdem den Baronen und der hohen Geistlichkeit die Jagdfreiheit auf eigenem Grund und Boden gestattet war, die Hirschjagd, nach damaliger Vorstellung der edelste Zweig des edlen Waidwerks, dem Könige allein vorbehalten blieb.

Es ist bekannt, in welcher Weise schon Wilhelm der Eroberer durch Anlegung von Jagdgehegen Sorge trug für die Bewahrung des Wildes. Um sein Jagdrevier im New Forest in Hampshire nach seinem Geschmacke abzurunden, ließ der Sieger von Hastings nicht weniger als zweiundzwanzig Kirchen, nebst

einer entsprechenden Anzahl Dörfer und Meierhöfe, schleifen und im Ganzen auf einem Landgebiet von dreißig Meilen Umfang alle Spuren früheren Anbaus vernichten. Seinem Beispiele folgten spätere Könige, dem Beispiel der Könige die Barone, so daß man in England während des Mittelalters achtundsechzig nach dem Muster des New Forest gegründete Jagdgehege zählte.

Der Willkürlichkeit dieses Verfahrens entsprach die draconische Härte der Jagdgesetze, welche bestimmt waren, die Prärogative des Königs und des hohen Adels gegen die Eingriffe des rechtlosen Volkes zu schützen. Diese rechtlose Masse umschloß auch die Gentlemen, d. h. die freien Grundbesitzer, und dem Adel selbst wurde mit Strafen gedroht, falls er sich an dem Thiere des Königs, dem Hirsche, vergreifen sollte. "Wenn ein Gentleman," so verordneten diese normannischen Jagdgesetze, "ein wildes Thier des Waldes zufällig oder absichtlich vor sich hertreibt, so daß das Thier außer Athem geräth, so soll er dem Könige zehn Schilling Strafe zahlen; wenn ein Landpächter dasselbe thut, so soll er zwanzig Schilling zahlen; wenn ein Leibeigner, so soll er auf's Blut gepeitscht werden. Wenn aber ein Gentleman das Hirsch genannte "königliche Thier" außer Athem bringt, so soll er zwölf Monate lang seine Freiheit verlieren; ein Landpächter soll für dasselbe Vergehen zwei Jahre gefangen gehalten, ein Leibeigner für vogelfrei erklärt werden. Wird der Hirsch getödtet, so soll der Gentleman die Privilegien seines Standes einbüßen, der Landjunker seine Freiheit, der Leibeigene sein Leben. Bischöfe, Aebte und Barone sollen wegen Wildes nicht belangt werden, wenn sie sich enthalten, königliche Thiere zu tödten. Wenn ein toller Hund ein Thier des Waldes beißt, so soll sein Eigenthümer eine dem Wärgeld gleiche Summe, nämlich 2000 Schillinge, erlegen; wird aber ein königliches Thier auf diese Weise gebissen, so soll der Eigenthümer sein Leben verwirkt haben."

Blutig und hochnothpeinlich wie diese Gesetze sein mochten, so waren sie dennoch ungenügend, die tiefgewurzelte Jagdlust des bedrohten Volkes zu unterdrücken. Seit den frühesten Zeiten normannischer Herrschaft wurde der Jagddiebstahl im größten Maße betrieben, und schon Richard Löwenherz fand sich zu einer mildern Anwendung der verhaßten Gesetze bewogen. Unter den Beschwerden gegen Johann ohne Land nahm seine Gewaltthätigkeit hinsichtlich der Jagdrechte eine bedeutende Stelle ein. Die Verordnungen der früheren Könige wurden daher in der Magna Charta revidirt und auch später, im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wurden der alten Exclusivität der Jagdgerechtigkeit weitere und weitere Grenzen gezogen, im Verhältniß zu dem allmäligen Wachsthum der bürgerlichen Freiheit. Schon im zwölften Jahrhundert besaßen die Bürger von London als besondere Vergünstigung das Privilegium, jagen zu können in den Grafschaften Middlesex, Kent und Hertfordshire, und sie machten Gebrauch von diesem Vorrechte trotz der Spöttereien, denen ihre, der Nichtadeligen, Unbehülflichkeit sie aussetzte. Nach Johann's ohne Land Zeit gewährte das Gesetz das Jagdrecht auf eigenem Grund und Boden, ohne Unterschied jedem Eigenthümer eines Landguts von 100 Pfund Sterling jährlichen Einkommens. Indeß ließ begreiflicherweise auch diese Bestimmung noch eine große Zahl jagdlustigen Volkes rechtlos, und da gleichzeitig die grausame Härte des früheren Strafverfahrens einer vergleichungsweise geringen Geld- oder Gefängnißbuße Platz gemacht hatte, nahm die Praxis des Wilddiebstahls an Ausdehnung eher zu als ab.

Wenn die Privilegirten der Freuden des edlen Waidwerks im offenen Lichte des Tages genossen, so jagten die Ausgeschlossenen unter dem Schutze der Nacht; in der That betrieben, wenn man zeitgenössischen Berichten Glauben schenken darf, ganz respectable Personen die Jagd als ein organisirtes

nächtliches Vergnügen, indem sie, auf die Gefahr entdeckt zu werden, die Summe von dreißig Pfund Sterling in der Tasche mit sich trugen, um sofort das verwirkte Strafgeld zu erlegen. Zu dieser Klasse von Jägern gehörte vielleicht Shakespeare, als er in seiner Jugend, der bekannten Erzählung zufolge, wegen Wilddiebstahls ergriffen wurde. Daß er die Jagd in allen Einzelnheiten kannte, erhellt, außer aus zahlreichen verstreuten Stellen seiner Werke, vor Allem aus der unübertrefflichen Schilderung in dem Gedichte "Venus und Adonis". Im Laufe der Zeit nahm endlich die Praxis des gesetzwidrigen Jagens so überhand, daß das Parlament, um ihr ein Ziel zu setzen, die Geldstrafe in Bestrafung durch Transportation umwandelte.

Wurde nun von den Königen, der hohen Aristokratie, oder der hohen Geistlichkeit eine Jagd veranstaltet, so war dies eine feierliche, pomphafte, luxuriöse Angelegenheit. Die Angelsachsen hatten zu Fuß gejagt, die Normannen jagten zu Roß, bewaffnet mit Bogen, Speeren und Netzen und begleitet von einem zahllosen Schwarm von Knechten und Hunden.[1] Man jagte in Wildparks oder in Wäldern, und es war die Pflicht der Sheriffs der Bezirke, alle für das Unterkommen und die Bewirthung des Jagdgefolges nöthigen Vorbereitungen zu treffen, ein Geschäft, zu dessen Besorgung sie über die Kräfte des umwohnenden Landvolks verfügen konnten.

Geschick und Kühnheit im Jagen galt, nach mittelalterlichen Begriffen, für den Mann von Stand als ebenso unerlaßlich wie edle ritterliche Haltung, Auszeichnung in den athletischen Uebungen des Fechtens, Ringens, Laufens, Schleuderns, und Tapferkeit und Muth im Felde. Die ganze Ritterschaft ergab sich daher mit Eifer der Ausübung der allerdings kostspieligen, aber glänzenden nobeln Passion.

[1] Von mehreren großen Baronen wird berichtet, daß sie 15—1600 Hunde hielten.

Was den mit weltlichen Gütern so reich ausgestatteten Priesteradel anging, so fand derselbe in der Bibel ein willkommenes Vorbild an Nimrod, "dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn," und angefeuert von der Macht eines solchen Beispiels, gaben die Aristokraten der Kirche, wie in weltlichem Luxus, so in leidenschaftlicher Liebe zur Jagd, ihren ritterlichen Standesgenossen wenig nach. Schon von dem strengen Thomas a Becket wird erzählt, daß er ein eifriger Jäger gewesen. Auf seinen Berufsreisen, als er in politischen Geschäften als Gesandter Heinrich's II. nach Frankreich ging, führte er eine ansehnliche Schar von Jägern, Hunden und Falken in seinem Gefolge mit sich. Im dreizehnten Jahrhundert betrieb Walter, Bischof von Rochester, die Jagd mit solchem Eifer, daß er noch als achtzigjähriger Greis alle Pflichten seines Amtes vernachlässigte, um sich ausschließlich dem edlen Waidwerk zu widmen. Im vierzehnten Jahrhundert übertraf ein Abt von Leicester alle Jäger seiner Zeit in der Kunst der Hasenjagd, während des Fuchses zuerst Erwähnung geschieht in einer speciellen Erlaubnißakte Richard's II. an den Abt von Peterborough, dem die Jagd dieses Thieres als Privilegium zugestanden wurde.

Unter den früheren Königen werden Eduard II. und Eduard III., unter den späteren Heinrich VIII. und Elisabeth als hervorragende Jagdliebhaber erwähnt. Elisabeth's Vorliebe für die Jagd und verwandte Vergnügungen trug ohne Zweifel viel zu der unglaublichen Popularität bei, deren sie bei allen Volksklassen genoß. Man gab ihr im Stile jener latinisirenden, mythologisirenden Renaissancezeit, neben zahlreichen andern Beinamen, den der Diana venatrix. Sie jagte den Hirsch, den Hasen und die Otter. Wer immer unter dem Adel auf den Umzügen der Königin durch ihren Besuch beehrt wurde, veranstaltete ihr zu Ehren große Jagden, und unter den schon erwähnten glänzenden Festlichkeiten, mit welchen der mächtige Graf Leicester seine königliche Geliebte

im Jahr 1575 in Kennilworth Castle unterhielt, erfreute eine große zweitägige Hirschjagd in den angrenzenden Wäldern sich des besondern Beifalls der schon alternden Diana. Noch im Jahr 1600, dem neunundsiebzigsten Lebensjahre der Königin, schreibt einer ihrer Hofleute: "Ihre Majestät ist wohl und vortrefflich aufgelegt zur Jagd; denn jeden zweiten Tag ist sie zu Pferde und setzt die Jagd lange fort."

In Schottland wurde um dieselbe Zeit, den Zuständen des wilden, rohen, kriegerischen Bergvolkes entsprechend, die Jagd noch mit wahrhaft barbarischem Gepränge und orientalischem Aufwand betrieben. Tausende von Clansmen folgten den Stammhäuptlingen, hunderte von adeligen Häuptlingen dem Könige durch die düstern Föhrenwälder, die zerklüfteten Bergschluchten, die tosenden Sturzbäche des hochländischen Jagdreviers, und zu tausenden fiel das Wild unter den Pfeilen und Speeren dieser wilden Jäger. An einer durch Jakob V. veranstalteten Jagd nahmen nicht weniger als 8000 Personen Theil, und zwei Drittel dieses Jagdheeres waren bewaffnet. Als derselbe König mit seiner Gemahlin, seiner Mutter und dem päpstlichen Legaten dem Earl of Atholl einen Besuch abstattete, ließ dieser in der Mitte seiner Wälder aus frisch gefälltem, mit Zweigen durchflochtenem Holz ein Jagdschloß errichten, das nach der Sitte der Zeit mit Gräben, Wällen, Thürmen, Zugbrücken und Fallgattern vollständig ausgestattet und im Innern mit königlicher Pracht geschmückt wurde. Die Jagd dauerte drei Tage und zahllose Füchse und Wölfe, sowie 600 Stück Rothwild, wurden getödtet. Beim Aufbruch der Gesellschaft ließ der Earl of Atholl Feuer an den Palast legen, — eine Ehrenbezeugung, welche, selbst nach allem Vorhergegangenen, den päpstlichen Legaten mit Staunen erfüllte. Der König indeß erklärte ihm, das sei so die Sitte der Hochländer, Wohnungen, die sie verließen, zu verbrennen. Die Kosten für die Bewirthung beliefen sich auf beiläufig 1000 Pfund Sterling

täglich, nach heutigem Geldwerth eine Summe von 3000 Pfund.

Außer dem Hirsch waren in jenen früheren Zeiten Lieblingsgegenstände der Jagd: das Wildschwein, der Bär, der Wolf, der Hase und der Marder. Auch dem Fuchse stellte man nach, doch mehr, weil man ein der Landwirthschaft gefährliches Thier zu vertilgen wünschte, als daß man, wie heutiges Tages, einen vorzugsweise lockenden Gegenstand der Jagd in ihm erblickt hätte. Die Hasenjagd wurde schon damals vielfach mit Windhunden betrieben, und wir hören, daß die große Jägerin Elisabeth sich als Patronin dieses, coursing genannten, Wettkampfes der Schnelligkeit zwischen Windspiel und Hase hervorthat. Allein die klassische Periode der Hasen- wie der Fuchsjagd nahm erst im achtzehnten Jahrhundert ihren Anfang, nachdem jene größeren Waldthierarten theils durch die vorrückende Civilisation ausgerottet, theils auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl reducirt waren. Ebenso wurde erst in neueren Zeiten auf die Zucht der berühmten Hunde- und Pferderacen Englands jene systematische Sorgfalt verwendet, der die gegenwärtig cultivirten Racen Ruhm und Blüthe verdanken.

Ehe wir jedoch unsere Bemerkungen über die Jägerei von Altengland schließen, müssen wir noch auf einen andern Zweig der Jagd hinweisen, der fast ausschließlich dem Mittelalter angehört, eine Jagd die, ehemals von dem christlichen Adel aller europäischen Länder mit Leidenschaft betrieben, zusammen mit der mittelalterlichen Feudalwelt zerfiel und nur in dem Zauberlande der Romantik ein Vorrecht poetischer Existenz bewahrt hat: die Jagd mit Falken.

Das Ansehen, dessen die Falkenjagd in der mittelalterlichen Gesellschaft genoß, ist erstaunenswürdig. Daß sie in England schon lange vor der normannischen Eroberung eifrig geübt wurde, beweist die Thatsache, daß Alfred dem Großen ein Traktat über diesen Gegenstand

zugeschrieben wird. Später hielt einer der größten deutschen Kaiser, Friedrich II., es nicht unter seiner Würde, "die Kunst mit Falken zu jagen" in einer uns erhaltenen lateinischen Schrift ausführlich abzuhandeln.[1] In den normannischen Jagdgesetzen wurde das Recht der Falkenjagd mit dem der Hirschjagd auf eine Stufe gestellt. Falken halten zu dürfen, galt als Privilegium des höchsten Adels, und die Könige selbst legten dem Besitz einer schönen, nach den Regeln der Kunst dressirten Falkenzucht einen beinahe phantastischen Werth bei. So ertheilte König Johann, als Geoffroy Fitzpierre, einer der Barone, für seinen Freund, Walter le Madena, um die Erlaubniß nachsuchte, einen Centner Käse zu exportiren, diese Erlaubniß gegen die Abgabe zweier norwegischer Falken; und von demselben König mußte Nikolaus, ein dänischer Kaufmann, das Recht Handelsreisen in England zu machen, durch die jedesmalige Erlegung eines Exemplars der dänischen Falkengattung erkaufen. Unter Heinrich IV. erhielt Sir John Stanley die Insel Man zu Lehen, unter der Bedingung, daß er dem König huldige und bei der Krönung zwei Falken als Abgabe darbringe. Eduard III. machte aus dem Stehlen von Falken ein Criminalvergehen. Wer Falkennester ausnahm, selbst auf eigenem Grund und Boden, sollte mit einem Jahre Gefängniß bestraft werden, war er aber aus dieser befreit, behufs seiner künftigen guten Aufführung auf sieben Jahre Caution stellen.

In ganz besonderer Gunst stand der Falke bei der mittelalterlichen Damenwelt. Nicht nur daß das Burgfräulein den stattlichen Vogel innerhalb des Burgreviers zum Günstling und Begleiter wählte, wie die moderne Schöne das seidenhaarige Schoßhündchen; die Falkenjagd würde ohne die Gegenwart der Burgdame ihres Hauptreizes beraubt gewesen sein, und unzertrennlich ist sie, in der Phantasie der

[1] De arte venandi cum avibus, gedruckt zu Augsburg im Jahre 1596.

Epigonen, mit dem anmuthigen Bilde der ritterlichen Amazone verknüpft, die im Jagdkleide, hoch zu Pferde, umgeben von Rittern, Pagen und Knappen, den mit der schützenden Haube gezierten Falken in den Wald hinaus trägt. Gingen Personen von Rang auf Reisen, so wanderten Falken und Falkeniere in ihrem Gefolge mit. Ohne sie zu sein, schien gleichsam ein Aufgeben des in ihnen verkörperten adeligen Vorrechts der Besitzer. Frederigo, in der neunten Novelle des Decameron, nachdem er im Spiel Alles verloren, weigert sich endlich, seinen Lieblingsfalken herauszugeben. An diesem hält er, als an seinem letzten und besten Besitzthum, dem Symbol seiner Manneswürde, krampfhaft fest, und seine Geliebte vertheidigt ihn mit der Bemerkung: "Wie könnte ich einen Edelmann bewegen, dem ganzen Vergnügen zu entsagen, das er im Leben hat!"

Auch in's Feld begleiteten Falken und Falkeniere ihre Herren; wie denn, um ein frühes Beispiel zu erwähnen, aus dem vierzehnten Jahrhundert berichtet wird, daß eine Schar von dreißig Falkenieren sich im Gefolge Eduard's III. befand, als er Frankreich zuerst mit Krieg überzog. Mehr als Einen König erblickt man auf alten Bildern mit dem Falken in der Hand, und selten fehlt auf den mittelalterlichen Grabmonumenten des hohen Adels die Gestalt des ritterlichen Vogels, als Sinnbild der nobeln Passion, des hohen Ranges der Todten. Erst mit dem Verfall des Ritterwesens im fünfzehnten Jahrhundert hörte auch die Falkenjagd auf als ausschließliches Vorrecht des Adels betrachtet zu werden. Zur Zeit Elisabeth's wurde sie sehr allgemein von der höheren Gentry betrieben, und eine damals verfaßte Akte zum Schutz der Falken unterscheidet sich durch die Milde ihrer Strafbestimmungen vortheilhaft von der Akte Eduard's III. Während der späteren Regierungen Jakob's I. und Karl's I. kam, zum Theil in Folge des zunehmenden Gebrauchs der Flinten, die Falkenjagd mehr und mehr aus

der Mode. Das Amt der Großfalkeniere von England erbte sich allerdings von Generation zu Generation weiter fort; aber seit langer Zeit ist es zu einem bloßen Hoftitel herabgesunken und nur als antiquarische Merkwürdigkeit sind die Falkenjagden zu erwähnen, die während Georg's IV. Regierung, unter den Auspicien des Herzogs von St. Albans, erblichen Großfalkeniers von England, ohne populäre Theilnahme hervorzurufen, auf den Dünen von Brighton veranstaltet wurden. [1]

[1] Es sei hier bemerkt, daß während des Mittelalters die Falkeniere von Holland alle andern an Vortrefflichkeit übertrafen. Noch heutigen Tages stammen die wenigen der Falknerei kundigen Jäger aus dem altberühmten Dorfe Falcons Waard, in Nordbrabant, dessen Schule in früherer Zeit ganz Europa mit Falkenieren versorgte.

6. Die gymnastischen Volksspiele.

Verlassen wir nun Wald und Feld und den in mannigfachen Gestalten männlicher Kraftübung oder erheiternden Spieles auftretenden Kampf gegen die Thiere des Waldes, so nehmen zunächst die neben der Jagd zum System der ritterlichen Erziehung gehörenden gymnastischen Spiele und Kämpfe unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Worin diese Spiele bestanden und ein wie großes Gewicht ihrer Praxis beigemessen wurde, beschreibt noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als die Blüthezeit des Ritterwesens dahin war, ein Gedicht Sir William Forest's, betitelt Poesy of Princely Practice, wo es heißt:

So must a prince at some convenient brayde,
In feats of maistries bestowe some diligence,
To ryde, run, leap and cast by violence
Stone, bar or plummet. — — —

Auch der schreiblustige Jakob I. widmete in seinem Basilikon doron, einem als Instruction für die Erziehung und Lebensführung des Prinzen von Wales bestimmten Werke, der Besprechung der gymnastischen Spiele ein besonderes Kapitel, unter der Ueberschrift: Schedule of Sports, dessen Lehren für die Epoche seiner Regierung als praktisch maßgebend betrachtet werden dürfen. Der gelehrte König verdammt dort mit der ihm eigenen Gravität alle rohen und unbändigen Vergnügungen, wie seiltänzerische Kunststücke, Schauspielerei und Hazardspiel; empfiehlt dagegen, als einer adligen Erziehung angemessen, außer der Jagd (bei der er jedoch das Erlegen des Wildes durch Schußwaffen als eine Diebs-

kunst mißbilligt), Laufen, Springen, Ringen, Fechten, Tanzen und Bogenschießen. Ein wesentlich kriegerisches Zeitalter wie das Mittelalter, ein wesentlich kriegerischer, kampfslustiger Adel wie der jener Jahrhunderte, eine Kaste, deren Mitgliedern körperliche Stärke und Gewandtheit höher galt als geistige Bildung, die im Zweikampf die höchste Form richterlicher Entscheidung erkannte, konnte selbstverständlich der vielseitigen gymnastischen Uebungsschule nicht entbehren, welche sie für ihren Lebensberuf tüchtig machte. Aber zwischen dem Rechtsverhältniß des Adels zur Jagd und seinem Verhältniß zu der gymnastischen Ausbildung durch männliche Spiele bestand doch ein wesentlicher Unterschied. Wenn die Jagd als ausschließliches Privilegium der Aristokratie vorbehalten blieb, so war dies nicht der Fall mit den eben erwähnten gymnastischen Kampfspielen. Diese waren in England seit den ältesten Zeiten ein gemeinsames Eigenthum, wie die Vertheidigung des Landes eine gemeinsame Pflicht, des gesammten Volkes.

Was England war und was es ist, seine Macht und seine Freiheit, verdankt es in hohem Grade dieser Thatsache der eingeborenen Neigung, des naturwüchsigen Behagens seiner angelsächsischen Bevölkerung, wie an den außerordentlichen Wagnissen und Thaten des Lebenskampfes, so an allen friedlichen Uebungen und Spielen, in denen Muth, Kraft, Geschick und Beharrlichkeit zur Erscheinung kommen. Eine derartige vorwiegend praktische Richtung der Sinnesweise ist allerdings, ebenso wie ihr Gegensatz, die vorwiegende Richtung auf Bildung des Geistes durch das Studium der Vergangenheit, mannigfachen Gefahren der Entartung ausgesetzt. Shakespeare satirisirt seine Landsleute im Tempest (und seine Satire ließe sich zum Theil noch gegen das jetzt lebende Geschlecht richten) wegen ihrer übertriebenen Lust an fremdartigen Ausstellungen, wegen der rastlosen Begier, womit sie dem Ungewöhnlichen nachrennen, indem sie mehr

darum geben würden, einen todten Indianer zu sehen, als einem Landsmann das Leben zu retten. Das ist eine Kehrseite des abenteuerlichen, wagenden Sinnes. Die Kehrseite physischer Kraft und Beharrlichkeit aber zeigt sich in jenem selbstbewußt anmaßenden Auftreten, jener persönlichen Rücksichtslosigkeit, jenem Impuls roher Derbheit, welche noch heute die angelsächsische Race den andern Nationen gegenüber hervorstechend charakterisiren. Doch welches Volkes vortreffliche Eigenschaften sind ohne ihre Kehrseite? Vergessen wir daher nicht, indem wir über die Thorheiten einer Nation lachen, oder die Mängel ihres Charakters tadeln, das Gegengewicht der dauernden Verdienste in die Wagschale zu werfen, die sie, trotz jener Mängel, durch Entwicklung ihrer Talente und Energieen sich um den Fortschritt und die Freiheit der Menschheit erworben hat; und lassen wir die Gerechtigkeit, welche jede Nation beanspruchen darf, auch in diesem Falle der angelsächsischen zu gute kommen.

Wir gedachten bereits bei Gelegenheit des Fastnachtstages der athletischen Wettkämpfe der Londoner Bürgerschaft, auf den Wiesen der Vorstädte. Aehnliche Kampfspiele wiederholten sich in den Provinzialstädten, nicht bloß sporadisch, bei festlichen Gelegenheiten, sondern in geregelter Folge, zum Zwecke der kriegerischen Ausbildung der Mittelklassen. Besonders war es die Kunst des Bogenschießens, worin die englischen Bürger des Mittelalters zu hoher Ausbildung gelangten. Compagnieen von Bogenschützen fehlten zu jener Zeit in wenigen Städten der Insel, und der vernichtenden Wirkung ihrer Pfeile, mehr als dem Schwert und der Lanze der Ritter, verdankte England in den langwierigen, wechselvollen Kämpfen um den Besitz von Frankreich, die glänzenden Siege von Cressy und Agincourt. Ebenso wurde die Praxis des Ringens, Fechtens und Boxens durch die Stadtbehörden gepflegt. Im August, am Tage des heiligen Bartholomäus, zogen der Lord Mayor, die Aldermen und

die Sheriffs von London, begleitet von der Bürgerschaft und dem niedern Volk der City, in großem Gepränge nach dem Felde von Clerkenwell hinaus, um die dort stattfinden-den Ring- und Boxkämpfe durch ihre Gegenwart zu ver-herrlichen. Spätere Berichte beschreiben das Fortbestehen ähnlicher Kampf- und Festspiele in den Provinzen während des siebzehnten Jahrhunderts, als in London theils die räumliche Ausdehnung der Hauptstadt, theils die Verbreitung eines andern Geschmacks jenem alten Gebrauche bereits hemmend in den Weg traten.[1] Es fanden diese Spiele in der Mitte des Sommers, auf offenem Felde statt und ungeheure Volksmassen strömten von nah und fern zusammen, wenn der festliche Tag über dem Kampffelde erschien. Am bekanntesten waren die Spiele welche das Volk von Gloucestershire auf den benachbarten Cotswoldhügeln, das Volk von Cornwall in Halgavermoor, in der Nähe von Bodmin, errichtet hatte. Ueber die Spiele auf den Cotswoldhügeln präsidirte vierzig Jahre lang ein Advokat Namens Robert Dover, dessen Bemühungen, wie es scheint, die Institution ihren Ursprung oder doch ihre Erneuerung verdankte, da ausdrücklich erwähnt wird, daß König Jakob I. ihm die Erlaubniß ertheilte, die Spiele abzuhalten. Dover erschien bei dieser Gelegenheit in königlichem Staat, in derselben Kleidung, welche Jakob I. früher getragen, "nur mit mehr Würde in Aussehen und Haltung". Als Residenz diente ihm eine auf den Hügeln errichtete Bretterburg, von wo er seine

[1] Burton in seiner "Anatomy of melancholy" sagt über den Unterschied der Vergnügungen Londons und der Provinzen im siebzehnten Jahrhundert: daß die Londoner prächtige Aufzüge, Krönungs- und Hochzeitfestlichkeiten, feierliche Receptionen von Gesandten oder Prinzen zu sehen liebten und mit Maskenaufzügen, Schaugepränge und Feuerwerken unterhalten werden möchten. Das Landleben habe auch seine Vergnügungen, wie Maispiele, Jahrmärkte und Wakes; und Falken, Jagdhunde, Hühnerhunde und Kampfhähne, sammt deren Zubehör, seien die wahren Kennzeichen eines country gentleman.

Befehle ertheilte und den gymnastischen Ring-, Spring-, Wurf- und Laufkämpfen zuschaute. Den Spielen von Halgavermoor, die auch mit dem Namen "Carneval" bezeichnet werden, wohnte König Karl II. auf seiner Reise nach Sicilien bei und sie gefielen ihm so wohl, daß er sich als Bruder in die joviale Genossenschaft aufnehmen ließ.

Die Vorliebe für gymnastische Spiele war also weit durch das Volk verbreitet. Auch gab es schon während des Mittelalters eine Klasse von Menschen, die aus dem gymnastischen Wettkampf ein selbstständiges Gewerbe machten, indem sie theils die Regeln ihrer Kunst lehrten, theils bei öffentlichen Gelegenheiten in der jedem Kampfslustigen offenen Arena erschienen, oder endlich gegenseitige Wettkämpfe unter einander veranstalteten. Vor allem waren es die mittelalterlichen Spaßmacher und Charlatane, die französischen Jongleurs, die englischen Jugglers, welche als geübte Fechtmeister, als Vorsteher von Fechtschulen, sich hervorthaten. Unzweifelhaft wurde auch schon auf die Chancen des Kampfes gewettet und den Sieger lohnte, wie in dem gegenwärtigen England, außer den ausgesetzten Geld- und Ehrenpreisen, die Würde eines Champion, d. h. eines repräsentirenden Vertreters der von ihm geübten Kunst.

Sicher ist, daß Champions der gymnastischen Spiele existirten, und schwerlich konnte sich ihrer Gilde zu irgend einer Zeit ein einträglicheres Feld der Thätigkeit eröffnen, als während des kampfslustigen Mittelalters, als die herrschende Sitte selbst rechtliche Streitfragen zwischen Privatpersonen der Entscheidung durch den Zweikampf anheimstellte. Denn da die unmittelbare Anwendung dieses handgreiflichen Rechtsmittels selbstverständlich in manchen Fällen auf große Schwierigkeiten und Inconvenienzen stieß, fiel man auf den Gedanken, den entscheidenden Kampf unter gewissen Bedingungen von den streitenden Parteien an die Meister der Fechtkunst, die Champions, zu übertragen, und das so her-

beigeführte Resultat als rechtsgültig anzuerkennen. Wer den Verlust eines Gliedes oder plötzliche Krankheit, Fieber, Gicht, ja Zahnweh, oder endlich ein Alter von mehr als sechzig Jahren nachweisen konnte, war zu der Stellvertretung durch einen Champion berechtigt. Den Geistlichen sicherte dieses Privilegium ihr Stand als solcher, und nach den Statuten König David's II. von Schottland durfte auch der Adel bei Streitigkeiten hinsichtlich räuberischer Ueberfälle davon Gebrauch machen. Frauen profitirten unter allen Umständen von dem alten Rechtsgrundsatz: "Femme ne se combat pas". Endlich war die Vertretung durch Champions in allen solchen Streitfragen gestattet, wo der beleidigende Theil weder Todesstrafe noch Verlust eines Gliedes zu gewärtigen hatte. Mord und ähnliche Criminalverbrechen bedingten dagegen ohne Ausnahme den Kampf in eigener Person. Auch den des Diebstahls Angeklagten war die Benutzung von Champions verwehrt.

Es liegt auf der Hand, daß bei so beschaffenen Zuständen das Championthum im Laufe der Zeit zu einer socialen Institution, die Champions zu Personen von beträchtlichem Ansehen emporsteigen mußten. In der That gab es während des Mittelalters wenige Districte ohne ihre Champions, während diese letzteren, um im Stande zu sein, den an sie gestellten Anforderungen Genüge zu leisten, wiederum nicht selten Boxer und Ringer in ihrem Solde unterhielten. Wir haben mithin im Falle der Champions die seltsame Erscheinung, daß dieselbe athletische Kraftübung, welche gemeinhin als freie Ausbildung des Körpers, als männliches Spiel oder als Vorbereitung zum Kriege galt, geradezu im Interesse der Justiz als Handlangerin des Gesetzes ausgebeutet wurde. Und schwer möchte es sein, die Epoche des Faustrechts auf pikantere Weise zu illustriren. Denn während nach der gewöhnlichen Vorstellung das durch die Faust geschaffene Recht des Mittelalters mit Rechtsbruch, mit brutaler Verneinung des Gesetzes als gleichbedeutend betrachtet wird, sehen wir

hier das Recht durch die Faust vertheidigt und die gesetzliche Autorität durch den Zweikampf von Klopffechtern aufrecht erhalten. Der Champion bildete also im eigentlichen Sinne des Wortes ein Pendant zu dem Raubritter und beide Charakterfiguren des Mittelalters mußten zusammen stehen und fallen. Ihre Bedeutung stand in umgekehrtem Verhältniß zu der Macht gesetzlich geordneter Zustände. Sie begannen in England als typische Gestalten von dem geschichtlichen Theater zu verschwinden, als in Folge des Abschlusses der großen Bürgerkriege des fünfzehnten Jahrhunderts die festeren Formen des neueren Staatslebens aus dem mittelalterlichen Chaos auftauchten und mit der gewonnenen Einheit der Herrschaft der Sinn für die Rechte der Staatsgenossen, wie für die Würde des Gesetzes, eine höhere Stufe nationaler Entwicklung erreichte.

In allgemeinem Gebrauch unter allen Klassen der englischen Gesellschaft waren eine Anzahl von Wurf- und Ballspielen. Doch fällt die Blüthezeit dieser letzteren so vorwiegend in eine spätere Epoche, daß wir ihre Besprechung bis zu dem Abschnitt unserer Darstellung verschieben, wo das beliebteste aller neueren englischen Ballspiele, das in wahrhaft großartigem Maßstab über die ganze angelsächsische Erde verbreitete Cricket, uns beschäftigen wird. Es bleibt uns an dieser Stelle übrig, die Grenzlinie zu bezeichnen, welche die Gebiete der ritterlichen und der bürgerlichen Gymnastik trennte, sowie andererseits gewisser öffentlicher Institute der Gymnastik zu gedenken, die den Verfall einzelner mittelalterlicher Spiele bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein überlebt haben.

So eifrig die Masse des Volkes an allen Arten gymnastischer Kraftübung theilnehmen mochte, ein Vorrecht blieb dem Adel im Kriege wie im Frieden immer gesichert: das Vorrecht des Kampfes zu Pferde. Die Mittelklasse in ihrer kriegerischen Capacität bildete als solche das Fußvolk, der

Adel die Reiterei des mittelalterlichen Heeres. Ein Ritter war nur als Reiter denkbar, während der hohe Sitz auf gepanzertem Roß nicht bloß mit den Vermögensverhältnissen, sondern ebensosehr mit der socialen Rangordnung des Bürgers in Widerspruch stand. Derselbe Unterschied bestand schon in den Staaten des Alterthums, und vollkommen naturgemäß ging er aus der politischen Sphäre in die der populären Vergnügungen und Spiele über. Wenn der Adel daher schon im Allgemeinen vor den übrigen Volksklassen die größere sociale Unabhängigkeit, den freieren Gebrauch der Mittel zu einer vollkommenen gymnastischen Erziehung voraus hatte, so verlieh sein Stammbaum ihm obendrein den ausschließlichen Zutritt in die Arena jener glänzenden Wettkämpfe der Kraft und des Muthes, welche zu Rosse stattfanden: der Kämpfe des Pferderennens und des Turniers.

Im Turnierkampf und den diesen begleitenden Ceremonieen kam das Ritterthum zu seiner vollendetsten, prächtigsten Erscheinung. Die mittelalterlichen Annalen von England, wie die aller andern europäischen Länder, sind daher voll von Berichten über mehr oder weniger pomphafte Turnierfeste.[1] Der äußere Hergang dieser Festlichkeiten fand übrigens in allen Ländern der Christenheit so wesentlich nach denselben Regeln und Formen statt, daß es zu weit führen würde, wollten wir in eine Darstellung der englischen Volksspiele die

[1] Das früheste uns bekannte Turnier fand unter der Regierung König Stephan's im Jahre 1140 statt. Ihren Höhepunkt erreichte die Sitte des Turnierens in England während des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Die Londoner Turnierplätze befanden sich in Smithfield und St. James. Berühmt war ein in Smithfield gehaltenes prächtiges Turnier Richard II. Es waren zu demselben alle Fürsten und Ritter der Christenheit eingeladen und die Festlichkeiten begannen eines Sonntags Nachmittags, mit einer Procession von sechzig Edeldamen, die sich vom Tower aus in Bewegung setzte. Jede der Damen führte bei diesem Aufzuge einen bewaffneten Ritter an einer Kette von Silber. Das Turnier dauerte mehrere Tage und der König hielt offenes Haus in dem Palaste des Bischofs von London, für alle Personen von Rang und jede Nacht schloß mit einem Balle.

Schilderung eines mittelalterlichen Turniers einflechten. Es genügt daran zu erinnern, daß die Turniere, ihrer exclusiven Natur wegen, unauflöslich mit der Blüthe des Ritterthums verknüpft waren, und naturgemäß mit dem Ritterthum zu Grunde gehen mußten. Ihr Verfall datirt von der Erfindung des Schießpulvers, der Flinten und der Kanonen, deren Gebrauch zu kriegerischen Zwecken zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Fundamente der mittelalterlichen Methode der Kriegführung vernichtete, die frühere Waffenrüstung nutzlos machte und die Burgen der feudalen Barone zerstörte. Die unmittelbare äußere Veranlassung zu dem völligen Aussterben der Turnierspiele gab das bekannte Turnier vom Jahre 1559, bei dem König Heinrich II. von Frankreich seinen Tod fand. Nur als Curiosität werden wir im weitern Verlauf unserer Darstellung den luxuriösen, aber verunglückten Versuch des vor Kurzem verstorbenen conservativen Earl of Eglintoun zu erwähnen haben, der eine königliche Summe an die Ausführung des phantastischen Wunsches setzte, den Glanz und Pomp eines in allen seinen Details vollkommen mittelalterlichen Turniers in der Mitte unseres neunzehnten Jahrhunderts zu erneuern.

Vergleicht man mit dieser Geschichte des Turnierkampfes die des Pferderennens, so findet ein umgekehrtes Verhältniß statt. Die Blüthe-Epoche der letzteren war, der Natur der Sache entsprechend, nicht auf die Grenzen eines einzigen Zeitraums eingeschränkt, sie wurde in fortwährender Entwicklung langsam vorbereitet. Ritter waren es freilich, die während des Mittelalters die ersten historisch bekannten Pferderennen in England abhielten; und ohne Frage war das Bestehen einer trefflichen Pferdezucht für den ritterlichen Adel ein Gegenstand von höchster Bedeutung. Andererseits jedoch bedingte die schwere Bewaffnung der ritterlichen Heere weniger Schnelligkeit der Bewegung, als solide Kraft der Constitution; und wenn, wie der Krieg selbst, so sein friedliches

Widerspiel, die Jagd, zu Pferde stattfand, so ging auch von dieser aus dem Grunde keine bildende Anregung aus, weil im Ganzen mehr die Erlegung des Wildes als das Jagen als Hauptsache betrachtet wurde. Statt daher mit dem Ritterthum zu verfallen, mußte im Gegentheil das Spiel des Pferderennens, gleich der Methode der Kriegführung, durch die geschichtliche Beseitigung der schweren, ungefügen Waffenrüstung des Mittelalters den Anbruch einer neuen Epoche erleben.

In der That fließen in den englischen Quellen die über Pferde und Pferderennen erhaltenen Nachrichten bis in's sechzehnte Jahrhundert hinein äußerst spärlich. Man weiß nur, daß Heinrich II. Pferderennen auf dem gegenwärtig durch seine Viehmärkte bekannten Smithfield, dem geräumigsten Platze der Londoner City, einrichtete; daß das erste arabische Pferd zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach England, oder vielmehr nach Schottland kam und nebst einem Vorrath prächtiger Möbeln und einem geräumigen Grundstück von König Alexander von Schottland der Kirche von St. Andrews zum Geschenk gemacht wurde; daß endlich im vierzehnten Jahrhundert Eduard III., um die einheimische Pferderace zu verbessern, eine Anzahl spanischer Pferde nach England importiren ließ. Erst im sechzehnten Jahrhundert, seit der Regierung des jeder Art von "Sport" so ergebenen Heinrich's VIII., läßt ein vermehrtes Interesse für Pferdezucht und Pferderennen sich nachweisen.

Heinrich VIII. erließ unter andern die charakteristische Verordnung, daß zu Michaelis die Magistrate aller englischen Communen diejenigen kleinen untersetzten Pferde ihres Districts, welche sie der Hervorbringung einer guten Race für unfähig erachteten, vernichten sollten. Die Pferderennen in Chester wurden unter ihm begründet. Dennoch waren, trotz der energischen Maßregeln des Gemahls von sechs Frauen, noch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gute Pferde in

England so selten, daß zur Zeit der großen Armada Elisabeth deren nicht mehr als 3000 aufzutreiben im Stande war.

Im siebzehnten Jahrhundert zeichneten die Stuarts sich als eifrige Patrone des Pferderennens aus. Jakob I. verausgabte für seine Hunde und Pferde die nach damaligen Begriffen ungeheure jährliche Summe von 900 Pfund Sterling, ließ arabische Hengste kommen und begründete die Wettrennen von Garterley, in Yorkshire. Auch begann während seiner Regierung das kunstgemäße Trainiren von Jockeys und Rennpferden, und Wettrennen zu Pferde kamen unter dem Adel und der höhern Gentry in Mode. Der ritterliche Karl I. blieb nicht hinter seinem Vater zurück. Er setzte den Ankauf arabischer Pferde fort und errichtete die berühmten Pferderennen in Newmarket und Hydepark. Freilich ließen, bald nach seinem Regierungsantritt, die politischen Bewegungen der Zeit ihm wie seinen Zeitgenossen wenig Raum zur Befriedigung friedlicher Neigungen und Spiele. Denn derselbe Geist demokratischer Freiheit, dessen empörte Gewalten den absolutistisch gesinnten König zuerst seiner Macht, dann seines Lebens beraubten, richtete sich damals mit gleich unerbittlicher Strenge gegen alle Formen geselliger Heiterkeit, gegen das ganze System socialer Sitten und gymnastischer Gewohnheiten, welche den Sinn des Volkes von den ernstesten Interessen des Lebens, von der Erfüllung politisch religiöser Pflichten hätten ablenken und das finstere Sittengesetz einer puritanischen Revolution hätten verletzen können. Schon die religiösen Eiferer des sechzehnten Jahrhunderts hatten sich in Klagen und Schmähungen gegen die heidnische Sündhaftigkeit der mittelalterlichen Festspiele, der Weihnacht-, Fastnacht- und Maifeier ergossen; doch führte ihre Opposition, Schottland ausgenommen, zu verhältnißmäßig geringen praktischen Resultaten. Während der Republik und des Protektorats ging dagegen der damals gestreute Same puritanisch

nivellirender Grundsätze in einer vollen Ernte jüdischer Sabbathgesetze, hochorthodoxer Observanzen, unduldsamer Lebensregeln und despotischen Glaubenszwanges in ganz England auf. Die Feindseligkeit der Republikaner gegen alles ihrer Ansicht nach Unbiblische, Unchristliche kannte keine Grenzen. Es darf daher nicht überraschen, daß Cromwell auch die zu Pferderennen errichteten Anstalten als gottlos verdammte.

Aber so tief während jener merkwürdigen Epoche die puritanische Weise des Denkens den Anschauungen und Lebensgewohnheiten des englischen Volks eingeprägt werden mochte, so war sie doch unvermögend, die eingeborene Naturkraft der angelsächsischen Race, ihre energische Liebe für männliche Kraftübung, auf die Dauer zu bändigen. Wenn schon das Uebermaß puritanischer Weltverachtung nach der Restauration des Königthums jene nicht minder extreme Reaction des ausgelassenen Lebensgenusses hervorrief, welche die Regierung Karl's II. nicht eben vortheilhaft charakterisirte, so war ein wirksameres Gegengewicht in dem gesammten Geiste des Volks und in dem erfrischenden Einfluß der politischen Freiheit gegeben, deren Fundamente die Kämpfe der Revolution fest gegründet hatten. Bald kehrte die große Masse des Volkes auf die nur zeitweilig verlassenen Bahnen socialer Heiterkeit zurück und das achtzehnte Jahrhundert bezeichnete in England eine neue Entwicklungsepoche der gymnastischen Volksspiele.

Hinsichtlich des Pferderennens hatte schon Karl II. die Traditionen seiner Familie wieder aufgenommen. Ein leidenschaftlicher Liebhaber des Wettrennens, bewies der als Merry Monarch bekannte Herrscher sich für die von Karl I. begründete, später so einflußreiche neue Rennbahn in Newmarket als ein königlicher Beschützer. Er consolidirte die ersten Anlagen, ließ in der Nähe der Rennbahn Ställe für seine Pferde errichten, hielt wiederholt zu Newmarket Hof, setzte Kampfpreise aus und erneuerte die Einführung arabischer

Zuchtpferde. Nach dem Sturz und der Vertreibung der Stuarts fand die Rennbahn nicht minder eifrige Patrone in den Herrschern der neuen Dynastie. Selbst der schweigsame, verschlossene, ungesellige Wilhelm III. wandte dem aufblühenden Spiele sein Interesse zu, wenn nicht aus Neigung, so aus politischen Rücksichten. Das größte Verdienst um die Hervorbringung der weltberühmten Zucht der englischen Rennpferde (einer Mischung aus angelsächsischem, spanischem und arabischem Blut) erwarb sich jedoch Prinz Georg von Dänemark, Prinzgemahl der Königin Anna. Er war es, der den Musterhengst Darley Arabian in England einführte, jenen von Jockeys und professionellen Wettrennern noch heute mit Ehrfurcht genannten orientalischen Ahnherrn (Sire), dem eine große Anzahl der besten englischen Racepferde der Gegenwart ihr Dasein verdanken. Seitdem entwickelte die Praxis des Wettrennens, das Interesse für die Rennbahn sich rasch weiter, bis unter Georg III. das in seiner Gesammtheit in dem Worte the Turf zusammengefaßte Spiel zu dem Ansehen einer wahrhaft nationalen Institution emporstieg. Die spätere Entwicklung dieses Gegenstandes gehört jedoch in den zweiten Theil unserer Darstellung. Wir brechen daher hier unsere historische Skizze ab, um schließlich auf die obenerwähnten Institute populärer Gymnastik und die mit diesen zusammenhängende Sitte der Thierkämpfe des Merry Old England einen Blick zu werfen, Institute, deren theilweiser Verfall sich auf denselben Zeitraum zurückführen läßt, innerhalb dessen die Glanzepoche des "Turf" anbrach.

Schon während des zwölften Jahrhunderts, unter Heinrich's II. Regierung, bestand in England die Sitte, Bären, Eber, Stiere, Dachse, Pferde und Esel zum Vergnügen des Volks mit Hunden zu hetzen und theils Hunde, theils Hähne

zum Kampf unter einander abzurichten. Aehnliche Spiele waren, wie bekannt, in eifrigem Gebrauch unter den Völkern des Alterthums. Auch die menschlich gesinnten Hellenen, die idealen Wettkämpfer von Olympia, fanden Gefallen an Hahnenkämpfen, und in den englischen wie in den spanischen und französischen Thiergefechten des Mittelalters (bei den letztgenannten Völkern bestehen die Arenenkämpfe, trotz aller Fortschritte der modernen Civilisation, trotz des Bannfluchs der neueren Socialphilosophen, bis auf die jüngste Gegenwart fort) ist es unmöglich, das Abbild jener circensischen Spiele der Römer zu verkennen, deren Anblick das Volk der Kaiserzeit mehr als alle andern Festlichkeiten ergötzte. Vollkommen im Einklang mit dem kampflustigen Sinne, mit den rauhen Sitten der mittelalterlichen Jahrhunderte, mußten diese Kämpfe sich um so mehr des Beifalls aller Klassen erfreuen, als sie der von den Freuden der Jagd ausgeschlossenen Masse nach jener Seite einen willkommenen Ersatz boten. Wenige der großen Festtage des Merry England gingen daher ohne Thierhetzen oder Thierkämpfe vorüber. In wenigen der kleineren Ortschaften fehlte es an den auf offenem Marktplatz errichteten Anbindepfählen, den Mittelpunkten, um welche die Thierhetze sich drehte. Wenige unter den größeren Städten endlich entbehrten eines amphitheatralischen Lokals, nach dem Muster der Römerzeit, innerhalb dessen die schaulustige Menge sich sammelte.

Was zunächst die Praxis der Hahnenkämpfe angeht, so wurden diese vorübergehend schon bei Gelegenheit der Vergnügungen des Fastnachtstages, als ein Lieblingsspiel der Londoner Schuljugend zu Heinrich's II. Zeit, hervorgehoben. Sie traten in die Reihe der fashionabeln Spiele seit Eduard III. Unter den spätern Königen bewiesen vor allen Heinrich VIII. und Jakob I. sich als eifrige Protectoren der Cockpit genannten Arena der Hahnenkämpfe. Heinrich VIII. errichtete ein königliches Cockpit in Whitehall

Palace; von Jakob I. wird ausdrücklich erzählt, daß er regelmäßig zweimal wöchentlich dem Lokal der königlichen Kampfhähne einen Besuch abstattete. Ein von den Königen begünstigtes Spiel fand selbstverständlich zahlreiche Gönner unter der Aristokratie und landbesitzenden Gentry, und man darf annehmen, daß während des genannten Zeitraums, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, der Besitz von Kampfhähnen, ebenso wie der von Hunden und Pferden, von einem fashionabeln aristokratischen Haushalt unzertrennlich war. Cockpits für das größere Londoner Publikum befanden sich in Drury Lane, in Jermin Street und Schoelane. Uebrigens war es, wie bei allen ähnlichen Spielen, nicht das dramatische Interesse am Verlaufe des Kampfes allein, welches die Zuschauer fesselte. Der Hahnenkampf, wie das Wettlaufen und Pferderennen, war zugleich eine Form des Hazardspiels, von dessen Ausgang nicht selten Gewinn oder Verlust beträchtlicher Summen abhing. In der äußern Anordnung des Kampfes gab es mancherlei Abstufungen. Bald nahm das Gefecht die Form eines Duells an, in dem Hahn gegen Hahn focht; bald standen zwei feindliche Parteien, von je zwei bis zu je sechzehn Kampfhähnen, einander gegenüber und der Streit wurde zu gleichen Theilen fortgesetzt und erneuert, bis der letzte überlebende Sieger das leichenvolle Schlachtfeld behauptete. Nach Jakob I. hört man von keinem König als ausdrücklichem Protector des unmenschlichen Spiels; aber die Praxis dauerte das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hindurch fort, und es ist eine charakteristische Thatsache in der Geschichte socialer Bildung und Sitte, daß erst während der ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts der Einfluß der öffentlichen Meinung den Verfall der Hahnenkämpfe herbeiführte.

Auch die Praxis der Stierhetzen geht tief in das Mittelalter zurück; denn schon aus Johann's ohne Land Zeiten ist uns ein Bericht über die Entstehung einer Stier-

hetze erhalten, welche seitdem als lokale Gewohnheit lange Jahre hindurch fortbestand. Im Jahre 1209, sechs Wochen vor Weihnachten, geschah es nämlich, daß auf einer Viehweide bei Stamford, in Lincolnshire, zwei rivale Ochsen wegen einer Kuh in Streit verwickelt wurden. Eines der kämpfenden Thiere aber war einem Metzger des Ortes entlaufen, der, von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt, in Begleitung seines Hundes hinauseilte, um den Flüchtling in sicheres Gewahrsam zurückzuführen. Inzwischen hatte der Streit der entbrannten Thiere sich erhitzt. Das Brüllen der Ochsen, das Kläffen des Hundes, das erzürnte Schelten und Fluchen des Metzgers wiederhallten weit umher in der Runde und lockten eine Schar neugieriger Zuschauer und laut kläffender Doggen auf den Kampfplatz. Mittelst dieser unerwarteten Hülfe gelang es dem Metzger endlich, die wüthenden Streiter zu trennen. Die Viehheerde zerstreute sich nach allen Seiten und unter Geschrei und Gekläff jagte die buntgemischte Schar von Menschen und Hunden, einer den andern überstürzend, den wuthschnaubenden Ochsen vor sich her in die Stadt zurück. Nun lag unweit Stamford, Stadt und Wiese überschauend, eine Grafenburg, und der edle Herr, Wilhelm Earl of Warren, hatte aus einem Fenster seines Schlosses dem Verlaufe des Schauspiels zugesehen. Was er gesehen, hatte dem edeln Grafen, der jovialer Natur war, eine überaus heitere Stunde bereitet; ja so tief hatte die improvisirte Thierhetze sich seiner Seele eingeprägt, daß er das Andenken des Tages dauernd festzuhalten und durch eine specielle Stiftung, zum Genuß der Mit- und Nachwelt, von Jahr zu Jahr zu erneuern beschloß. Er beschied zu diesem Zwecke die Metzgerschaft von Stamford zu sich, erklärte seine Absichten und übermachte der Zunft den freien Besitz der vorerwähnten Viehwiese, unter der Bedingung, daß sie alljährlich einen Stier zu stellen habe, welcher zum Andenken des Tages in derselben Weise in die Stadt zurückgehetzt werden solle, wie

solches zuerst im Jahre 1209, sechs Wochen vor Weihnachten, stattgefunden. Die Metzgerzunft nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, und bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein wurde seitdem die Stierhetze in Stamford als Volksfest gefeiert. Selbst Herren und Damen von Rang zogen (so berichtet der lokale Chronist) mit der Masse des Volks auf die Metzgerwiese hinaus und nahmen zu Fuß und zu Pferd an der Hetze des Thieres Antheil.

Eine nicht minder merkwürdige Stierhetze verdankte 170 Jahre später dem Lord des Patrimoniums von Tutbury, in Staffordshire, John Gaunt, Herzog von Lancaster, ihre Entstehung. Zum bessern Verständniß derselben müssen wir jedoch einige Worte über die englischen Minstrels und deren sociale Bedeutung während des Mittelalters vorausschicken.

Es war ein charakteristischer Zug des europäischen Mittelalters, daß allerorten neben den Kämpfen der Waffen die Spiele der Musik, des Gesanges und der Dichtkunst eine ehrenvolle Stelle behaupteten, daß nicht selten der stählerne Krieger selbst Lanze und Schwert ablegte, um zur Begleitung der Laute Lieder der Liebe, Klänge heiterer Geselligkeit anzustimmen. Für ehrenvoll wenigstens galt das Amt der Sänger, der französischen Troubadours, der deutschen Minnedichter, der englischen Minstrels, in den frühen Zeiten des Mittelalters. Von Königen und Fürsten hochgehalten, durften sie an keinem Hoflager fehlen, und gering war die Zahl der Burgen, an deren Thoren der fahrende Dichter ein gastliches Willkommen vermißte. Aber der schönen Epoche poetischer Blüthe folgte im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts eine Zeit der Licenz und Entartung. Der Zeitgeist begann damals die neue Bahn der Entwicklung einzuschlagen, welche den Ideen der mittelalterlichen Romantik zuwiderlief, und der Proceß des Verfalls mußte sich naturgemäß vor Allem an derjenigen Klasse der Gesellschaft zerstörend äußern, in

deren Reihen jene Ideen hervorragende ideale Vertreter gefunden hatten.

Die zarten Sänger der Liebe verschwanden; wie die Troubadours in Jongleurs, arteten die Minstrels theils in jugglers, Hofnarren, Spaßmacher und Charlatane, theils in fahrende Musikanten aus. Wenn der Name Minstrel nach wie vor gebräuchlich blieb, so ging in dem Charakter seiner Träger eine wesentliche Umwandlung vor. Statt wie früher fahrende Dichter als werthe Gäste ehrenvoll zu empfangen, hielten jetzt König und Adel Jugglers und Musikanten als Untergebene in ihrem Solde, während die letzten Minstrels von altem Schlage, den Wechsel der Zeiten beklagend, in der unwegsamen Oede der wallisischen und schottischen Gebirge verschollen. Hatten vormals die Dichter in Spielen der musischen Kunst gewetteifert und den von schöner Hand geflochtenen Kranz, das Symbol des Ruhmes, als höchsten Siegespreis empfangen, so sank nun, abgesehen von den Hofmusikanten der Könige und des Adels, das Minstrelthum mehr und mehr zu einem bürgerlichen Gewerbe herab, einem handwerksmäßigen Geschäft, ohne künstlerische und poetische Ansprüche. Es bildeten sich neben den andern Gilden der Städte Gilden von Minstrels, d. h. städtische Musikanten, denen nach Zunftgebrauch bestimmte Privilegien verliehen wurden, die bei Kirchmessen und Kirchenfesten aufspielten und das herbeiströmende Publikum in Gesellschaft der vollkommen marktschreierisch umherziehenden Jugglers ergötzten.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte die Zahl dieser letzteren so überhand genommen und so völlig war der ursprüngliche Charakter des Minstrelthums durch eine vagabondirende Zigeunerwirthschaft verwischt worden, daß Seitens der Regierung wiederholt Maßregeln ergriffen wurden, dem Unwesen zu steuern. Schon Heinrich VIII. schaffte das Amt des königlichen Jugglers ab. Elisabeth erließ ein Edict, “gegen Spitzbuben, Vagabunden, Jugglers, Hausirer und Minstrels”,

welches dem umherziehenden Minstrel- und Jugglerwesen eine Wunde schlug, von der es sich nie erholte. Auch später gab es in England noch wandernde Musikanten, Geiger und Balladensänger, und noch im siebzehnten Jahrhundert, zu Cromwell's Zeit, belegte das Publikum der Wirthshäuser und Marktplätze diese stets gern gesehenen Gäste mit dem alten Namen Minstrels. Doch im Großen und Ganzen war seitdem der Charakter des Minstrelthums auf die Compagnieen der städtischen Musikanten beschränkt, die mittelst ihrer verbrieften Rechte und Privilegien den vagabundirenden Standesgenossen als privilegirte Klasse gegenüberstanden.

Eine solche Compagnie von Minstrels nun bestand schon im vierzehnten Jahrhundert in der Stadt Tutbury, in Staffordshire. Es gehörte zu dem Geschäfte derselben, am Himmelfahrtstage in der Abtei von Tutbury Musik zu machen, wofür der Prior sie mit einem Mittagsmahl bewirthete und obendrein nach dem Mahl mit einem Stier beschenkte, den sie vor sich her in die Stadt zurücktrieben. Was die unmittelbare Beziehung des Himmelfahrtsfestes zu einem so auffallenden Gebrauch sein mochte, wie es kam, daß nicht die Minstrels der Abtei, sondern die Abtei den Minstrels die gehörnte Abgabe entrichtete, wird nicht gemeldet. Wahrscheinlich jedoch geschah es auf Veranlassung des vorerwähnten John Gaunt, Herzogs von Lancaster und Lords des Patrimoniums von Tutbury, von dem wir erfahren, daß er die Compagnie der Minstrels mit zahlreichen Privilegien ausstattete. Das Vergnügen der bei dieser Gelegenheit vorkommenden Stierhetze fand ohne Frage unter dem Volke von Tutbury lebhaften Anklang; denn als in späterer Zeit das Patrimonium in den Besitz des Herzogs von Devonshire gelangte und die Abtei in Folge der Reformation secularisirt wurde, übernahm der neue Grundherr bereitwillig die Verpflichtungen des Priors, indem er fortfuhr, die Compagnie der Minstrels am Himmelfahrtstage zu bewirthen und mit dem hergebrachten

Ochsen zu beschenken. Nach einem ausführlichen Bericht aus dem siebzehnten Jahrhundert scheint es sogar, daß das Programm der Stierhetze, mit Rücksicht auf die Dauer und Mannigfaltigkeit des Vergnügens, von dem neuen Grundherrn mehrfachen begünstigenden Modifikationen unterworfen wurde. Nach Beendigung des Mittagsmahls nämlich verfügten sich, diesen Anordnungen gemäß, die Minstrels nach einem Heuboden in der Nähe der Stadt und erwarteten die Ankunft des Ochsen. Dieser war inzwischen für die Hetze zugerichtet. Mit abgesägten Hörnern, mit gestutzten Ohren und Schwanz, über und über mit Seife abgerieben und eine Dose beizenden gepulverten Pfeffers in der Nase, erschien er, seiner Bande ledig, rasend vor Wuth, auf dem Schauplatz. Um Unfälle zu verhüten, forderte der Hausmeister kurz zuvor das versammelte Volk auf, aus dem Wege zu gehen. War nun das wüthende Thier in's Freie gekommen, so stürzte die Masse, von den mit Stöcken und Stricken bewaffneten Minstrels geführt, schreiend und tobend ihm nach. Das fernere Schicksal des Stieres war an bestimmte Grenzen der Zeit und des Ortes geknüpft. Gelang es den Minstrels nicht, ihn vor Sonnenuntergang zu fangen, oder entkam er über den Fluß nach Derbyshire, so fiel er an den Herzog zurück. Im entgegengesetzten Fall kam er als rechtmäßige Beute an die Minstrels, die ihn im Triumph nach Tutbury führten, wo er an dem Anbindepfahl in der Hauptstraße mit Hunden zu Tode gehetzt wurde. Diese Dinge ereigneten sich Jahrhunderte lang alljährlich am Himmelfahrtstage in Tutbury, und erst im Jahre 1778 wurde der Fortdauer dieser schönen Sitte der guten alten Zeit ein Ende gemacht.

Während so Thierhetzen, bald im Zusammenhang mit alten lokalen Gewohnheiten, bald von diesen unabhängig, in ganz England das Volk ergötzten, zeichnete London sich durch den Besitz von Bärengärten aus, öffentlichen Vergnügungsorten, in denen neben allen Arten von Thierhetzen auch

gymnastische Fecht- und Ringspiele das ganze Jahr hindurch zur Aufführung gelangten. Natürlicherweise erregte das Erscheinen "Brauns" das Interesse des Volks in höherem Grade als die familiären Gestalten von Ochsen, Pferden, Eseln und Hunden. Ihm, in dem Kraft, Unbehülflichkeit und Wildheit der Natur sich zu einer komischen Charakterfigur vereinigen, fiel daher die Ehre zu, den erwähnten Lokalen den Namen zu geben, und ursprünglich mochte Petz in den Bärengärten mit Ausschluß aller andern Thiere und Menschen als Hauptacteur agiren und herrschen. Seit dem sechzehnten Jahrhundert, als die Bärengärten unter den fashionabeln Vergnügungen in erster Reihe standen, war es dagegen mit seiner Alleinherrschaft vorbei. Eber, Ochsen, Pferde, Esel, Gladiatoren machten ihm als Kämpfer in der Arena den Rang streitig. Die berühmtesten öffentlichen Bärengärten jener Epoche befanden sich in dem Southwark genannten Theil Londons, am südlichen Themseufer, in der Nähe von Lambeth Palace, der Londoner Residenz des Erzbischofs von Canterbury, der Westminsterabtei gegenüber. Das dort befindliche Lokal führte den Namen "Paris Gardens" und enthielt (ein Beweis für die Lebhaftigkeit des Zudrangs Seitens des Londoner Volks) zwei Bärengärten in einer und derselben Umzäunung.

Wem diese Anstalten ihre Entstehung verdankten, in welcher Weise sie verwaltet wurden, ist ungewiß. In Ermanglung solcher Kunde müssen einige authentische Details über das zu entrichtende Eintrittsgeld uns ein Streiflicht werfen auf die äußere Anordnung des Schauspiels. Das vergnügungslustige Publikum hatte hiernach zu zahlen: erstlich einen Penny am Thore, sodann einen zweiten Penny am Eingang zu dem Gerüste und endlich, nach Ersteigung des letzteren, einen dritten Penny für die Erlaubniß, ungestört auf dem bezahlten Platze stehen zu dürfen. Der letzteren Bestimmung zufolge scheint es daher, daß der respectable

Theil der Zuschauer von einem durch Gewohnheitsrecht autorisirten Pöbel einer Art faustrechtlicher Abgabe unterworfen wurde, daß ein ruhiger Stehplatz für das große Publikum das höchste Maß der Bequemlichkeit erfüllte. Fanden nun auch für aristokratische Besuche ohne Zweifel specielle Anordnungen statt, so bildete doch das roh aufgezimmerte Stehgerüst immer die Hauptmasse des Amphitheaters und unschwer füllt die Phantasie sich das Innere mit einer entsprechenden Arena aus. Wären doch die Lokale für dramatische Vorstellungen noch zu der Zeit, als Shakespeare blühte, in nicht viel besserem, marktbudenartigen Zustand!

Mit größerem Pomp mögen die königlichen Bärengärten ausgestattet gewesen sein; denn daß solche (ebenso wie königliche Privattheater) neben den öffentlichen Anstalten existirten, so lange Thierhetzen als ein fashionables Amüsement galten, ist nicht zu bezweifeln. Ohne Thierhetzen und Bärengärten betrachtete man zu jenen Zeiten offenbar die königliche Hofhaltung als unvollständig. Mit einer gewissen Vorliebe sogar werden sie bei festlichen Gelegenheiten hervorgehoben und das zarte Geschlecht gab dem stärkeren in eifriger Schaulust wenig nach. So hören wir, daß um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die nachmalige Königin Elisabeth, als sie in halber Gefangenschaft in Hatfield House wohnte, eines Tags Besuch erhielt von ihrer Schwester, der "blutigen Maria", worauf, zur Belustigung der königlichen Frauen, sofort eine große Bärenhetze abgehalten wurde, "und," fügt der Berichterstatter hinzu, "Ihre Hoheiten waren sehr davon befriedigt." Was der verbannten Prinzessin gefiel, erfreute sich später des Schutzes der mächtigen Königin. Als Elisabeth während ihrer Krönungsfestlichkeiten ein glänzendes Banket zu Ehren des französischen Gesandten veranstaltete, begab man sich unmittelbar aus der Banketthalle in den Bärengarten, wo eine pomphafte Bären- und Stierhetze die hohe Gesellschaft ergötzte. Tags

darauf gingen die Gesandten (das zur Feier der Krönung anwesende diplomatische Corps) zu Wasser nach "Paris Gardens", um einer Thierhetze in Gegenwart des großen Publikums beizuwohnen. Auch an Sonntag Nachmittagen waren während der ersten Hälfte von Elisabeth's Regierung die Vergnügungen der Bärengärten gestattet. Erst im Jahre 1583, nachdem eines Sonntags, während einer Bären- und Stierhetze in Paris Gardens, das Theater eingestürzt und viele Zuschauer getödtet worden (ein Ereigniß, welches die puritanischen Zeloten als Gottesurtheil darzustellen und auszubeuten wußten), erschien ein Edict gegen die Fortsetzung von Thierhetzen an Sonn- und Feiertagen. Alle gymnastischen Spiele blieben dagegen von diesem Verbot ausgenommen und fanden, ebenso wie die Maispiele, nach wie vor an Sonntagen statt, bis zur Revolution.

Mit den Vergnügungen der Bärengärten unterhielt Elisabeth zwei Jahre später auch den dänischen Gesandten in Greenwich und noch 1682 gab Karl II. den Gesandten von Marocco eine Pferdehetze zum Besten. Diese letztere fand vor einem privilegirten Publikum in Sr. Majestät Bärengarten, bei Bankside in der City, statt. Zutritt sollten alle vom Adel haben, die Willens waren, den Eintrittspreis zu bezahlen. Das zu hetzende Pferd war aber wegen seiner Wildheit und Unbändigkeit berüchtigt, und um das Interesse des Spiels zu erhöhen, wurde öffentlich angekündigt, daß dies unbändige Thier zu Tode gehetzt werden sollte. Der Sitte gemäß band man die zur Hetze bestimmten Thiere mit Ketten an den inmitten der Arena befindlichen Anbindepfahl, indem man Sorge trug, den Gefesselten einen genügenden Spielraum zu gestatten zur Abwehr ihrer Gegner. War dies geschehen, so ließ man die ungeduldig harrenden Bulldogs zum Kampfe los. In dem letzterwähnten Falle nun ereignete es sich, daß die wüthenden Hunde dem verzweifelten Widerstande des dem Tode geweihten Pferdes nicht gewachsen

waren. Einer nach dem andern fielen sie unter den Hufschlägen des erbitterten Gegners, bis nach dem Unterliegen des letzten die Vorsteher des Bärengartens beschlossen, den Entscheidungskampf für den folgenden Tag aufzuschieben. Gegen diesen Beschluß remonstrirte jedoch auf's Heftigste der draußen wartende Pöbel. Der Tumult stieg endlich zu solcher Höhe, daß, als die Abführung des Pferdes ruchbar wurde, die Verwegensten unter dem Haufen anfingen das Gebäude zu stürmen und zu demoliren. Unter diesen Umständen gab man den lärmenden Forderungen nach, schaffte frische Bulldogs herbei und ließ das Spiel von neuem beginnen. Noch einmal tödtete das tapfere Kampfpferd die angreifenden Hunde, einen nach dem andern. Allein die tobende Masse war unerbittlich; sie verlangte die Ausführung des angekündigten Programms. Da es an einer frischen Meute fehlte, streckte ein Schwertstich den Sieger an der Seite der Besiegten nieder.

Uebrigens war es nicht immer auf den Tod des gehetzten Thieres abgesehen. Besonders concentrirte das Interesse der Bärenhetze sich mehr auf die Details und Zwischenfälle, als auf den Ausgang des Kampfes. Petz war für die Besitzer der Bärengärten ein Kapital, dessen Verlust durch den Ertrag eines einzigen Schauspiels nicht aufgewogen wurde; er mußte lange leben und reichliche Zinsen tragen, sollte er die auf ihn verwandte Mühe und Kosten lohnen. In entscheidenden Momenten wurde daher der Wuth seiner Angreifer ein Ziel gesetzt. War er zum Kampfe mit Hunden untauglich geworden, so setzte man ihn nicht selten den Neckereien der Diener der Arena aus, die ihm bald von dieser, bald von jener Seite, mit Peitschenhieben beizukommen suchten. Wenn eine Bärenhetze stattfinden sollte, so geschah, was geschehen konnte, um eine zahlreiche Zuschauerschaft herbeizulocken. Nachdem Abbildungen und Plakate das Publikum vorbereitet, kam die wirksamste Annonce

in Gestalt "Brauns" selbst, der, von seinem Wärter geführt, die Hauptstraßen Londons durchzog. Auf des Bären Rücken setzte man einen Affen oder eine Meerkatze; der Wärter figurirte abwechselnd als Ausschreier und Dudelsackpfeiffer; ein paar Minstrels des oben beschriebenen Schlages schritten musicirend voraus. In der Arena hatte das gequälte Thier auch Proben seiner Geschicklichkeit im Tanzen, nebst verwandten Bärenkunststücken, zum Besten zu geben, so daß er in doppeltem Sinne, als wilder Kämpfer und gelehriger Komiker, den Geschmack des Publikums befriedigte.

Außer den kämpfenden Thieren traten endlich in den Bärengärten auch kämpfende Menschen auf, nicht unähnlich den Gladiatoren des römischen Circus. Schon während des Mittelalters gab es Fechtschulen in Englaud, und die Jongleurs werden als erfahrene Meister der Fechtkunst gerühmt. Doch war es erst der kampflustige Heinrich VIII., welcher jenen Schulen eine Organisation und gewissermaßen einen Adels- und Freibrief verlieh, indem er die Fechtmeister als Corporation constituirte, die da lehre "die edle Wissenschaft der Vertheidigung". Um als Meister, d. h. als autorisirter Lehrer dieser "edeln Wissenschaft" in diese Corporation aufgenommen zu werden, galt es zunächst, die Uebungsschule der untersten Lehrstufe der Schüler durchzumachen. Hatte der Schüler sich durch öffentliche Kampfproben in den Kenntnissen seines Grades als tüchtig bewiesen, so trat er in die Klasse der Vorsteher; aus der Klasse der Vorsteher führte dann das siegreiche Bestehen einer neuen Kampfprobe in die Mitgliedschaft der Corporation der Meister, der zum Lehren berechtigten Vertreter der Fechtkunst.

Die öffentlichen Kampfproben nun fanden meist in den Bärengärten statt, und zwar nicht als bloßes Spiel der Geschicklichkeit, sondern theils als ernstes Gladiatorengefecht, mit scharfen Waffen, theils als Box- und Ringkampf, bei welchem letzteren die streitenden Gegner nicht minder Glieder

und Leben auf's Spiel setzten. "Meister", die aus dem Gladiatorenhandwerk ihren Lebensberuf machten, erlangten, wie es scheint, schon während des siebzehnten Jahrhunderts, zweihundert Jahre vor Tom Sayers und John Heenan, als Champions der noble science of defence einen nationalen Ruf, und durchreisten, den Gefahren der See und des Klimas trotzend, auch die Colonieen jenseits des Oceans, um ihre Kunst im Kampfe mit fernen Rivalen zu bewähren.

Aus der Regierung der Königin Anna, wo nicht weniger als vier öffentliche Bärengärten in London bestanden, ist der Wortlaut der Ankündigung eines solchen Gladiatorenzweikampfes erhalten. "Georg Grey aus Norwich," heißt es dort, "der in den meisten Gegenden Westindiens und andern Theilen der Welt gefochten, fordert zum Kampfe mit Schwert und Dolch, mit Schild und Schwert und Säbel James Harris, Meister der edeln Wissenschaft der Vertheidigung, der hundert und zehn Kampfpreise errungen hat und seinem tapfern und kühnen Gegner sich stellen wird, indem er scharfe Schwerter verlangt und von ihm keine Schonung. Vivat Regina." — Wenn, wie häufig geschah, diese Kämpfe in den Bärengärten stattfanden, fochten die Gegner in der Arena, oder auf einer theaterartigen Schaubühne. Wo der Bärengarten fehlte, erfolgte der Kampf auf freiem Felde, innerhalb des sogenannten prize-ring, einer durch eingerammte Pfähle und Stricke hergestellten Umzäunung, welche die Zuschauer von den Kämpfenden trennte. Wie bei den Thierhetzen, so war auch bei diesen Gladiatorenkämpfen, neben der unbändigen Masse das weibliche Geschlecht der höhern wie der niedern Stände unter den Zuschauern vertreten. Daß auf die Chancen des Kampfes gewettet wurde, darf man nicht bezweifeln, wenn es erlaubt ist, von der systematischen Ausbildung der modernen englischen Wettkunst im Zusammenhang mit den nationalen

Spielen auf eine lange praktische Vorübung zurückzuschließen, oder wenn man den wettenden, wagenden Sinn des Volkes in Betracht zieht, dessen energische Lebensäußerung beiden Gewohnheiten zu Grunde lag.

Wir haben hiermit die bunte Welt der Spiele und Vergnügungen des Merry Old England durchwandert. Sie erfüllten, mit Ausnahme einiger Zweige, die früher abstarben, das englische Volksleben bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts bereitete sich in England, langsam aber sicher, ein entschiedener Umschwung der Sitten und des Geschmacks vor, ein Umschwung, welcher den Anbruch einer neuen Epoche verkündete. Während die Naturkraft des Volkes, die angelsächsische Neigung für gymnastische Uebungen und Spiele in unverminderter Fülle fortdauerte, während der insularen Abgeschlossenheit seiner Traditionen noch verhältnißmäßig geringe Einflüsse von außen entgegen wirkten, begann mit der festeren Begründung politischer Freiheit, mit der Ausbreitung nationaler Herrschaft, mit dem wachsenden Sinn rationalistischer Denkweise und geselliger Verfeinerung, der still wirkende Zeitgeist manche Sitten und Gewohnheiten der Vergangenheit in den Hintergrund zu drängen, oder als roh und unmenschlich zu verdammen, an denen frühere Generationen sich mit unbefangener Lust ergötzt hatten. In Verfall gerieth der ausgelassene Carneval der alten Weihnachts- und Maispiele, in Verfall die Barbareien der Hahnenkämpfe, der Thierhetzen und der Bärengärten. Andere Zweige der Volksspiele, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche eine kräftige gymnastische Bildung des Volks zum Zweck haben, erwachten dagegen zu neuer Blüthe, zu einem bis dahin unerreichten Glanze nationaler Entwicklung. An die Stelle der Bärengärten traten die durch musikalische Aufführungen veredelten, unzweifelhaft eine höhere Culturstufe als jene darstellenden

Belustigungen von Vauxhall und Ranelagh, und in neuester Zeit die von keinem Volke zuvor erreichte, vollendetste Gestalt aller populären Bildungsinstitute, der Krystallpalast.

Die Betrachtung dieser Epoche bleibt dem zweiten Theile unserer Darstellung vorbehalten. Sie wird uns, durch Vergleichung dessen, was war und was ist, lehren, ob die Klagen der Anhänger des Alten gerechtfertigt sind, ob dem Vergangenen und Veralteten der Vorzug gebührt vor dem Bestehenden und dem Werdenden. Lassen wir denn vorläufig dem "Fröhlichen Alten England" seinen ehrenden Beinamen. Das reifende Volksleben, wie das kräftige Mannesalter, äußert sich in andern Formen des Handelns und der Sinnesweise, als die wilde, übersprudelnde Jugend; aber so lange es auf der Bahn der Bildung und des Fortschritts wandelt, hat es den Vergleich mit jenem nimmer zu scheuen.

II. Die Volksspiele des Neueren Englands.

Unsere Darstellung der englischen Volksspiele während der Epoche, die, obgleich historisch nicht genau definirbar, dem heutigen Geschlecht, unter der allgemeinen Vorstellung eines goldenen Zeitalters der Heiterkeit, als die Epoche des Merry Old England bekannt ist, zerfiel in zwei Haupttheile. Der eine umfaßte die mit dem Umschwunge des Jahres periodisch wiederkehrenden physisch-religiösen Festgewohnheiten: die Weihnachts- und Fastnachtsspiele, die nationalen Kundgebungen der Freude, welche das Wiedererwachen, die Blüthe, die Fruchtzeit der Natur, im Frühling, Sommer und Herbst verherrlichten; der andere war den gymnastischen Spielen, den Uebungen körperlicher Kraft und Geschicklichkeit gewidmet, die, von bestimmten Zeitabschnitten weniger abhängig, durch die ganze Länge des Jahres in buntem Wechsel fortdauerten. Indem wir uns nun der Betrachtung der neueren Zeit, dem englischen Volksleben des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zuwenden, wird unsere Aufgabe in einer Beziehung vereinfacht. Statt jenen cyklischen Umschwung des Festjahres wie früher in allen Zeichen des Thierkreises zu verfolgen, werden wir uns auf die engeren Grenzen einiger historischen Bemerkungen über den Verfall jener alten Festgewohnheiten beschränken können. Hinsichtlich der gymnastischen Spiele der Nation dagegen findet das Umgekehrte statt. Ihre Ausbildung nimmt mit dem Fortschritte der Zeit größere Verhältnisse und civilisirtere Formen an und eine entsprechende Ausführlichkeit der Darstellung wird in demselben Maße unerlaßlich wie der Kreis ihres Einflusses sich über alle Gebiete des Nationallebens erweitert.

Klagen über den Untergang der "schönen alten Zeit" gehören zu den Entwicklungssymptomen des neueren europäischen Volksthums und auch in England, wie bereits erwähnt wurde, sind diesem Phantasiebilde einer besseren Vergangenheit die Elegieen von Dichtern, Novellisten und conservativen Politikern nachgetönt. Das ungewisse Dämmerlicht der Ferne, welches in der Zeit wie im Raume über die harten Formen der wirklichen Dinge eine ideell täuschende Färbung verbreitet, ließ den von der Gegenwart unbefriedigten Gemüthern die Tage des Merry Old England als die Blüthezeit einer schönern Welt, eines glücklicheren Geschlechtes erscheinen. Damals, während der früheren Jahrhunderte der christlichen Aera, so däuchte es dem romantisch rückblickenden Auge, lag dem gesammten Volksleben eine farbenreiche poetische Schöpfung zu Grunde, deren Abglanz selbst die ärmsten Existenzen mit dem Schimmer der Heiterkeit und des Glückes verklärte. Religion und Natur, die Lehren und der Kultus einer höheren geistigen Offenbarung und der von Jahr zu Jahre wiederholte Umschwung physischer Veränderlichkeit, verbanden sich, um dem Leben Gestalt und Bedeutung zu verleihen. In buntem, nie endenden Wechsel lösten sinnvolle Feste zu Ehren beider einander ab und ein frohes, genügsames Volk, ehrfurchtsvoll und heiter zugleich, genoß, nicht ohne Noth und Arbeit, aber doch glücklich in seiner Sphäre, die ihm gegönnte Frist des Daseins. Diese schöne Welt ist jetzt vergangen; nur ihre Trümmer begegnen noch hie und da, von wilden Ranken überwuchert, den Blicken des gegenwärtigen Geschlechts. Der religiöse Zusammenhang zwischen dem Leben des Volkes und der Natur ist aufgehoben. Die schillernde Gestaltenwelt der alten Feste hat einer langweiligen Monotonie der Sitte und des Kostüms Platz gemacht. Kalt, nüchtern, prosaisch ist der Sinn, alltäglich, einförmig verfließt das Leben der Nationen, wenn man sie mit dem vergleicht was sie einst waren, wenn man sich des nicht endenden Wechsels von Festen und

Spielen und Vergnügungen erinnert, in deren Taumel die Jahre verflossen, der jugendlich frischen, unerschöpflich heitern Sinnesweise, womit jeder Stand, jedes Alter sich dem heitern Genusse des Lebens hingab. Und so mancher Fortschritte die Gegenwart sich daher auch rühmen möge, in dieser Sphäre des socialen Glückes ist der Stempel des Verfalls, des Epigonenthums ihr aufgedrückt und bei der Erinnerung an die Bilder der alten schönen Zeit ergreift den Nachgebornen eine wehmüthige Trauer um ihr geschichtliches Verschwinden, ein sehnsüchtiges Verlangen nach ihrer lebendigen Wiederkehr.

Es giebt Lebenslagen, in welchen eine solche Geschichtsansicht nicht ohne Reiz und Wahrheit erscheint. Man braucht auch nicht so weit zu gehen, ihr jede andere Berechtigung als die einer lyrischen Stimmung abzusprechen. Einseitig und krankhaft aber erscheint sie dem Forscher, der die Ursachen und Wirkungen geschichtlicher Zustände in einem großen Zusammenhange auffaßt und während er das Vergangene nach seinem menschlichen Werthe zu würdigen sucht, den Einfluß der optischen Täuschungen der geschichtlichen Ferne fest im Auge behält. Er weiß, daß wenn in der Gegenwart die Masse der einzelnen Erscheinungen die allgemeinen Ansichten erschwert, in der Vergangenheit über den großen Formen nur zu leicht der Complex der wirkenden Kräfte, über dem Lichteffect einzelner hervorragender Gestalten die Tiefe des weit verbreiteten Schattens übersehen wird. Er sieht die Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert in rastloser Entwicklung und Bildung begriffen: das Streben und Gegenstreben mächtiger Energieen; die Ebbe und Flut großer Ereignisse, in der Staat und Gesellschaft sich unter veränderten Bedingungen erneuern; und er erkennt in der Wiederkehr analoger geschichtlicher Begebenheiten Gesetze des Fortschritts, nach welchen der Kern der menschlichen Natur im

Laufe der Zeit zu vollerer Entfaltung aufblüht. Ohne die Schätze der Vergangenheit zu mißachten, vermag er daher nicht, sich an eine einzige Epoche als an das vollendete Ideal menschlicher Zustände anzuklammern. Statt ein Asyl zu suchen in dem Nebellande verschwundener Zeiten, erstrebt er eine klare Umschau und einen festen Standpunkt in der Welt die ihn umgiebt und erwartet die Ausgleichung gegenwärtiger Mängel von einer besseren Zukunft.

Daß das alte England reich war an populären Spielen und Vergnügungen, daß manche derselben auf einer poetischen Grundlage ruhten, daß das Volk jener Epoche eine anscheinend unerschöpfliche Fähigkeit besaß, sich derselben zu erfreuen, kann nicht geläugnet werden. Ebenso unbestreitbar ist die Thatsache, daß die Gegenwart an ähnlichen Freuden verhältnißmäßig arm, daß die heutige Generation ruheloser, arbeitsamer, ernster, berechnender, weniger sorglos geworden ist, als ihre Vorfahren. Der Gegensatz beider Epochen in diesem Punkte ist so schlagend, wenn man die Berichte über das ehemalige Festjahr mit dem Festkalender von heute zusammenhält, daß die Frage sich aufdrängt: wie es jenem heitern Geschlechte, inmitten der endlosen Zerstreuungen aller Jahreszeiten überhaupt gelingen konnte, Muße zu gewinnen zur Arbeit? wo für den Ernst des Lebens eine Stelle blieb? Aber erschöpft dieser allgemeine Gegensatz den Gesammtcharakter der Zustände beider Zeiten? Dürfen wir das heitere Bild, welches die Bewunderer der Vergangenheit uns entgegenhalten, als ein treues Lebensbild jener Jahrhunderte betrachten? Und angenommen, daß das Unmögliche möglich wäre, daß das Todte wieder belebt werden, daß das lebende Geschlecht zu der Denk- und Sinnesweise, zu den Sitten und Gewohnheiten des Mittelalters zurückkehren könnte, wäre der Wechsel vom Standpunkte der Humanität aus wirklich empfehlens- und wünschenswerth? Würde den höhern

Interessen der menschlichen Natur größere Genüge geschehen, ein glücklicherer, besserer Zustand der Dinge herbeigeführt werden?

Die Spiele der Völker, wie schon früher auseinandergesetzt wurde, stehen in unzertrennlichem Zusammenhang mit ihrer politisch socialen Entwicklung und unzertrennlich waren nach denselben Gesetzen die Spiele des "fröhlichen Altenglands" mit den Kulturelementen verbunden, auf welchen das englische Mittelalter beruhte. Aus dem Boden der mittelalterlichen Kirche erblühten die periodischen Festlichkeiten der Weihnachts-, der Oster-, der Pfingstzeit; mit der Bildung des mittelalterlichen Feudalstaats hingen die weltlichen Schaugepränge, die gymnastischen Uebungen und Spiele zusammen, die mit den religiösen Festgewohnheiten theils abwechselten, theils sie begleiteten. Um sie in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit zu begreifen, müssen wir uns das gleichzeitige Bestehen einer feudalen Hierarchie vorstellen: einen absoluten Papst und einen absoluten König, eine alle Bildung monopolisirende, herrschsüchtige Geistlichkeit, eine stolze kriegerische Aristokratie, eine zunftmäßig beschränkte Mittelklasse, ein leibeigenes Volk endlich, das weder die Bibel lesen durfte, noch im Parlamente vertreten wurde, ein Volk, dessen jugendlich erregte Einbildungskraft zwischen Unwissenheit, Genußsucht und Barbarei ungewiß umherschwankte, und das sich, von Jahr zu Jahr, gedankenlos in den überlieferten Sitten fortbewegte, an den überlieferten Vergnügungen ergötzte. Was diese Vergnügungen selbst angeht, so hatten wir bereits im Laufe unserer Darstellung wiederholt Gelegenheit, neben der poetischen Gestaltenfülle derselben Charakterzüge hervorzuheben, durch deren Beimischung das an sich Schöne in grotesker Weise entstellt wurde: die Symbole des crassesten Aberglaubens, den barbarisch grellen Pomp, die sitten- und geschmacklose Rohheit, die bacchantische sinnliche Ausschweifung. Dem feudalen Volke des Mittelalters war diese Art der Heiterkeit und des Ge-

nusses natürlich. Seine Spiele waren ein naturwüchsiges Produkt der Welt, in der es lebte; es fühlte sich wohl darin, weil sie übereinstimmten mit der damaligen Stufe seiner Bildung. Aber so wenig von dem Manne erwartet werden kann, daß er an den Freuden seiner Kindheit den alten Geschmack findet, so seltsam die Forderung sein würde, dem Lebensbilde der mittelalterlichen Mysterien, Moralitäten und Pantomimen den Vorzug zu geben vor der Weltanschauung der Shakespeare'schen Dramen, ebenso fremdartig steht den Bildungszuständen des neunzehnten Jahrhunderts das Verlangen gegenüber, jene alten Spiele zu erneuern, von der lebendigen Denk- und Sinnesweise der Gegenwart, durch das Labyrinth der Geschichte, im Krebsgange zurückzukehren zu den sagenhaften Gefilden des "fröhlichen Altenglands".

Zwei Jahrhunderte voll gewaltiger Erschütterungen haben zwischen beiden Epochen eine unausfüllbare Kluft gerissen: das Jahrhundert der Reformation, welches die mittelalterliche Kirche, das Jahrhundert der Revolution, welches den mittelalterlichen Feudalstaat zerstörte. Ein anderer Geist schlug unter dem Einflusse Beider im Herzen des Volks Wurzel. Mit überwältigender Macht brach sich in weiteren und weiteren Kreisen das Bewußtsein Bahn, daß der Mensch in der Geschichte größere Aufgaben zu lösen, ernstere Interessen zu verwirklichen habe, als die Bedürfnisse sorglos heiteren Genusses. Der untrüglichen Autorität der Kirche wurden die Rechte des freien Denkens, den Ansprüchen eines absoluten Königthums die politische Freiheit des Volkes entgegengehalten. In den Kampf um diese Güter warf die Nation ihre ganze Kraft mit einer siegesgewissen Energie der Ueberzeugung, mit einer finstern fanatischen Strenge, die in ihren extremen Formen zu einem neuen Despotismus ausartete. In der That hatte es eine Weile den Anschein, als sei der heitere Sinn der Vorfahren wie ein böser Dämon für immer ausgetrieben, als habe alles nationale Denken und Streben

sich in religiös politische Ascetik aufgelöst. Heiterkeit galt nun als Sünde, die Festspiele des Mittelalters als Blendwerke des Antichrists, selbst die Vergnügungen der Gymnastik als unwürdige frivole Zerstreuungen. In dieser Epoche, der Epoche der Revolution, erhielt das "fröhliche England" der alten Zeit seinen Todesstoß; und was die puritanischen Zeloten ungeschehen ließen, vollendeten später die nicht minder eifrigen Methodisten. Aber den fieberhaften Excessen des revolutionären Ascetismus folgte bald die Reaction des gesunden Menschenverstandes und der Naturkraft eines zur Freiheit erwachenden Volkes. Denn Reformation und Revolution erschütterten nicht bloß die Grundfesten des früheren Zustandes der Dinge, sie gründeten zugleich die Fundamente einer neuen Epoche nationaler Entwicklung, einer im Geiste der Freiheit fortschreitenden Bildung und Civilisation. Poesie, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie, politische Macht und Freiheit blühten in ihrem Gefolge zu vorher unerhörtem Glanze auf. Wenn es auf dem neubetretenen Wege nicht an Hindernissen fehlte, wenn Barbarei des Geistes und Rohheit der Sitten nach wie vor in mächtiger Phalanx der Verbreitung humaner Kultur entgegenstanden, wenn der Bau der Freiheit oceanisch langsam vor sich ging, ein großer Fortschritt war doch geschehen: der kindlich sorglose Geist des Mittelalters war verschwunden, um einem in den ernsten Entwicklungskämpfen der Vergangenheit gereiften, männlich selbstbewußten Sinne Platz zu machen; und einmal in seinem Rechte befestigt, schuf dieser Sinn sich auch neue Formen des Spiels und der Heiterkeit, Formen, welche dem veränderten Charakter des Zeitgeistes entsprachen.

Uebrigens war auch der Untergang jener altenglischen Gebräuche nicht das rasche Zerstörungswerk eines bilderstürmenden Fanatismus. Politische Verfassungen und religiöse Ceremonieen mögen dem Andrang plötzlicher Katastrophen erliegen; die socialen Volksgewohnheiten wuchern oft noch

Jahrhunderte lang unter ihren Trümmern fort. In England erhielten sie sich, trotz der Reformbewegung, in fast unverminderter Blüthe während des sechzehnten Jahrhunderts, bis in die letzten Regierungsjahre Elisabeth's. Erst unter Jacob I. machte die Invasion des schottischen Puritanismus von Norden her bemerkliche Fortschritte, so daß der dem Katholicismus geneigte, antiquarische König, um dem Einfluß der puritanischen Eiferer entgegenzuwirken, sich zur Abfassung seines Shedule of Sports veranlaßt fand und eine Proclamation erließ, der zufolge die Puritaner und "precise people" gewarnt wurden, dem Volke keine Hindernisse in den Weg zu legen, wenn es Sonntags, nach dem Gottesdienst, den gesetzlich gestatteten Vergnügungen, wie Tanzen, Laufen und Bogenschießen, nachgehe; oder wenn es Maispiele, Whitsunales und dergleichen Feste nach alter Weise feiere. Unter Carl's I. Regierung geriethen diese Verordnungen in demselben Maße in Verfall, wie der Puritanismus sich zu einer politischen Macht ausbildete; durch die Dekrete der Republik, unter Cromwell's Protektorat, wurden die alten Volksspiele dem Anscheine nach völlig ausgerottet. Aber selbst in dem Fegfeuer der Revolution hatte sich genug von dem Sinne früherer Zeiten erhalten, um unter der Herrschaft des restaurirten Carl Stuart ein flüchtiges Abbild des "fröhlichen Altenglands" erneuern zu können. Erst nach dem zweiten Sturze der Stuarts, unter den Königen einer Dynastie, für deren Anerkennung das Gelübde einer antikatholischen Politik eine Hauptbedingung war, ging der Verfall unaufgehalten vorwärts. Nur hier und dort, in abgelegenen Gegenden, in den Bergthälern von Devonshire, Cornwall und Wales, in den einsamen Dörfern von Lancashire und Yorkshire, in der Wildniß der schottischen Hochlande, überlebten noch während des achtzehnten Jahrhunderts, und überleben bis in die jüngste Gegenwart hinein manche der alten Festgewohnheiten unerschüttert alle Wandlungen der Politik und der Religion;

und nur als geschichtliche Reliquien, wie die Trümmer epheuumwachsener Abteien und Burgen, werden sie hie und da auf den Landsitzen vornehmer Gönner und Freunde des Alterthums in ihrer antiken Form wieder aufgefrischt.

Den geringsten Abbruch an populärer Theilnahme hat von allen periodischen Volksfesten das Weihnachtsfest erlitten. Seiner seltsamen Mummereien, seines weltlich-religiösen Carnevaltaumels entkleidet, in seiner Dauer zu Gunsten der Arbeit beschränkt, bewahrt es noch immer als schönsten poetischen Schmuck das Immergrün der Walddistel, des Epheus und des Lorbers und verklärt auch die ärmste Hütte mit dem flüchtigen Schimmer des neugebornen Weltenlichtes, dem Sonnenschein des Genusses und der Heiterkeit. Auf dem Lande fehlt es nicht an Jul-Logs; an den alten Carneval erinnern die als Pantomimen bekannten Zauberstücke, welche zum Ausschluß anderer dramatischer Vorstellungen die städtischen Theater wochenlang in Beschlag nehmen und in geringerem Umfang auf zahllosen Liebhabertheatern eine Stelle finden. Uebrigens kann man sagen, daß die Weihnachtsfeier im Großen und Ganzen aus einer öffentlichen eine häusliche geworden ist, eine Feier, deren sociale Bedeutung darin liegt, daß sie mehr als irgend eine andere in allen Theilen des Landes die Familien, die Verwandten, die Freunde, in heiterem Verkehr um die Flamme des häuslichen Herdes versammelt.[1]

Von den vorbereitenden Festen der Osterzeit hat nur die Sitte des Gründonnerstags (Maundy-Thursday) sich erhalten, die Sitte, in der Kapelle des St. James-Palastes arme

[1] Im Vorbeigehn sei hier bemerkt, daß neuerdings auch unsere deutschen Weihnachtsbäume in England Eingang gefunden haben. Es geschah dies in Folge des Beispiels des königlichen Hofes, wo der verstorbene Prinz Albert sie einführte. Aber wie alle importirten Sitten hat dieser anglisirte Weihnachtsbaum einen fremdartigen Anstrich, und vergebens sucht der angesiedelte Deutsche unter den bunt ausstaffirten, mit Lämpchen behängten "German trees" nach dem Weihnachtsbaum seiner Kindheit.

Männer und Frauen (deren Anzahl sich indeß nicht wie einst, nach der Zwölfzahl der Apostel, sondern nach den Altersjahren des Königs oder der Königin bestimmt) mit Kleidungsstücken, Speisen und Geld zu beschenken. Die ursprüngliche Sitte des Fußwaschens wurde zuletzt durch Jacob II. in Person befolgt. Im achtzehnten Jahrhundert wurde sie gelegentlich erneuert durch die Erzbischöfe von York und Canterbury; gegenwärtig ist sie völlig in Verfall gerathen und der königliche Großalmosenier besorgt nur die erwähnte Austheilung von Geschenken. Während des Charfreitags steht alles Geschäft, alle Arbeit still. Weil aber der Tag kein Sonntag ist, fiel er (eine für das beschränkte Formenwesen des Puritanismus höchst charakteristische Thatsache) nicht unter die strenge Censur der gewöhnlichen Sonntagsfeier, und konnte aus diesem Grunde als Jahrestag gewisser gymnastischer Spiele fortbestehen, deren wir später gedenken werden. Die dann folgenden Ostertage sind in dem heutigen England durch nichts bemerkenswerther, als durch eine in kolossalen Verhältnissen stattfindende Auswanderung aus dem "Qualm der Städte, aus Handwerks- und Gewerbesbanden", in's offne Land; ein uraltes Naturgefühl, dem die moderne Welt mit tausenden von Locomotiven und Dampfschiffen zu Hülfe kommt. Die Flüsse hinauf und hernieder, durch die Thäler, über die Hügel, an die Küsten des ringsum wogenden Meeres, ergießen sich während der drei Ostertage durch ganz England die lebendigen Ströme von Millionen festlich erregter Menschen, das Erwachen des neuen Lebens im Freien zu begrüßen. Bei günstigem Frühlingswetter scheint dieses Hinauswandern beinahe wie ein vorausgenossener Ersatz für die Festfeier des nahenden Maitages, dessen alte Gebräuche so gut wie erloschen sind. Was der Maitag während der Blüthezeit des "fröhlichen Altenglands" war, haben wir früher geschildert. Das erste Jahrhundert der Reformation that seiner Popularität noch verhältnißmäßig geringen Abbruch.

Aber den Puritanern erschien das ganze Wesen und Treiben dieses alten Festes der Naturreligion als heidnischer Gräuel, und noch zu Lebzeiten Carl's I. im Jahre 1644 verordnete eine Akte beider Parlamentshäuser das Umhauen aller Maibäume. Eine kurze Nachblüthe erlebten die Maifestlichkeiten sammt den andern alten Volksspielen nach der Rückkehr des "Merry Monarch"; dann verfielen sie mehr und mehr in dem allgemeinen Verfall der alten Zeit. Im Binnenlande findet der suchende Tourist noch hie und da Dörfer, wo Maibäume stehen, wo Maipuppen, die Abbilder der ehemaligen Lady of the May, mit Blumengewinden geschmückt, umhergetragen werden; in den Straßen von London selbst begegnete man bis vor Kurzem den Aufzügen der Schornsteinfeger mit der typischen Figur des Jack-in-the-green. Doch nichts als ihre fremdartige Erscheinung verschafft diesen Resten der Vergangenheit ein vorübergehendes Interesse; ihr lebendiger Zusammenhang mit dem Volksbewußtsein ist erloschen.

Einem ähnlichen Schicksal erlagen die Festlichkeiten der Pfingstzeit (Whitsuntide). Denn auch zu Pfingsten besteht die Hauptfeier des Volkes in dem Hinauseilen in's Freie, der Erholung von der Arbeit, inmitten der zu voller sommerlicher Blüthe erwachten Natur. Als alleinige moderne Metamorphose der altchristlichen Agapen einerseits und der Whitsunales andererseits könnte man die Festlichkeiten der als Friendly Societies bekannten Associationen der arbeitenden Klassen betrachten, die sich durch Jahres-Beiträge ihrer Mitglieder erhalten und die Unterstützung nothleidender Genossen zum Zwecke haben. Solcher Friendly Societies sind tausende über ganz England verbreitet, und von vielen wird Pfingstmontag, als Jahresfest ihres Bestehens, durch gemeinsame Processionen, Kirchenbesuch, Mittagsmahl und gesellige Vergnügungen festlich begangen. Völlig verschwunden sind die Feierlichkeiten der Mittsommerwacht und St. Johann des Täufers. Der letzte der alten periodischen Festtage endlich,

das Harvest-home, dauert vielleicht nur deshalb in ziemlich weit verbreitetem Gebrauche fort, weil seine lebengebende Idee die geringste Veränderung erlitt durch den Wechsel religiöser Meinungen und socialer Verhältnisse, deren Einflüsse seit dem sechzehnten Jahrhundert einen so mächtigen Umschwung des englischen Volkslebens herbeigeführt haben.[1]

Wenn so die periodischen Feierlichkeiten des alten Kirchenjahres, in langsamem aber sicherm Verfall, dem Sturz des katholischen Systems nachfolgten; so theilten die gymnastischen Spiele des Mittelalters die Schicksale des alten Feudalstaats. Schon die verheerenden Kriege der beiden

[1] Am berühmtesten für seine Harvest-homes ist Somersetshire. Als charakteristisches Beispiel des Hauptvorganges mag der nachstehende Bericht über ein vor kurzem unter dem Vorsitze des Archdeacon Denison in Shoreham stattgehabtes Harvest-home-dinner nicht uninteressant sein: "Der Vorsitzende (so erzählt der Berichterstatter) war offenbar an sein Amt gewöhnt und trug die Ehren des Tages mit bestem Humor. Zwei scharfe Schläge an die Glocke und das rasch ausgesprochene Wort "grace" (Tischgebet) brachte 500 Leute auf ihre Füße. "Gott segne diese Dinge zu unserm Nutzen, um Jesu Christi unsers Herrn willen," sprach der Archdeacon in feierlichem Tone, und noch ehe die Gesellschaft sich wieder gesetzt, hatte er mit einem "Now then" ein gewaltiges Vorschneidemesser in einen ungeheuren Rinderbraten hineingestoßen. Nun begann der Angriff auf mächtige ringsumher vertheilte Braten — Braten von solcher Größe, daß jeder andere Tisch als die hier gebrauchten dicken Tannenholzbalken unter dem Gewicht hätten zusammenbrechen müssen. Nachdem man mit dem Fleische fertig war, trat eine Schar von Damen, sechzig im ganzen, von einer Musikbande geleitet, zu beiden Seiten des Zeltes ein und marschirte, indem jede Dame einen dampfenden, von Geranien und Verbenen geschmückten Plumpudding in den Händen trug, um die Tische herum. In der Puddingprocession befanden sich die Gemahlin und die Töchter des Archdeacon, Miß Henley, Tochter des Parlamentsmitgliedes für Oxfordshire, Mrs. Goldsworthy und andere Notabilitäten. Nachdem die Puddings verzehrt waren, wurde ein Riesenbrod, 80 Pfund schwer, sechs Fuß lang und gebacken von diesjährigem Korn, auf den Schultern von 4 Männern hereingetragen und vor den Vorsitzenden hingestellt und während ein robuster Farmer, einen Fuß auf den Tisch, den andern auf der Bank sich bemühte, dies Brod in Stücke zu schneiden, erschien auch ein kolossaler Käse von mehr als 80 Pfund Gewicht. Die herkömmlichen after-dinner-speeches machten den Beschluß."

[illegible] das alte Wesen der feudalen Aristokratie in England [illegible] erschüttert. Die vereinten Wirkungen [illegible] und Revolution in den Mittelklassen [illegible] und der radikalen Aenderung der [illegible], in Folge der Erfindung des Schieß[illegible] früheren Bestande einen erschütternden [illegible] sich nie erholten. Wie die übrigen [illegible] wurden allerdings Turniere, [illegible] noch während des sechzehnten [illegible] Pomp erneuert; aber zu derselben [illegible] schon der bewegliche moderne Sinn der [illegible] des weltumsegelnden Unternehmungs[illegible] wohlhabende Klasse der **Gentry** bil[illegible] Glied zwischen dem Adel und dem [illegible] die Kämpfe des siebzehnten Jahrhun[illegible] mächtigen, aber schweren und unbehülflichen [illegible] ein Ende. Nur als von vornehmen [illegible] man seitdem von der Abhaltung von [illegible] **Falkenjagden** und **Turnieren**. Der [illegible] Versuch, für das mittelalterliche **Turnier** [illegible], wurde während der jüngst verflossenen [illegible] den torviſtiſchen Lord Eglintoun in Schott[illegible] Die Vorbereitungen kosteten ungeheure Sum[illegible] sprach von dem Eglintoun Tournament: [illegible] Gesellschaft, in der Prinz Louis Napoleon [illegible] nachheriger Kaiser der Franzosen, sich als guter [illegible] auszeichnete, folgte der Einladung des gastfreien Lords — aber das Turnier scheiterte vollständig an der uncere[illegible] Intervention des schottischen Landregens und ließ nur das unbefriedigte Gefühl des Mißlingens zurück. Dieses tragikomische Schicksal war wenig geeignet, Nacheiferung hervorzurufen. Erst im Sommer des Jahres 1863 wurden die Bemühungen Lord Eglintoun's mit größerem Erfolge wieder aufgenommen durch den Entrepreneur von Cremorne Gardens,

d für einen Schilling (dies ist die jüngste Phase der
en ritterlichen Tradition) war seitdem, an dem genannten
ergnügungsort, das Schauspiel eines aus sechshundert Per-
nen gebildeten, völlig mittelalterlich costümirten Turniers
m Londoner Publikum geöffnet. Der Versuch einer nach
ittelalterlicher Weise angeordneten **Falkenjagd** mißlang
m vorletzten Herzog von St. Albans, in dessen Familie,
enn nicht das Amt, so der Titel des "Großfalkeniers von
ngland" sich forterbt. **Bogenschießen** nach der Scheibe,
ter den Riesenstämmen der englischen Parkbäume, ist eine
Phantasiebeschäftigung reicher Amazonen geworden; während
die Männer, wie kaum nöthig zu erwähnen, den Gebrauch
der Flinte vorziehen.

So allmälig daher der Untergang der alten Volksspiele den Erschütterungen der religiös-politischen Ereignisse des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts folgen mochte, er fand deshalb nicht weniger gewiß statt und es darf nicht Wunder nehmen, daß in dem Interregnum zwischen der Zerstörung der alten und der Entwicklung der neuen Bildung, ein Gefühl der Oede und des Verlustes sich geltend machte. In seinen früheren religiösen Festgewohnheiten erschüttert, der ritterlichen Spiele des Mittelalters entwöhnt, waren dem Volke des achtzehnten Jahrhunderts als hervorstechende Formen populärer Vergnügungen nur die brutalen Spiele der Bärengärten, der Stier- und der Pferdehetzen, der Hahnenkämpfe, der Jahrmärkte, der Arena der Boxer und Gladiatoren zurückgeblieben und die fast ununterbrochene Folge langwieriger Kriege von den Tagen Marlborough's bis zu den Tagen Wellington's diente dazu, den rohen Sinn, welcher an jenen Vergnügungen Gefallen fand, zu erhalten und das Wachsthum einer höheren Bildung, eines edleren Geschmackes zu verzögern. Es fehlte nicht an großen Staatsmännern, an Denkern, Dichtern und Schöngeistern; Kunst und Wissenschaft erwachten zu neuer Blüthe. Aber die in-

Rosen hatten das alte Wesen der feudalen Aristokratie in England auf's tiefste erschüttert. Die vereinten Wirkungen des durch Reformation und Revolution in den Mittelklassen erweckten Selbstgefühls und der radikalen Aenderung der modernen Kriegsführung, in Folge der Erfindung des Schießpulvers, gaben ihrem früheren Bestande einen erschütternden Stoß, von dem sie sich nie erholten. Wie die übrigen mittelalterlichen Festgewohnheiten wurden allerdings Turniere, Bogenschießen, Falkenjagden noch während des sechzehnten Jahrhunderts mit vielem Pomp erneuert; aber zu derselben Zeit erwachte auch schon der bewegliche moderne Sinn der städtischen Industrie und des weltumsegelnden Unternehmungsgeistes. Die intelligente wohlhabende Klasse der Gentry bildete sich als verbindendes Glied zwischen dem Adel und dem Bürgerstande aus und die Kämpfe des siebzehnten Jahrhunderts machten dem prächtigen, aber schweren und unbehülflichen Ritterwesen vollends ein Ende. Nur als von vornehmen Liebhabereien hörte man seitdem von der Abhaltung von Bogenschießen, Falkenjagden und Turnieren. Der letzte aristokratische Versuch, für das mittelalterliche Turnier Interesse zu erwecken, wurde während der jüngst verflossenen Decennien durch den toryistischen Lord Eglintoun in Schottland angestellt. Die Vorbereitungen kosteten ungeheure Summen; ganz England sprach von dem Eglintoun Tournament; eine glänzende Gesellschaft, in der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, nachheriger Kaiser der Franzosen, sich als guter Reiter auszeichnete, folgte der Einladung des gastfreien Lords — aber das Turnier scheiterte vollständig an der unceremoniösen Intervention des schottischen Landregens und ließ nur das unbefriedigte Gefühl des Mißlingens zurück. Dieses tragikomische Schicksal war wenig geeignet, Nacheiferung hervorzurufen. Erst im Sommer des Jahres 1863 wurden die Bemühungen Lord Eglintoun's mit größerem Erfolge wieder aufgenommen durch den Entrepreneur von Cremorne Gardens,

und für einen Schilling (dies ist die jüngste Phase der alten ritterlichen Tradition) war seitdem, an dem genannten Vergnügungsort, das Schauspiel eines aus sechshundert Personen gebildeten, völlig mittelalterlich costümirten Turniers dem Londoner Publikum geöffnet. Der Versuch einer nach mittelalterlicher Weise angeordneten Falkenjagd mißlang dem vorletzten Herzog von St. Albans, in dessen Familie, wenn nicht das Amt, so der Titel des "Großfalkeniers von England" sich forterbt. Bogenschießen nach der Scheibe, oder den Riesenstämmen der englischen Parkbäume, ist eine Phantasiebeschäftigung reicher Amazonen geworden; während die Männer, wie kaum nöthig zu erwähnen, den Gebrauch der Flinte vorziehen.

So allmälig daher der Untergang der alten Volksspiele den Erschütterungen der religiös-politischen Ereignisse des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts folgen mochte, er fand deshalb nicht weniger gewiß statt und es darf nicht Wunder nehmen, daß in dem Interregnum zwischen der Zerstörung der alten und der Entwicklung der neuen Bildung, ein Gefühl der Oede und des Verlustes sich geltend machte. In seinen früheren religiösen Festgewohnheiten erschüttert, der ritterlichen Spiele des Mittelalters entwöhnt, waren dem Volke des achtzehnten Jahrhunderts als hervorstechende Formen populärer Vergnügungen nur die brutalen Spiele der Bärengärten, der Stier- und der Pferdehetzen, der Hahnenkämpfe, der Jahrmärkte, der Arena der Boxer und Gladiatoren zurückgeblieben und die fast ununterbrochene Folge langwieriger Kriege von den Tagen Marlborough's bis zu den Tagen Wellington's diente dazu, den rohen Sinn, welcher an jenen Vergnügungen Gefallen fand, zu erhalten und das Wachsthum einer höheren Bildung, eines edleren Geschmackes zu verzögern. Es fehlte nicht an großen Staatsmännern, an Denkern, Dichtern und Schöngeistern; Kunst und Wissenschaft erwachten zu neuer Blüthe. Aber die in-

tellectuelle wie die ästhetische Erziehung des Volkes stand in schreiendem Mißverhältniß zu den Forderungen der errungenen politischen Freiheit. Noch während der ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts fand die Praxis der Stierhetzen und Hahnenkämpfe eifrige Vertheidiger im englischen Parlamente; erst während der dreißiger Jahre wurden beide, nebst dem öffentlichen Zweikampf professioneller Boxer, für ungesetzlich erklärt. Diese Verordnungen, Akte des reformirten Parlaments von 1832, waren aber als solche ein redender Beweis, daß das Interregnum zu Ende gehe und von Jahr zu Jahr breitet seitdem mit der politischen die intellectuelle und sociale Reformbewegung sich unaufhaltsam durch alle Schichten des Volkslebens aus. Die Thatsache, daß in dem jüngsten Verlaufe dieses Entwicklungsprocesses einer unserer deutschen Landsleute, der zu früh gestorbene Prinz Albert, eine hervorragende Rolle spielte, verleiht der Betrachtung desselben ein eigenthümliches Interesse. Institute, gegründet zu dem gemeinsamen Zweck populärer Bildung und populärer Vergnügungen, deren kein anderes Volk sich rühmen kann, stiegen unter der Anregung des Prinzen in England empor. Abgeordnete aller Nationen der Erde versammelten sich zu einem friedlichen Wettstreit in den Künsten des Friedens in der englischen Metropole und der insulare Geist des englischen Volkes, ohne seine markige Naturkraft einzubüßen, ist seitdem stätig auf dem Wege jener kosmopolitischen Bildung vorangeschritten, zu deren fester Begründung seine Herrschaft in allen Erdtheilen ihm die reichsten Mittel darbietet.

Wir werden auf die Erscheinungen dieser jüngsten Entwicklungsepoche später zurückkommen. Es bleibt uns an dieser Stelle nur noch der Verfall eines einzigen der früheren periodischen Volksfeste zu erwähnen übrig, das seinem Ursprung und seiner Tendenz nach immer eine Ausnahmestellung einnahm: der Verfall des Guy-Fawkes-day. Die populären

Kundgebungen dieses Tages hatten, wie bekannt, ihren Ursprung in der Pulververschwörung vom Jahre 1605. In ihrer Wiederholung und jahrhundertelangen Fortsetzung dienten sie der antikatholischen Gesinnung des englischen Volkes zum Ausdruck, so lange die Versuche der Prätendenten aus dem Hause Stuart, die neue Dynastie zu vertreiben, mit der Möglichkeit einer katholischen Reaction drohten. Allein auch nachdem der letzte dieser Versuche gescheitert war, behauptete der Guy-Fawkes-day in dem populären Festkalender seinen hergebrachten Platz. Theils hatte er sich als alte Gewohnheit festgesetzt; theils entsprach seine Feier dem festgewurzelten Mißtrauen der protestantischen Herrscher gegen die englischen Katholiken und dem damit zusammenhängenden Widerstreben der herrschenden Parteien gegen die Ansprüche politischer Gleichberechtigung der katholischen und der protestantischen Bevölkerung. So wurde denn das Andenken des Tages fort und fort erneuert, bis die Katholiken-Emancipation von 1829 ihn endlich zu einem hoffnungslosen Anachronismus machte. Aus der veralteten, intoleranten, politischen Demonstration wurde nun mehr und mehr ein wüster Straßenlärm. Eine Weile duldete man auch diesen noch; dann schritt die Polizei gegen die Ruhestörer ein — gegenwärtig ist die Feier des Guy-Fawkes-day bis auf einige vereinzelte Spuren aus dem englischen Volksleben verschwunden.

Wir haben hiermit unsere einleitenden Bemerkungen zum Schluß gebracht, und wenden uns nun von den Nachklängen der Vergangenheit dem Volksleben der Gegenwart zu. Es begegnen uns hier als die merkwürdigsten Erscheinungen die schon früher genannten Spiele, in welchen Kraft und Geschick einer starken selbstbewußten Volksnatur, ein naturwüchsiges Behagen an den Aeußerungen dieser Kraft, ein auf die Chancen des Sieges und der Niederlage gerichteter wettender, wagender Sinn sich offenbaren: die Jagd, das Pferderennen, das Regattiren, das Cricket und eine Anzahl gymnastischer

Kraftübungen, welche der englische Gebrauch zusammenfaßt unter dem Begriff "Olympischer Spiele". Der Verlauf unserer Darstellung wird zeigen, inwiefern diese Volksspiele als Ausdruck moderner Zustände und Sinnesweise den Volksspielen der Vergangenheit selbstständig gegenüberstehen. Wenn sie in manchen Zügen kein Bild gewähren, an dessen Betrachtung man ein ungetrübtes Gefallen empfinden kann, wenn neben der Größe und dem Fortschritt unserer Zeit auch in dieser Sphäre ihre sociale Fäulniß und Entartung zur Erscheinung kommen, so kann dieser Umstand ihre Bedeutung als Manifestationen eines mächtig entwickelten Volksthums nicht vermindern, noch den Glauben an ihre harmonischere Ausbildung in der Zukunft schwächen. Denn in einem Lande, wo der Fortschritt keine Existenzfrage sondern das sichere Werk organischer Entwickelung ist, giebt die errungene Freiheit selbst die wirksamsten Mittel an die Hand, ihren Mißbräuchen zu steuern. Verderbniß und Unkultur rufen den Widerspruch der öffentlichen Meinung hervor, und auch der Widerstand, den sie leisten, wird ein Werkzeug zum Siege höherer Bildung.

Wir beginnen unsere Darstellung mit der Jagd, deren Schilderung oben am Ende des siebzehnten Jahrhunderts abgebrochen wurde.

---

1. Die neuere englische Jägerei.

Die Liebe zur Jagd in allen ihren mannigfachen Gestalten bildet noch heutiges Tages, wie einst während der celtischen, sächsischen und normannischen Zeiten, ein hervorragendes Element des englischen Volksthums. Jagd ist "Sport", im eigentlichsten Sinne des Wortes, und das ursprüngliche Prototyp des "Sportsman" ist der Jäger. Jedermann kennt ihn, oder glaubt ihn zu kennen und unwillkürlich ruft seine Gestalt das Bild eines beneidenswerthen Looses vor die populäre Einbildungskraft. Ihn fesselt kein Geschäft, keine Pflicht der täglichen Routine an die dumpfen Mauern der Städte. Den gemeinen Sorgen der Menschheit den Rücken kehrend, durchschweift er in sorgloser Freiheit die offene Natur. Ob er mit seinen gleichgesinnten Genossen, auf weit ausholendem Renner, unter dem Klange des Hornes und dem Gekläff der Meute, dem flüchtigen Wilde nacheilt, oder einsam, die Flinte im Arm, nur von dem treuen Hunde begleitet, sein Jagdrevier durchzieht — immer umweht ein frisches Lebensgefühl seine Bahnen. Seine Bedürfnisse sind gering, der Genuß der Freiheit würzt ihm die Mühen des Tages, er verfolgt ein nahes Ziel, er spielt mit der Gefahr, er scheint zurückgekehrt in jenen glücklichen Zustand der Vorwelt, nach dem so mancher Civilisationsmüde sich halb unbewußt umsonst hinaus sehnt. An seinen Abenteuern theilzunehmen, es ihm gleich zu thun, fühlen daher Alle ein geheimes Verlangen, und so verschiedenartige Interessen auch sonst auf den Gebieten des Handels, der Industrie, des Krieges, der Politik, die Energie des angelsächsischen Geistes in Thätigkeit setzen mögen, der Zauber jener Vorstellung übt

eine Herrschaft über ihn aus, der er sich nicht zu entziehen vermag, deren Einfluß ihn über Land und Meer in die Fernen fremder Erdtheile begleitet. Wir finden ihn als Spiritus familiaris wieder bei dem Hinterwäldler der amerikanischen Prairieen, an dem Ufer der großen Seen; er folgt dem Löwenjäger in die öde Weltferne des afrikanischen Wüstenlandes, dem abenteuernden Wanderer über die Gletscher des Himalaya, dem Schiffer und Colonisten an die entlegensten Küsten der Antipoden. In der That kann man sagen, daß ohne die Berücksichtigung dieses Naturtriebes zum Sport ein richtiges Verständniß des englischen Volksgeistes unmöglich ist, während Erscheinungen, deren fremdartige Eigenthümlichkeit jeder andern Erklärung trotzt, wie von selbst in den Zusammenhang des Nationallebens stimmen, sobald der Einwirkung jenes Impulses die gebührende Stelle zuerkannt wird.

Aber wenn der Trieb zum Sport und zur Jagd mit wenig verminderter Stärke fortdauert wie in alter Zeit, so konnte doch die Methode des Jagens dem umwandelnden Einfluß der seitdem stattgehabten durchgreifenden Revolutionen nicht entgehen. Der größte Theil des celtischen und angelsächsischen Englands war von ausgedehnten Waldungen bedeckt. Thierarten, wie sie unter nördlichen Breitengraden in weiten Forsten leben, bevölkerten in zahlloser Menge das bewaldete Revier und bei der vorherrschenden Unwegsamkeit des Landes machten die wilden Racen der Bären, Wölfe, Büffel und Wildschweine den friedlicheren Gattungen der Waldthiere die Herrschaft streitig. Die Jagd war zu jenen Zeiten zugleich Nothwehr, Mittel zum Lebensunterhalt und Sport. Die normannischen Eroberer grenzten große Jagdbezirke ab und sicherten sich die exclusive Benutzung derselben durch Einführung drakonischer Jagdgesetze. In der Methode des Jagens verursachte bei der noch immer ansehnlichen Fülle des Wildes die neue Herrschaft keine wesentliche Aenderung. Die Falkenjagd abgerechnet, waren es vor Allem die großen

Hetzjagden, Jagden, denen hunderte und tausende von Thieren zum Opfer fielen, welche sich des Beifalls der mittelalterlichen Jäger erfreuten. Aber andere Mächte fingen an ihren Einfluß geltend zu machen mit der fortschreitenden Zunahme der Bevölkerung und der entsprechenden Ausbreitung allgemeiner Kultur. Gegen das Ende des Mittelalters hatten Viehzucht und Ackerbau dem ursprünglichen Jagdrevier schon beträchtliche Strecken abgewonnen; die großen Besitzungen des Adels waren vielfach getheilt worden und die rasch wachsenden Ansprüche der Schifffahrt, des Seehandels und der Kriegsflotte trugen bald das Ihrige bei, die alten Waldungen mehr und mehr zu lichten. Außerdem veranlaßte die zunehmende Theilung des Grundbesitzes eine entsprechende Milderung in der Strenge der alten Jagdgesetze; Lichtung der Wälder und Mehrung der Jäger wirkten daher zur Abnahme der Jagdthiere, zur Verengung des Jagdreviers zusammen. Am frühesten verschwanden die Gestalten der größeren Raubthiere, der Bären, Wölfe und Wildschweine; aber auch die sogenannten Royal beasts, Hirsche und anderes Rothwild, hatten bereits während des siebzehnten Jahrhunderts in so bedenklichem Maße abgenommen, daß die Zahl des in Parks gehaltenen Wildes die des frei umherschweifenden zu übertreffen begann. Wollte man mithin die Jagd vor sicherem Verfall retten, so war es nothwendig, der gedankenlos verschwenderischen Praxis der frühern Jahrhunderte zu entsagen und was an Fülle und Mannigfaltigkeit des Wildes, an Ausdehnung des Jagdreviers unwiederbringlich eingebüßt war, so weit als möglich durch Anwendung ökonomischer Grundsätze, durch Einführung einer wissenschaftlichen Methode zu ersetzen und auszugleichen.

Das Streben nach diesem Ziel liegt der ganzen englischen Jägerei seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unverkennbar zu Grunde und die gewonnenen Resultate sind in ihrer Art ebenso merkwürdig als die Energie und Ausdauer,

mit der sie erstrebt, der Luxus der Mittel, mit dem sie durchgesetzt wurden. Wir begnügen uns hier damit, Thatsachen zu constatiren, ohne uns, was einer andern Stelle vorbehalten bleibt, auf Erörterungen über ihren relativen Werth oder Unwerth einzulassen. Wie die Dinge sind, kann nichts die umfassende Vollständigkeit des englischen Jagdkalenders, die wissenschaftliche Ausbildung jeder einzelnen Branche der Jägerei, die fast künstlerische Vollendung aller äußern Veranstaltungen zu ihrem Betriebe übertreffen. Nur bei einem Volke, in dessen Mitte jene Liebe zu allem Sport als nationaler Charakterzug lebendig ist, war die Schöpfung eines solchen Organismus möglich. Und aus diesem Umstande erklärt sich auch die Bedeutung der englischen Jagd als einer gesellschaftlichen Institution, der Grund, weshalb mehr als an andern Orten auch die sie begleitenden Gebräuche und Formen ein allgemeineres kultur-historisches Interesse in Anspruch nehmen.

In allumfassendem Sinne durch das Wort "The Chase" bezeichnet, zerfällt die neuere englische Jägerei in drei streng von einander gesonderte Hauptbranchen: Hunting, Coursing und Shooting. Bestimmte Gesetze, oder doch ein allgemein anerkanntes Gewohnheitsrecht, grenzen jede dieser Jagdarten genau gegen die andere ab. Die erste, das Hunting, geschieht mit Spürhunden und Rennpferden, ohne den Gebrauch von Schußwaffen, und umfaßt vor Allem die Fuchsjagd und die Hirschjagd. Die zweite, das Coursing, ist die Jagd eines zuvor aufgetriebenen, von Hunden und Jägern gesehenen Thieres, mit Windhunden. Sie wurde in früherer Zeit gegen verschiedene Thierarten, Wölfe, Füchse und Hirsche gerichtet, ist jedoch gegenwärtig beschränkt auf das Jagen von Hasen. Das Shooting endlich findet mit Schießwaffen und Hunden statt und hat alle Arten von Jagdthieren zum Gegenstand, deren Fleisch als Nahrung dient, während sein Hauptziel das Flügelwild ist, dessen verschiedene Gattungen das englische

Hügel- und Waldland, die schottischen Moore und Berghaiden in großer Fülle bevölkern. Dem Sportsman, wie sich von selbst versteht, steht die Wahl zwischen diesen verschiedenen Jagdarten frei. Er mag vorzugsweise eine als Lieblingssport, oder er mag alle abwechselnd betreiben. Nur gegen eins fühlt er eine instinktive Abneigung: gegen ihre unterschiedlose Vermischung. In der That sind große Hetzjagden, wo alle Gattungen von Wild ohne Unterschied durch Schußwaffen erlegt werden, wenn nicht völlig erloschen, doch äußerst selten geworden. Auf den einzelnen Jagdgebieten erscheinen dagegen originelle Charakterfiguren, merkwürdig durch die fast ausschließliche Hingabe an eine einzige Phantasiegestalt des Jagdlebens. Vor allem ist dies der Fall auf dem Felde der Fuchsjagd, einer Branche, die überhaupt als das eigenthümlichste Produkt der neueren englischen Jagdmethode gelten muß und mit der wir daher unsere Darstellung beginnen.

1. Die Fuchsjagd.

Jede Art der Jagd hat ihre begeisterten Anhänger. Es giebt Hirschjäger, die auf die Hasenjagd, Hasenjäger die auf die Fuchsjagd mit einer Art mitleidigen Bedauerns herabsehen, indem sie die Vorzüge ihrer Passion gegen die ihrer Nachbarn in philosophisch vergleichender Betrachtung abwägen. Doch von allen Sportsmen ist es ohne Frage der Jäger des Fuchses, dessen Herzensergießungen sich am meisten jener Begeisterung für ein praktisches Ideal nähern, welche man gewohnt ist in einer höhern Sphäre durch den Namen Religion zu bezeichnen. "Nächst einer Debatte, die das bestehende Eigenthumsrecht in Frage stellte," ruft einer dieser Apostel der Fuchsreligion aus, "glauben wir nicht, daß für die höhern Klassen des Landes ein bedeutungsvolleres Problem

auftauchen könnte, als ein solches, welches die Fortdauer oder Vernichtung der Fuchsjagd involvirte." Ein anderer erklärt die Erhaltung einer robusten Gesundheit für "eine moralische Pflicht, um der Fuchsjagd willen" — kurz, man mag das Menschenleben vom Gesichtspunkt des Individuums oder der Gesellschaft, der geistigen oder der körperlichen Natur auffassen, der Fuchsjagd gebührt unter allen Umständen eine centrale hervorragende Stellung. Mit wenig verhehltem Unwillen sträubt daher der Fuchsjäger par excellence sich gegen die Umwälzungen der modernen Civilisation, sofern diese der Ausübung seines Lebensberufes direct oder indirect störend in den Weg treten. Er haßt die Anlage neuer Heerstraßen, er haßt von Grund aus "jene verheerende Pest des Mammon", die Eisenbahnen, die abgesehen von der Durchschneidung und Zerstückelung seines alten Reviers, den ihm gleich widerwärtigen "Dandy" und "Snob" aus den Städten herbeiführen, jene verweichlichten Epigonen einer bessern Race, deren Einfluß den traditionellen Charakter der Jagd erniedrigt, ihre alte klassische Urgestalt durch Einführung modern verderbter Sitten verkümmert. Ja, der professionelle Fuchsjäger verkörpert in allen seinen Ideen und Neigungen recht eigentlich den mustergültigen Repräsentanten der "guten alten Zeit". Er ist der behäbige Countrygentleman im Stil des achtzehnten Jahrhunderts, dem es am wohlsten ist im Jagdfrack, in Lederhosen und Reitstiefeln, im Sattel, unter Pferden und Hunden; der Mann des Binnenlandes, der das Leben in der Provinz dem Leben der Städte vorzieht; der loyale Bürger, der interessirter ist für den Stall, als für den Staat, besorgter für die Hervorbringung eines guten Fuchshundes als für die Erziehung des Volkes; der conservative blinde Bewunderer Altenglands endlich, mit all seinen Einseitigkeiten und Härten, seinen Mängeln und Vorzügen. Auf keinem Jagdgebiet begegnen wir daher origínelleren, groteskeren Exemplaren des John-

Bull-Typus, und wenn das Wesen und Treiben dieser kleinen Welt in der großen Welt uns meist mit Staunen, öfters mit Widerwillen erfüllt, so kann anderseits nicht geläugnet werden, daß es als Fundgrube socialer Physiognomik und Psychologie dem Kulturhistoriker eine ebenso reichhaltige als interessante Ausbeute darbringt.

Die Ausbildung der englischen Fuchsjagd als einer systematisch und mit Passion betriebenen Kunst ist verhältnißmäßig modernen Ursprungs. Allerdings erwähnen schon die Annalen des vierzehnten Jahrhunderts eine specielle Erlaubnißakte König Richard's II. an den Abt von Peterborough, worin diesem Prälaten das Privilegium ertheilt wird, den Fuchs zu jagen. Doch war, allen Berichten zufolge, in jener Zeit das Interesse an dieser Jagdart äußerst gering. Wölfe, Bären, Wildschweine, Hirsche, Rehe und Hasen machten dem schlauen Reineke den Rang streitig; und wenn man ihm nachstellte, so geschah es mehr, um ein der Landwirthschaft schädliches Raubthier zu vertilgen, als weil man an der Fuchsjagd als solcher ein vorzugsweises Gefallen fand. In Hudibras' Essai "The Country Squire" liest man viel vom Hasen, nichts vom Fuchs. In Somervile's Gedicht "The Chase" wird er nur vorübergehend erwähnt. Fielding's Squire Western ist das erste klassische Literaturspecimen eines Fuchsjägers und erst vor 150 Jahren, nachdem die Racen der größeren Jagdthiere theils erloschen, theils ihrem Aussterben nahe waren, fing man an, in dem Fuchs ein der Aufmerksamkeit des professionellen Sportsman würdiges Wild zu schätzen. Es war in Leicestershire, der Landschaft, welche bis auf den heutigen Tag als das klassische Lokal der englischen Fuchsjagd berühmt ist, wo die ersten Koryphäen der fuchsjagenden Welt auftauchten. Dem Beispiel des hohen Adels und der Landedelleute von Leicestershire folgten dann allmälig die Grundbesitzer der umliegenden Grafschaften, und da der Fuchs fast

in ganz England baut, waren gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts wenige Gegenden des Inselreichs ohne Liebhaber der neuen Passion. Die Bedeutung der Fuchsjagd wurde von Jahr zu Jahr allgemeiner anerkannt. Hatte man anfänglich nur der natürlichen Liebe zum Sport nachgegeben, so entstand im Laufe des Jahrhunderts ein bis in's kleinste ausgebildetes System fuchsjagender Praxis. Ein Gewohnheitsrecht, besondere Trachten und Sitten kamen in weiteren und weiteren Kreisen zur Geltung, bis endlich im Jahre 1800 durch die Gründung des "Old Melton Mowbray-Club", in dem gleichnamigen Orte in Leicestershire, die gesammte Organisation ein officielles Hauptquartier fand und damit ihre äußere Gestaltung vollendete.[1]

Was der Fuchsjagd ihren eigenthümlichen Reiz verlieh, war sowohl das Wild selbst, als die Methode des Jagens. In dem Wesen des Fuchses frappirte jene Mischung von Schlauheit und Wildheit, die ihn schon zum Helden der alten satyrischen Volksdichtung gemacht hatte und in der kein anderes Jagdthier ihm gleich kam. Dazu besaß er eine Schnelligkeit und Ausdauer, worin er von keinem übertroffen wurde. Schon die Ueberwindung solcher Eigenschaften mußte dem Liebhaber der Jagd Genuß verheißen. Aber noch ein anderer Umstand sicherte dem Fuchs eine Art aristokratischer Auszeichnung vor den übrigen Jagdthieren. Er war kein Wild im gewöhnlichen Sinne des Worts. Wenn man ihn jagte, so geschah es vor allem zur Befriedigung der Jagd-

[1] Der Melton Mowbray-Club wurde gegründet durch Lord Forrester und Lord Delamere. Diese Vorkämpfer der Fuchsjagd siedelten sich im Jahre 1800 auf eigene Faust in Mowbray an, und der Club umfaßte anfangs nicht mehr als vier Mitglieder; bald jedoch diente er den berühmtesten Fuchsjägern als Versammlungsort. Während der zwanziger Jahre bauten manche Aristokraten in der Nähe Landsitze. Heutiges Tages ist aus dem ehemaligen Dörfchen eine hübsche Stadt geworden, deren Einwohner fast ausschließlich von der Fuchsjägerei leben.

lust. Der Balg fiel den Hunden anheim, dem Jäger genügten gewisse Trophäen, die keinen andern als einen traditionellen Werth hatten. Bedenkt man endlich das verhältnißmäßig seltene Vorkommen des Thieres, so fanden alle Ingredienzien zu einem exclusiven aristokratischen Sport sich vereinigt. Es bedurfte nur noch der Herstellung einer entsprechenden Jagdmethode, ein Erforderniß, dem Genüge geleistet wurde durch den Genius einiger großer Männer, die, als "Väter der Fuchsjagd", geboren und prädestinirt schienen, eine neue Epoche der englischen Jägerei zu begründen.

Unter diesen "Vätern der Jagd" (nach den Begriffen des Fuchsjägers, Vätern des Vaterlandes) werden in den Annalen der Fuchsjägerei drei Namen mit besonderer Ehrfurcht genannt: Hugo Meynell, Gründer der Schule von Leicestershire; John Warde, der alte Jagdheld von Northamptonshire; und Ralph Lambton, der "Ruhm und Stolz" der nördlichen Grafschaften. Alle drei waren begüterte Landedelleute (Country gentlemen, Squires); alle betrachteten die Jagd als ihren Lebensberuf, setzten ihre Zeit, ihre Energie, ihr Vermögen an die Ausübung dieses Berufes und gaben, als Pferde- und Hundezüchter, wie als "Masters of foxhounds" der fuchsjagenden Welt ein Beispiel, welches in der Hauptsache sein klassisches Ansehen, seine mustergültige Bedeutung bis auf die gegenwärtige Zeit unvermindert bewahrt hat.

Es leuchtete diesen Heroen sofort ein, daß die in frühern Jahrhunderten übliche vulgäre Art des Fuchs f a n g e s mit Fallen und Netzen nicht ferner zulässig sein konnte. Ebensowenig durfte man an eine summarische Erlegung des kostbaren Wildes durch Schußwaffen denken. Man mußte ihm das, von der gesammten sportliebenden Welt Englands als eine Art Ehrengesetz in allen Wettkämpfen der Kraft und Geschicklichkeit anerkannte, Privilegium des fair play ge-

währen; man mußte den Fuchs jagen. Der erste Schritt zur Organisirung der Fuchsjagd nach diesen modernen Anforderungen des achtzehnten Jahrhunderts war daher die Erzielung einer tüchtigen Race von Hunden und Jagdpferden.

Was nun zunächst das Bedürfniß ausgezeichneter Pferde anging, so wurde schon an einer andern Stelle bemerkt, daß man erst während des siebzehnten Jahrhunderts in England begonnen hatte, der höhern Pferdezucht jene allgemeine Aufmerksamkeit zu schenken, deren dieselbe in mehr als einem Sinne bedurfte. Zur Zeit der großen Armada war die Zahl guter Pferde noch so gering, daß nicht mehr als 3000 zum Gebrauch der Cavallerie aufzutreiben waren. Erst die Stuarts machten sich als erfolgreiche Patrone der Rennbahn bemerkbar, und es war zum Theil in Folge dieses Umstandes, daß die Anfänge der modernen Fuchsjagd in historischer Nähe zusammenfielen mit dem Aufblühen jener andern merkwürdigen Arena der englischen Volksspiele. Beide Branchen des Sports bedingten ihrem Wesen nach eine Aenderung in den Grundsätzen der Pferdezucht. Wenn, im Einklange mit der Eigenthümlichkeit der mittelalterlichen Bewaffnung, Kraft und Ausdauer bisher die an das Pferd gestellten Haupterforderniße gewesen waren, so machte jetzt das Bedürfniß einer neuen Eigenschaft sich geltend, das Bedürfniß der Schnelligkeit; und diese beiden Vorzüge, der Schnelligkeit und der Ausdauer, in möglichst hohem Grade zu verbinden, wurde das Ideal der neuen sportliebenden, pferdeziehenden Generation. Es begreift sich leicht, daß in Folge solcher Tendenzen die Bildung einer vortrefflichen Pferderace in England einen mächtigen Aufschwung erleben mußte; und welche Ansicht man sonst auch über Werth oder Unwerth der Fuchsjagd und des Pferderennens hegen mag, so wird man kaum umhin können, der nationalen Bedeutsamkeit beider in diesem Punkte die Anerkennung zu Theil

werden zu lassen, die ihnen ohne Frage gebührt. Denn was nach einer Richtung der Befriedigung aristokratischer Neigungen diente, kam durch die natürliche Combination der Dinge nach der andern der Landwirthschaft und einer der wichtigsten Waffen der Landesvertheidigung, der Cavallerie, zu gute. In der That bildet die Hinweisung auf diese praktische Wechselwirkung der "nobeln Passion" mit den politisch-socialen Zuständen des Nationallebens eins der Hauptargumente der heutigen Freunde der Fuchsjagd, so oft dieselbe von verschiedenen Seiten her feindliche Angriffe erfährt. In jener früheren Epoche aber fanden dergleichen Reflexionen nicht statt, sondern mit reinem naturwüchsigem Behagen widmeten die Väter der Jagd sich ihrem Geschäfte und unangekränkelt von der Blässe des Gedankens war ihre Freude über die befriedigenden Resultate, welche aus den sorgsam gehegten Gestüten hervorgingen. Daß übrigens der Wechsel der Zeit in andern Beziehungen an den Gestalten der Fuchsjagd und des Pferderennens nicht spurlos vorüberging, kann nicht Wunder nehmen. Ausdauer und Schnelligkeit gelten noch jetzt für die Haupttugenden von Renn- und Jagdpferden. Aber in der patriarchalischen Epoche der Königin Anna und der ersten George herrschten, der Natur der Dinge nach, andere Begriffe von beiden Qualitäten als in unserm industriellen Zeitalter der Telepraphen und Eisenbahnen. Wenn damals die Abkömmlinge einer gewöhnlichen Wagenstute und eines Vollbluthengstes als zur Hervorbringung der besten Jagdpferde geeignet erachtet und die Kräfte des Thieres auf eine Weise in Anspruch genommen wurden, daß der Jäger nicht selten im Stande war, den ganzen Tag im Sattel zu bleiben, so bedarf es gegenwärtig zum mindesten der Mischung der Abkömmlinge jener Varietät mit Vollbluthengsten zur Hervorbringung eines halbblütigen (half-bred) englischen Jagdpferdes; ja nach der Meinung mancher Kenner sollten nur

Vollblutpferde (thorough-bred stock) mit Hunden reiten. Eine entsprechende Verkürzung ist daher in der Dauer der Jagd eingetreten und gleichmäßig entsprechende Gradationen haben in den Preisen der Renner stattgefunden, die von 70—100 Guineen, dem Durchschnittskaufpreis des achtzehnten Jahrhunderts, in unsern Tagen auf 2—300, ja auf 500 Guineen angewachsen sind. Wir werden auf diese und verwandte Thatsachen später zurückkommen. An dieser Stelle genügt es, den glänzenden Aufschwung zu constatiren, dessen die englische Pferdezucht, unter dem Einfluß jener zwei Branchen der nobeln Passion, der Fuchsjagd und des Pferderennens, sich zu erfreuen hatte und im allgemeinen anzudeuten, in welcher Art die Entwicklungen Beider Hand in Hand gingen.

Racen vortrefflicher Jagdhunde gab es in England früher als eine vortreffliche Pferderace. Die mittelalterlichen Barone jagten Bären, Eber und Hirsche mit großen, kräftig gebauten Hunden verschiedener Varietäten, bald bloodhounds, bald luithounds, bald staghounds genannt; Königin Elisabeth war eine Patronin der mit Windhunden (harriers, greyhounds, beagles) getriebenen Hasenjagd; auch der verschiedenen Arten von Hühnerhunden (pointers, setters, retrievers) geschieht gleichzeitig Erwähnung. Dennoch genügten die vorhandenen Arten den Anforderungen der Väter der Fuchsjagd nur theilweise. Stärke und Schnelligkeit, wie beim Pferde die Hauptersordernisse guter Jagdhunde, waren denselben nicht abzusprechen; aber sie schienen diese Qualitäten nicht in genügendem Grade zu besitzen, oder doch, um zur Jagd des Fuchses tüchtig zu sein, einer sorgfältigeren Zucht zu bedürfen. Die Aufgabe, eine solche Zucht, zur Hervorbringung einer möglichst vollkommenen Fuchshundrace, in's Werk zu setzen, stellte sich dem Geiste der Väter der Jagd als ein bedeutungsvolles Problem dar. Manche Nacht, so erzählte der obengenannte John Warde,

habe er schlaflos auf seinem Lager zugebracht, mit dem Gedanken beschäftigt, wie er die besten Kreuzungen zwischen seinen Hunden und Hündinnen veranstalten, am zweckmäßigsten für ihren Comfort sorgen und durch rationelle Anordnung ihrer Lebensweise und Erziehung das vortrefflichste Pack Fuchshunde erzielen könne. Auch fehlte es bei einer so wichtigen Angelegenheit nicht an Meinungsverschiedenheiten über die zweckdienlichsten Mittel, die wünschenswerthesten Resultate. John Warde setzte seinen Stolz in die Hervorbringung einer möglichst groß gebauten Fuchshundrace; der nicht minder berühmte Hugo Meynell und eine spätere Autorität, Assheton Smith, gruben den Spruch multum in parvo über ihren Hundeställen ein, und zogen eine kleinere, gedrungener gebaute Race vor. Andererseits wurde, wie bei der Ausführung eifrig gehegter Lieblingsideen so häufig zu geschehen pflegt, die gewissenhafte Bemühung in manchen Fällen zu phantastischen Excessen getrieben und Sorgfalt und Kosten auf die Herstellung und Erhaltung von Fuchshundmeuten verwandt, die unglaublich erscheinen würden, wenn sie nicht historisch constatirt wären. In Quorndon Hall, dem Landsitze Hugo Meynell's in Leicestershire, wurden in prächtig eingerichteten Ställen 150—200 Fuchshunde gehalten, deren jährlicher Unterhalt 3—4000 Guineen verschlang, und von denen manche als Ahnherrn (Sires) anderer berühmter Meuten noch heute eine aristokratische Berühmtheit bewahren. Eine andere fuchsjagende Notabilität des achtzehnten Jahrhunderts, Sir Richard Sutton, verausgabte, indem er jeden Tag mit zwei Meuten zur Jagd ging, in einem Jahre für die Fuchsjagd 12,000 Pfund Sterling. Den verstorbenen Herzog von Richmond kostete die Erbauung seiner Hundeställe in Goodwood 10,000 Pfund. Earl Fitzwilliam verordnete durch testamentarische Verfügung, daß aus seinen Revenüen eine jährliche Summe von 8000 Pfund zur Erhaltung seiner Fuchshundmeute sollte verwendet werden; und

eine gleiche Summe verausgabt noch heute für denselben Zweck der jagdliebende Herzog von Beaufort. Für einzelne ausgezeichnete Hunde wurden und werden abnorme Preise bezahlt. Ein Mr. Osbaldeston hatte in seinen Ställen Exemplare von Fuchshunden, für die er Anerbietungen von 200 Guineen per Hund ausschlug. Der gegenwärtige Durchschnittspreis einer Meute guter Fuchshunde von 50—80 Stück beläuft sich auf etwa 1200 Pfund. Durch verschwenderischen Geldaufwand, durch phantastische Bemühungen und unermüdliche Beharrlichkeit, gelangte auf solche Weise die jagende Welt Englands zu dem Besitz einer hochcultivirten, aus den besten Elementen der ursprünglichen englischen Jagdhunde gebildeten Fuchshundrace, die in ihrer Art unzweifelhaft das Vollkommenste leistet, was auf diesem Gebiete zu erreichen ist und deren außerordentlichen Jagdtugenden, deren glänzender aufregender Erscheinung auch der eifrigste Gegner der Fuchsjagd eine gewisse Bewunderung nicht zu versagen vermag.

Allein mit der Sorge um die Hervorbringung ausgezeichneter Jagdpferde und Jagdhunde waren die nothwendigen Vorbedingungen einer erfolgreichen Praxis der Fuchsjägerei bei weitem nicht erschöpft. Selbst wenn der Jagdliebhaber sich persönlich allen Pflichten der obersten Leitung und Beaufsichtigung des Unternehmens unterzog, wenn er seinen Ställen die größte Aufmerksamkeit widmete, wenn er in dem Amte eines "Herrn der Fuchshunde" (Master of foxhounds) Stolz und Befriedigung fand, bedurfte es noch einer Hierarchie von Unterbeamten, die seinen Anordnungen Nachdruck verliehen, die es verstanden, seine Befehle auszuführen. Es bedurfte eines huntsman, des alter ego und ersten Ministers des "Herrn", dessen Departement Alles umfaßte, was zur vorbereitenden Zucht der Hunde gehört, der sie im Felde, wo den "Herrn" andere sociale Pflichten erwarteten, wie der General seine Truppen dirigirte. Damit dies ohne Ver-

wirrung stattfinde, waren wiederum Adjutanten erforderlich, die sogenannten Einpeitscher (whippers-in), jagdkundige Leute, deren Geschäft es war, den Hunden die von dem Huntsman angezeigte Richtung zu geben, den Vortrab und die Nachhut zusammenzuhalten und in entscheidenden Momenten die Meute durch Zuruf, Horngetön und Peitschenknall anzufeuern. Ein anderes untergeordneteres Amt fiel endlich den "Erd-Verstopfern" (Earthstoppers) anheim, die Aufgabe, während der der Jagd vorhergehenden Nächte in den Stunden, wo das Wild nach Raub umherschweift, die Eingänge der Fuchshöhlen zu verstopfen — eine, so schien es, unerläßliche Vorsicht für die Vermehrung der Chancen des Jagdtages. Rechnet man hierzu die Besoldung der Stallbedienten in den Gestüten und Hundehäusern, die mannigfachen Nebenausgaben, die dem Staate zu zahlenden Steuern, so begreift sich unschwer, daß die Herstellung eines solchen Organismus eine ebenso kostspielige als complicirte Sache war und ihren Patronen keine geringe Luxustaxe auferlegte. In der That bedingte die kunstgerechte Betreibung der Fuchsjagd den Besitz eines fast fürstlichen Vermögens und bei einem Ueberblick der englischen Jagdwelt findet man deshalb ohne Erstaunen die Kreise, innerhalb deren Anstalten der eben beschriebenen Art Bestand haben, in ähnlichem Sinne beschränkt, wie die social-politische Sphäre, welche die Aristokratie der Geburt und des Reichthums von den Regionen mittlerer Verhältnisse trennt.

Bei der großen Popularität der Jagd war man indeß nicht lange um Mittel zur Abhülfe auch dieser Schwierigkeit verlegen. Nach Gewohnheitsrecht hatte derjenige "Besitz vom Lande", d. h. das Recht, innerhalb eines bestimmten Bezirks zu jagen, der mit Zustimmung der Majorität der umwohnenden Landeigenthümer eine Meute Hunde hielt. Selbstverständlich war nun die so bevorzugte Persönlichkeit meistens der durch Rang und Reichthum einflußreichste Mann des

Bezirks und es konnte für einen solchen nicht schwer halten, sich der Zustimmung seiner Nachbarn zu versichern, wenn er selbst die Kosten eines Vergnügens trug, woran jene zwanglos theilnahmen. Geschah es jedoch, daß die Mittel eines Einzigen zur Bestreitung der Jagdkosten nicht ausreichten, so lag der Ausweg nahe, daß die Jagdgenossen, jeder nach seinem Vermögen, das fehlende durch regelmäßige Beisteuern ersetzten, während dem Hauptunternehmer die Würde des Master of foxhounds gelassen wurde. In Gegenden endlich, wo kein einzelner Grundbesitzer an die Spitze der Jägerei trat, stand es der jagdliebenden Genossenschaft frei, sich zu einem Club oder Comité zu vereinigen, die nöthigen Mittel durch Subscription zu beschaffen und durch Wahl einem aus ihrer Mitte die oberste Leitung zu übertragen. Auf diese Art entstanden durch ganz England Jagdbezirke, innerhalb deren, je nach den Verhältnissen der Gegend, entweder ein fürstlicher Patron aus seinen eigenen Revenüen, oder unter der Theilnahme seiner Standesgenossen, oder endlich eine durch Uebereinkommen gebildete Gesellschaft von Grundeigenthümern dem Betriebe der Jagd vorstand. Man belegte diese durch die Grenzen der Landgüter, durch die Grenzen der Grafschaften, durch Feld, Wald und Hügel gegen einander abgeschlossenen Districte in der Jagdsprache mit dem allgemeinen Namen "Länder" (countries) oder "Jagden" (hunts) und unterschied die letztern durch lokale Beinamen der betreffenden Gegend, oder die Namen der vornehmsten Grundbesitzer. Allmälig bildete sich so ein Staat im Staate und mit der vermehrten Ausbreitung der Fuchsjagd nahm die Anzahl jener "Jagdländer" in so staunenswürdigen Verhältnissen zu, daß eine detaillirte Jagdkarte des heutigen Englands, an Masse der Provinzen und Buntheit der Farben, höchstens von jenen chamäleonisch schillernden Blättern übertroffen wird, die in den geschichtlichen Atlanten eine seitdem zerstörte Combination von Staaten geographisch veran-

schaulichen: die für das Auge wie für die patriotische Erinnerung gleich peinliche, politische Zerrissenheit des alten deutschen Reiches.

Und allerdings ist in der ganzen umständlichen Jagdveranstaltung, wie wir sie hier in ihren Grundzügen geschildert, ein gewisser aristokratisch feudaler Charakterzug nicht zu verkennen; derselbe Charakterzug, der noch immer, bald mehr bald weniger deutlich, auch in den politisch-socialen Zuständen Englands zur Erscheinung kommt. Nur würde man sehr irren, wollte man die Begriffe 'aristokratisch' und 'feudal' in England ohne weiteres nach dem keiner Erklärung bedürfenden continentalen Sinne auslegen. Die englische Aristokratie mag stolz und exclusiv sein, sie mag unter ihren tiefgewurzelten Fehlern und insularen Vorurtheilen leiden; aber als Körperschaft war wohl keine Aristokratie je freier von leerem Standesstolz, und keine vielleicht kann, abgesehen von der Macht ihres materiellen Einflusses und Besitzes, mit mehr Grund ihre Privilegien durch ihre vergangenen und gegenwärtigen Leistungen rechtfertigen. Auf allen Seiten von mächtigen demokratischen Elementen umgeben, ist sie weise genug, die wachsende Bedeutung derselben anzuerkennen und ihren Kreis durch die Aufnahme ausgezeichneter bürgerlicher Männer zu erweitern, die durch Kraft und Geist in ihre Mitte emporsteigen. Als Klasse und Partei ein Hemmschuh des politischen Fortschritts, folgt sie als Volkstheil dem großen Strome, sobald die öffentliche Meinung der Nation entschieden ist. Ebenso national ist die englische Aristokratie in ihren Vergnügungen, und wenn die Herstellung einer complicirten, kostspieligen Jagd den Geschmack, die Mittel, den Einfluß einer bevorzugten Minderheit in Anspruch nimmt, so ist am Ende von der Theilnahme daran Niemand ausgeschlossen. Sind alle Vorbereitungen getroffen, so wird das Datum des Jagdtages, die Stunde des Aufbruchs, der Ort des Rendezvous in den Zeitungen angezeigt; und jeder der

an der Jagd theilzunehmen wünscht, findet sich unaufgefordert ein und ist, ohne durch Fragen nach Namen und Stand belästigt zu werden, als Jagdliebhaber willkommen. Einwohner und Umwohner des Jagdbezirks, Bekannte und Fremde, Adel und Gentry, Städter und Landleute, strömen in buntem Gemisch nach dem Versammlungsorte (the meet oder meeting), nur der einen Beschränkung unterworfen, daß sie den Anordnungen des Master of hounds und seiner Beamten sich ohne Widerrede fügen. Die Jagd befördert daher (und dies ist ein anderer Umstand, worauf die Freunde der Fuchsjagd sich zu berufen pflegen), den Verkehr zwischen den verschiedenen Volksklassen, die Ausgleichung der ständigen Unterschiede der Gesellschaft. Wir untersuchen nicht das Maß und die Grenzen dieses nivellirenden Einflusses. Wir erwähnen, um mit unsern einleitenden Bemerkungen zum Schlusse zu gelangen, nur noch das eine, daß der Fuchsjäger comme il faut im Felde erscheint in schwarzer Sammtkappe, rothem Jagdfrack,[1] weißen Lederhosen, Reitstiefeln mit weißen Aufschlägen, die Reitpeitsche in der Hand, das Jagdhorn zur Seite — und ohne ferneren Verzug begleiten wir ihn nun zu dem von ihm selber ungeduldig erwarteten Beginne der Jagd.

Die Haupt-Saison der Fuchsjagd fällt zusammen mit dem Anfang des neuen Jahres, mit der Zeit, wo der erste Frost den durch die Regengüsse des Herbstes erweichten Boden gefestet und gehärtet hat. Eine vorbereitende Jagd, das sogenannte cubhunting, wird indeß schon im September und October veranstaltet. Man jagt um diese Zeit die jungen Füchse mit jungen Hunden, theils um die letztern zu üben, theils um das Volk der Füchse in Bewegung zu bringen und dadurch vor den räuberischen Eingriffen der Wilddiebe zu

[1] Eine Ausnahme in diesem Punkte bildeten die jagdberühmten Herzoge von Grafton, die Nachkommen der schönen Maitresse Karl's II., Barbara Villiers. Sie jagten in grünem, nicht im rothen Jagdrock.

schützen. Es ist nämlich kein Geheimniß, daß gewisse Leute aus dem Handel mit Füchsen ein Gewerbe machen, indem sie die Jungen frühzeitig aus der Erde graben, sie groß füttern und die erwachsenen zum Zwecke der Jagd verkaufen. Einem so unwürdigen Verfahren nach Kräften entgegenzuwirken, hält der professionelle Fuchsjäger für seine dringende, eifrig zu übende Pflicht. Nicht minder unwürdig erscheint ihm die Praxis gewisser Standesgenossen, welche Füchse der erwähnten Art an sich bringen, in Säcken in's Feld transportiren, sie dort in Gegenwart der Meute loslassen und dann jagen. Diese als "hunting of bagged foxes" bekannte Jagdmethode gilt als ein arger Verstoß gegen das Ehrengesetz des fair play und scheint, so wird zuversichtlich behauptet, selbst der Meute zu mißfallen.

Wie ganz anders ist die Stimmung, wie unendlich viel lebhafter die Erwartung, der Genuß, wenn endlich, im Beginn der Wintersaison, die wahren Söhne der Jagd dem verabredeten Rendezvous, einem Farm- oder Zollhaus, einer Brücke, einer hochgelegenen Baumgruppe, einer Thalschlucht, oder dem Saum eines Waldes von allen Seiten zuströmen. Das malerische Kostüm der Jäger, das Gestampf und Gewieher der Renner, das Gekläff der Meute, das Rufen, Hornblasen und Peitschenknallen der huntsmen, Alles vereinigt sich zu einem belebten, bunten, farbenglänzenden Bilde, welches das Herz der Jagdgenossen mit frischer lebensfroher Begeisterung füllt. Fünfzig, hundert, zweihundert, ja bis zu dreihundert Jäger finden sich nicht selten auf dem Felde ein. Jetzt ist der lang erwartete Moment da, der huntsman giebt das Signal und die Gesellschaft bricht auf, nach dem nächsten Jagdgehege. Man nennt diese Gehege in der Jagdsprache covers und das riding to cover ist der erste Akt in dem beginnenden Drama. Die covers bestehen aus Ginster- und Brombeergesträuch, aus Schwarzdornbüschen, oder künstlich aufgeschichteten Reissighaufen, in deren Mitte die

Füchse ihren Bau haben. In der Nähe des cover angelangt, werden die Hunde entkoppelt; die Schnauze schnüffelnd an den Boden geheftet, den Schwanz unruhig bewegt in der Luft, umwittert der bunte Schwarm nach allen Seiten das geheimnißvolle Versteck. Aller Augen folgen unruhig gespannt ihren Bewegungen; dann und wann, wenn eine Spur gefunden scheint, ertönen die aufmunternden Rufe der huntsmen und whippers-in, ein halloo, oder hark, hark, oder yohole, Rufe, die nach der Erklärung begeisterter Fuchsjäger, das Herz des wahren Sportsman in ebenso lebhafte Schwingungen versetzen, als die Töne einer Catalani den wahren Verehrer der Musik. Vor Allem ist es nun das Amt des huntsman, mit scharfem Blick zu entdecken, in welcher Richtung die Chancen liegen, welcher Spur seine besten, erfahrensten Hunde mit dem größten Eifer folgen. Plötzlich erschallt ein lautes, jauchzendes Gebell; fast in demselben Augenblicke hört man in ebenso jauchzenden, anfeuernden Tönen die Rufe: Tally ho! view-halloo, das Jedermann bekannte Zeichen, daß ein Fuchs gefunden ist, daß er sein Versteck verlassen hat. Hörnerklang schallt darein, die Jagdgesellschaft spornt ihre Renner, und in das Tally-ho einstimmend in vollem Galopp setzt die bunte Schar in der von dem huntsman bezeichneten Richtung der kläffenden Meute nach.

Um den ferneren Verlauf der Jagd zu verstehen, ist es nöthig, sich die eigenthümliche Natur der Hauptmasse der englischen Landschaft zu vergegenwärtigen, die weder in Gebirgen, noch in Wäldern und Ebenen, der des Continents zu vergleichen ist. Denn wie in dem oceanischen Klima der britischen Inseln die schroffen Contraste der Jahreszeiten, so erscheinen in der physischen Configuration des Landes die großen Gegensätze der Naturformen durch eine Reihe von Abstufungen gemildert und vermittelt. Die Gebirge drängen sich an den südwestlichen und nördlichen Küsten zusammen. Der Rest der Insel ist ein welliges Hügelland, ohne die

kahlen unabsehbaren Ebenen, ohne die wilden, weitausgedehnten Forsten des europäischen Festlandes. Die Ebenen findet man meist von hügeligen Anschwellungen begrenzt oder durchschnitten, und selbst bei geringer Ausdehnung selten ohne üppigen Baumwuchs. Thäler und Berge prangen, obgleich ihrer alten Waldungen beraubt, im Schmuck einer anmuthig vertheilten glänzenden Vegetation. In wenigen Gegenden des Continents endlich trägt die Landschaft den Stempel einer so gleichmäßig ausgebreiteten Kultur; nirgends vielleicht ist der Privatbesitz in gleichem Maße, nach allen Richtungen des Landes ordnend und begrenzend vorgedrungen.[1] Allerdings kommt es trotzdem vor, daß der Haupttheil der Fuchsjagd in einer offenen Ebene stattfindet; aber Fälle dieser Art sind selten, dem Liebhaber des Sports stets unwillkommen. Unregelmäßiger Grund und Boden, ohne schroffe Contraste; Wald, Thal, Hügel, Feld und Wiese, abgetrennt und durchschnitten durch Pfahlwerk, Gestrüpp, Hecken, Mauern, Bächen, Kanälen, bilden den gewöhnlichen Charakter des Jagdreviers. Hin über dasselbe, in athemloser Eile rennt das aufgejagte Wild; in athemloser Eile folgen die Hunde, und hinter den Hunden, auf weitausholenden Rennern, die Jäger. In Leicestershire, der als klassisches Local der englischen Fuchsjagd bereits erwähnten Grafschaft, finden sich jene, theils natürlichen, theils künstlichen Hindernisse in größter Masse und schwierigster Verbindung. Die Grafschaft ist voll von kleinen Flüßchen und besitzt, außer den schon geschilderten Unregelmäßigkeiten des Reviers, die sogenannten oxfences, Umzäunungen, bestehend aus einem breiten Graben, einer compacten Schwarzdornhecke und vier Fuß hohem

[1] In früheren Zeiten gab es 69 Forsten in England. Die einzigen heutigen Ueberreste derselben, welche den Namen verdienen, sind der durch Wilhelm, den Eroberer, angelegte New Forest in Hampshire, und Sherwood Forest in Nottinghamshire. Alle andern Wälder sind theils in Parks verwandelt, theils dem Ackerbau und der Viehzucht gewichen.

Pfahlwerk; sowie die nicht minder schwierigen bullfinch-fences, hohe dichte Hecken, auf beiden Seiten umflossen von tiefen Gräben. Ueber diese und alle andern Hindernisse hat der Jäger hinwegzusetzen, indem er dem flüchtigen Wilde, der kläffenden Meute, nacheilt. Die Fuchsjagd ist daher kein gefahrloses Vergnügen. Selten geht sie vorüber, ohne daß eine beträchtliche Zahl des Jagdgefolges Stürze vom Pferde erleidet, ohne daß Rippen, Arme, Beine gebrochen werden, ohne daß ein oder der andere Rothrock sich durch Waten und Schwimmen aus Bächen und Gräben zu retten hat. Den berühmtesten Bach von Leicestershire, den Whissendine, sieht man bei großen Jagden nicht selten voll von kämpfenden Reitern und Pferden; an einem einzigen Tage ertranken darin drei Jäger, darunter ein Geistlicher. Der große Fuchsjäger Assheton Smith hatte durchschnittlich jedes Jahr sechzig bis achtzig Stürze vom Pferde; einmal rettete er sich mit Mühe aus dem Wasser eines tiefen Teiches, in den er, dem Fuchse folgend, in der Hitze der Jagd hineingeritten war. Ueberhaupt ist die Tollkühnheit, mit welcher leidenschaftliche Fuchsjäger die gewagtesten Sprünge thun, grenzenlos. Die Kräfte selbst der besten Pferde reichen für die an sie gestellten Anforderungen nicht aus. Der Fuchsjäger geht daher meist mit zwei Pferden zur Jagd und besteigt ein frisches Thier an einem vorher verabredeten Punkte, wo der Reitknecht ihn erwartet. Die Gefallenen haben nach Kräften für sich selbst zu sorgen; von ihren Genossen dürfen sie vor dem Ende des Rennens auf keine Berücksichtigung hoffen. Diese reiten in Hast vorwärts; denn die Meute aus den Augen zu verlieren, bei dem Schlußakt des Dramas nicht zugegen zu sein, würde die Jagd eines Haupttheils ihres Vergnügens berauben.

Indessen ist auch an andern Zwischenfällen kein Mangel. Reinhard, old sly-boots, wie der englische Jäger ihn halb schmeichelnd titulirt, hat seine alte traditionelle Schlauheit im Laufe der Jahrhunderte nicht eingebüßt. Von Hunden

und Reitern verfolgt, auf Leben und Tod rennend, hält er trotz alledem seine Augen weit offen und erspäht rasch jede zum Entrinnen auftauchende Chance. Die Hunde, die noch vor kurzem in siegesgewisser Hast seiner Spur folgten, lassen plötzlich nach, geben Zeichen von Unruhe, erheben ein verworrenes Gebell, zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten, schauen um nach dem huntsman: — Old sly-boots hat einen Schlupfwinkel gefunden, sie haben seine Spur verloren. Man bezeichnet dies Vorkommniß in der Jagdsprache mit dem Wort check und das Eintreten eines check ist einer jener kritischen Momente, wo es die Sache des huntsman ist, seine Stellung durch überlegene Talente zu rechtfertigen. Rasch wie ein General überschaut er das Feld, sammelt die erfahrensten Hunde um sich, feuert sie durch Zuruf an, lenkt sie nach der Gegend, wo er den Fuchs verborgen glaubt, bewacht ihre Bewegungen und ruht nicht, bis er sein Wild von neuem in's Feld lockt. Ohne Geschicklichkeit in diesen Manövers, die den Jägern als "casting about" bekannt sind und mit dem größten Interesse verfolgt werden, kann kein guter huntsman bestehen. Zuweilen gelingt es ihm, ein anderes Wild als das verlorene aufzustöbern, worauf eine neue Jagd anfängt; zuweilen sind seine Bemühungen erfolglos, worauf die Gesellschaft, wenn die Tageszeit es gestattet, nach einem andern cover reitet. Verhältnißmäßig selten sind die Fälle, in welchen die Bemühungen des huntsman völlig ohne Resultat bleiben. Rennen nun unter der Leitung des erfolgreichen huntsman die Hunde wieder auf der Spur des Wildes, so erschallt von Neuem das Tally-ho, das view-halloo und von Neuem folgt die Jagdgenossenschaft der laut kläffenden Meute. Jetzt sieht man den fliehenden Fuchs in deutlicher Nähe; mehr und mehr mindert sich die Entfernung zwischen ihm und den Hunden. Die nächsten Jäger spornen ihre ermüdeten Renner zu einer letzten, verzweifelten Kraftanstrengung; huntsman und whippers-in vor Allem suchen

die vordersten Hunde zu erreichen, die schon das erliegende Wild umringen. Sich verloren sehend, wendet der Fuchs, immer noch rennend, sich gegen seine nächsten Verfolger und sucht durch wüthende Bisse sein Leben zu vertheidigen. Doch er hat keine Chance gegen die Uebermacht, seine Kraft ist erschöpft — von allen Seiten umringt, fällt er unter den Bissen der Meute todt nieder.

Man nennt diese Katastrophe in der Jagdsprache "the kill" und nach allen Gefahren des Rennens in frischer Kraft, ohne zerbrochene Glieder dabei zugegen zu sein, ist der Stolz des guten Fuchsjägers. Auch die Zurückgebliebenen sammeln sich allmälig, man beglückwünscht den Master of hounds, lobt die Meute, discutirt die Ereignisse des Tages. Was den Fuchs betrifft, so war es in früherer Zeit Sitte, daß der huntsman ihn, unmittelbar nachdem er gefallen, an einem Baume aufhing; dort umbellte die Meute ihn eine Weile, dann wurde der Leichnam den Hunden zum Fraße hingeworfen. Nach heutiger Sitte gönnt der huntsman den Hunden nur den Anblick des getödteten Feindes, indem er ihn hoch in die Höhe hält. Schwanz, Pfoten und Kopf werden abgeschnitten, theils um Jagdzimmer oder Jagdgeräth zu schmücken, theils um die Pforten der Hundehäuser als Trophäen zu zieren. Den Rest des Balges erhalten, wie früher, die Hunde. Mitunter, wenn die Jagd mit einer erfahrenen Meute stattfindet, geschieht es auch, daß die Jagdgesellschaft old sly-boots, nachdem er sich tapfer bewiesen und durch gutes Laufen die Lust zum Sport befriedigt hat, entwischen läßt; für junge Hunde wird jedoch das Tödten des Fuchses als nothwendig betrachtet. Um zur Jagd wahrhaft tüchtig zu sein, müssen sie einmal mit Fuchsblut gesättigt werden; denn es giebt kein anderes Mittel, sie der unerlaubten Neigung zu anderem Wild zu entwöhnen, das während der Jagd ihren Weg kreuzt. Ist den Hunden ihr Recht

geworden, so zerstreut die Jagdgesellschaft sich nach allen Seiten auf den Heimweg.

In der Geschichte eines mit solcher Leidenschaft, von einer so großen und einflußreichen Volksklasse betriebenen Vergnügens, konnte es nicht an der Erscheinung seltsamer, scharf gemeißelter Charaktere fehlen, die als Koryphäen unter ihren Zeitgenossen hervorragten und, da die Tradition sich fast anderthalb Jahrhunderte lang in einer ununterbrochenen Praxis fortsetzte und erfrischte, im Laufe der Zeit zu historisch merkwürdigen Gestalten heranwuchsen. In der That besitzt das heutige England eine ganze Literatur über die Fuchsjagd; Magazine, Zeitungen, Memoiren und Novellen haben sich dieser Lieblingsgattung des Sports bemächtigt und Namen und Leben der großen Fuchsjäger sind dem jagdliebenden Publikum ebenso geläufig, als die der großen Staatsmänner dem Kenner der politischen Geschichte. Aus dem achtzehnten Jahrhundert erwähnten wir bereits die unsterblichen Väter des Feldes, Hugo Meynell, Ralph Lambton und John Warde. Die erste klassische Literaturgestalt eines professionellen Fuchsjägers derselben Epoche verdankt man Fielding, der in der wohlbekannten Figur des Squire Western im "Tom Jones" ohne Zweifel eines der treuesten, obgleich ein mitunter etwas stark gefärbtes Charakterbild eines Country Squire und Fuchsjägers aufbewahrt hat, wie er zu seiner Zeit sich darstellte. Ein dem Geschmacke unseres Jahrhunderts durchaus nicht zusagender Charakter: ein bäuerischer Polterer, der von engen, materiellen Ansichten und Interessen beherrscht ist, ein ungebildeter Natursohn, der nicht bloß die feinen Damen, die Londoner Manieren, die "Hannover'schen Ratten" in grober Sprache zum Teufel wünscht, sondern durch eine Citation aus Milton beleidigt wird und erklärt: hätte er selbst Milton ähnliche Worte gebrauchen hören, er würde ihm eine Taufe im Canal gegeben haben; ein unverbesserlicher

"Nimrod" endlich, der in der Jagdsaison seine Frau nie sieht, weil er Morgens fort ist ehe sie erwacht, und Abends, wenn er nach Hause gebracht wird, zu betrunken ist, um jemanden zu erkennen. Ganz in demselben Stil erscheint Smollets Sir Stentor Stile, von dem wir hören, daß er seinen Stolz darin fand, die Manieren eines englischen country-gentleman nach dem Continent zu tragen und der zum nicht geringen Erstaunen seiner französischen Nachbarn mit dem halloo und dem Peitschenknallen des Fuchsjägers in den Pariser Salons auftrat. Spätere Autoren, wie Sir Walter Scott, Sheridan Knowles und zuletzt Disraeli, fanden jene Darstellungen der großen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts realistisch übertrieben und hoben im Gegensatz dazu das Poetische, das Ritterliche, die Grazie, den Genius, die Tugenden des country-gentleman rühmend hervor. Dem verweichtlichten Städter, dem entarteten Dandy gegenüber erschien er nun als eine kräftige, männliche, antike Gestalt, eine dem Strom der Vergänglichkeit trotzende, biderbe Charakterfigur der "guten alten Zeit", die man eher ehrend anerkennen, als herabsetzend kritisiren solle. Es ist der durchgreifende Partei- und Naturgegensatz von Whig und Tory, von Conservatismus und Liberalismus, der auch in diesen contrastirenden Auffassungen der erwähnten literarischen Koryphäen sich äußert, und man wird nicht irren, wenn man auch hier die Wahrheit in der Mitte beider sucht. Ohne Zweifel gab es zu Fielding's Zeit Fuchsjäger von weniger rohem bäurischen Wesen als Squire Western; aber nicht minder gewiß ist es, daß zu Scott's und Disraeli's Zeit, zu einer Zeit, als die Herrschaft feinerer Sitten und Manieren sich in weiteren Kreisen verbreitet und den alten Gegensatz zwischen Stadt und Land gemildert hatte, die Race der Squire Western und seiner Genossen nicht ausgestorben war. Noch bis auf den heutigen Tag leben in England durch Rang und Reichthum hervorragende Persönlichkeiten, die aus der Fuchsjagd das

Hauptgeschäft ihres Lebens machen. Noch heute fühlen die Ein- und Umwohner von Melton Mowbray, dem Centrum der Fuchsjagd in Leicestershire, sich ganz als Hauptstädter und blicken auf alle aus andern Gegenden kommenden Jäger nicht ohne Standesstolz als auf ländlich aussehende Provinzialen herab. Man braucht endlich, indem man das Gebiet der Novelle verläßt, nur einen Blick in die Memoiren berühmter Sportsmen, in die Berichte der Sporting Journals zu thun, um den angedeuteten Zustand der Sitten, der Ideen, der Meinungen durch ebenso zahlreiche als schlagende Thatsachen belegt zu finden. Für unsern Zweck wird, im Anschluß an das vorher Gesagte, die Zusammenstellung einiger wohlbekannter Charakterfiguren aus den verschiedenen Kreisen der fuchsjagdliebenden Gesellschaft ausreichen.

So hatte einer der eifrigsten Fuchsjäger der ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts, der Herzog von Cleveland, dem Berichte des talentvollen Sporting-Journalisten "Nimrod" zufolge, die Gewohnheit, seine Hunde selbst zu füttern, und dreißig Jahre lang stellte er in der Umgegend seines Landsitzes Raby Castle, in der Grafschaft Durham, als Master of hounds dem schlauen Reinhard nach. Bei einem Besuch in Raby Castle richtete Nimrod an den Herzog die Frage, ob das Hundehaus dem Schlosse nicht sehr nahe liege, und der Geruch der Kochkessel nicht zuweilen in das Gesellschaftszimmer hinüber dringe. "Vielleicht," erwiderte der Herzog; "aber wir sind Alle zu wohl für die Fuchsjagd erzogen, um uns daran zu kehren." Viele Jahre hindurch jagte derselbe Herzog von Cleveland regelmäßig sechs Tage in der Woche. Um in keiner Weise an bestimmte Orte gebunden zu sein, hielt er eine vollständige Garderobe in jedem der Hauptgasthöfe seines Jagdbezirks. War nun die Jagd vorbei, so ritt er nach dem zunächst liegenden Gasthof, wechselte seine Kleidung, bestieg eine vierspännige Chaise und fuhr dem Schlosse zu. Sobald er sich dem Portierhause

am Eingang des Parks näherte, wurde als Zeichen seiner Ankunft eine Kanone abgefeuert, und langte er an, so stand das Diner fertig auf dem Tische. Ein anderer Fuchsjäger, Mr. Corbet, Zeit- und Gesinnungsgenosse des Herzogs, hörte einmal, eine Dame habe ihren Gemahl zur Abschaffung seiner Meute bewogen. "Hätte meine Frau das gethan," rief er aus, "ich würde sie nie wieder küssen, bis sie ihre Nachtmütze abnähme und mit mir riefe: Tally-ho!" Von Mrs. Warde, der Gemahlin John Warde's, hört man dagegen, daß sie ihrem Manne, dessen Vermögensumstände ihn während der letzten Hälfte seines Lebens zu dem melancholischen Entschlusse gebracht hatten, der Fuchsjagd zu entsagen, durch das Geschenk einer bedeutenden Summe aus ihrem Privatvermögen die Fortsetzung des geliebten Sports ermöglichte. Daß auch Damen an dem halsbrechenden Vergnügen der Fuchsjagd Theil nahmen, erwähnt schon Addison im "Spectator". "Ich habe," sagt er in einem seiner Briefe, "oft Gelegenheit, eine ländliche Andromache zu sehen, die vorigen Winter in die Stadt kam und einer der größten Fuchsjäger des Landes ist. Sie redet nonchalant von Hunden und Pferden und behandelt Sprünge über sechs Fuß hohe Barrieren als Bagatelle. Wenn Jemand ihr eine lose Geschichte erzählt, stößt sie ihn scherzend mit der Hand fort und nennt ihn einen unverschämten Hund (an impudent dog); und wenn ihr Diener seine Arbeit vernachlässigt, droht sie, ihn aus dem Hause zu werfen." Die Beschreibung ist schlagend; ja, wenn man sie liest, fühlt man sich einen Augenblick versucht zu denken, sie sei nicht der Vergangenheit entlehnt, sondern hergenommen von andern nicht unbekannten "ländlichen Andromaches" der Gegenwart, die allem Anschein nach in directer Linie von jener Heldin Addison's abstammen.

Nicht weniger merkwürdige Exemplare in der Galerie der fuchsjagenden Koryphäen liefert die Geistlichkeit. Die stark ausgesprochene Neigung der Herren vom schwarzen Tuch,

ihrem biblischen Prototyp, dem "gewaltigen Jäger vor dem Herrn", würdig nachzueifern, wurde schon an einer früheren Stelle erwähnt. Sie äußerte sich energischer während der vergangenen Jahrhunderte, ist aber noch keineswegs erloschen. Voran steht Fielding's Parson Supple, der sich eine Pfründe erringt durch seine stete Bereitschaft, Squire Western's, des Fuchsjägers, Tabaksdose zu holen und sich mit ihm zu betrinken. Sein nicht unwürdiger Nachfolger war ein Reverend Mr. Fowle, ein kriegerischer Sohn der Ecclesia militans, der, als zu Anfang unseres Jahrhunderts die Invasion des ersten Napoleon England bedrohte, entschlossen in die Reihen der Freiwilligen trat und Oberst der berittenen Miliz von Berkshire wurde. Bei einer Revue in der Nähe von Windsor dem König Georg III. vorgestellt, war seine Haltung so tadellos, daß er den Monarchen zu der Aeußerung hinriß: "Oberst Fowle sei nicht nur einer der besten Cavallerieoffiziere, sondern einer der besten Prediger, einer der besten Schützen und einer der besten Fuchsjäger in seinen Reichen!" — Ebenso schlagend ist, was "Nimrod" von einem andern auf seinen professionellen Ausflügen ihm bekannt gewordenen fuchsjagenden Geistlichen berichtet. "Der Vicar von P.," bemerkt er, "ist kein Humbug. Er singt seinen Pfarrkindern ein Jagdlied vor, erzählt ihnen eine gute Geschichte beim Zehntenschmaus und setzt ihnen das beste vor, was er im Hause hat." "Mein Rothwein," sagte er zu einem seiner Freunde, "ist aus dem besten Weinjahre, und wenn Sie genug davon trinken, wird er Ihre Augen aussehen machen, wie gekochte Stachelbeeren."

Auch unter den stadtbewohnenden Mittelklassen fehlt es nicht an seltsamen Liebhabern der nobeln Passion. Von einem Arzt, der, um Experimente zu veranstalten, eine Maulwurfsfalle stellte, wird erzählt, daß er statt eines Maulwurfs einen Fuchs fing, denselben sorgsam heilte und ihn dann zu Tode jagte. Ein Schneider aus Cheltenham, Namens Hastings,

dessen Mittel das Halten von Jagdpferden nicht erlaubten, war dafür bekannt, daß er mit der seinem Stande eigenthümlichen Behendigkeit den Hunden meilenweit zu Fuß folgte und, da er Land und Gelegenheit vortrefflich kannte, meist bei dem Schlusse der Jagd assistirte. Ein noch abenteuerlicherer Charakter war Osbaldistone, ein Advokatenschreiber in London. Derselbe stammte aus guter Familie, wurde jedoch von seinem Vater verstoßen, weil er den dummen Streich beging, eine der elterlichen Dienstmägde zu heirathen. Der einzige ihm gelassene Besitz war eine trächtige Hündin. Diese nahm er mit nach London, wo er bei einem Advokaten Dienste fand und im Laufe der Zeit dahin gelangte, sich selbst, sechs Kinder, zwei Pferde und zwölf Hunde mit einem jährlichen Einkommen von sechzig Pfund Sterling zu ernähren. Seinen Fleischbedarf bekam er von den Schlächtern in Clare-Market, als Aequivalent für die Besorgung ihrer Rechnungsgeschäfte. Das Beste davon behielt er für sich und seine Familie, mit dem Rest fütterte er seine in der Bodenkammer eingesperrten Hunde. Seine Pferde standen im Keller, genährt von Korn, welches ein Händler ihm verabfolgte, dessen Bücher er zwei- bis dreimal wöchentlich revidirte. In der Jagdsaison jagte Osbaldistone in verschiedenen Theilen des Landes, und der Ruhm seiner Talente und Beharrlichkeit verbreitete sich über ganz England und erwarb ihm eine angesehene Stellung unter den Häuptern der fuchsjagenden Welt.

Es bedarf nach allem diesem kaum der Bemerkung, daß auch die Sphäre der höhern und niedern Jagdbeamten, der huntsmen und whippers-in, die originellsten Erscheinungen zu Tage fördert. Alle diese Persönlichkeiten theilen in vollstem Maße die ausschließliche Hingabe der großen Fuchsjäger an das eine absorbirende Lebensinteresse und wunderbar müßte es zugehen, sollte die Bildung des Charakters, welche eine solche Devotion mit sich bringt, nicht auch bei ihnen stark

ausgeprägt werden. Das Beispiel eines der berühmtesten huntsmen, Tom Moody's aus Shropshire, mag hier zur Charakterisirung der Koryphäen seiner Klasse genügen. Tom Moody war, nach der Beschreibung seines Biographen, ein starker muskulöser Mann, von der größten Kühnheit und unermüdlichsten Zähigkeit. Sein Gesicht war von Pockennarben entstellt, seine Augen klein und scharf wie die eines Spürhundes. Er war ein ausgezeichneter Reiter und besaß eine so helltönende Stimme, daß sein Halloo eine Meile weit gehört wurde. Obgleich dem Trunke ergeben, war er doch der bestgelaunteste Mensch von der Welt. Erziehung hatte er nicht gehabt, konnte in Wahrheit weder lesen noch schreiben. Er starb im December 1796, nachdem er ein letztes Lebewohlglas auf die Blüthe der Fuchsjagd getrunken hatte. Zu Grabe getragen wurde er von einer Anzahl alter "Erdverstopfer", geleitet durch ein zahlreiches Gefolge von Jagdfreunden. Unmittelbar hinter dem Sarge ging sein Lieblingspferd, welches den letzten von ihm gewonnenen Fuchsschwanz vorn am Zügel, seine Kappe, Peitsche, Stiefel, Sporen und Gürtel über dem Sattel trug. Nach dem Einsenken des Sarges riefen die Anwesenden, auf seinen vorher ausdrücklich geäußerten Wunsch, ihm drei helle, weithinschallende view-halloos über seinem Grabe nach.

So ist die englische Fuchsjagd beschaffen und so ihre Anhänger, Liebhaber und Bewunderer. Durch künstlerische Ausbildung der Methode, durch verschwenderische Beschaffung aller äußern Mittel, durch den Umfang und die Leidenschaft, mit der sie betrieben wird, nimmt diese Jagdart in der heutigen Jägerei ohne Frage die erste Stelle ein und wirft ein scharfes Licht auf die Neigungen und die Sinnesweise einer ebenso zahl- als einflußreichen Klasse der englischen Gesellschaft. Unter den Mitgliedern des Fox-Club, der theils in London, theils in Melton Mowbray seine Sitzungen hält, findet man die Namen von Vertretern der

höchsten Aristokratie; nicht minder eifrigen Antheil nimmt die begüterte Gentry: ja die weite Verzweigung des Systems scheint den oben citirten Ausruf jenes begeisterten Fuchsjägers zu rechtfertigen, der es als seine Ueberzeugung aussprach, daß, nächst einer das bestehende Eigenthumsrecht in Frage stellenden Debatte, kein für die höheren Klassen des Landes bedeutungsvolleres Problem auftauchen könne, als ein solches, welches die Fortdauer oder Vernichtung der Fuchsjagd involvire. Dennoch würde man sich täuschen, wollte man annehmen, die öffentliche Meinung sei über diesen Punkt einverstanden und es fehle der Fuchsjagd in England an einflußreichen Gegnern. Ihre Anhänger mögen die Vortheile ihrer Wechselwirkung mit den politisch-socialen Zuständen des Landes hervorheben, sie mögen hinweisen auf die Fortschritte, welche die höhere Pferdezucht der Fuchsjagd verdankt, auf die Thatsache, daß aus den Reihen der Fuchsjäger manche der besten Cavallerieoffiziere hervorgehen; sie mögen endlich den Einfluß der Fuchsjagd auf die Erhaltung einer kräftigen, kühnen, männlichen Race rühmen und den Beweis führen, daß auch die Landwirthschaft ihr für die Vernichtung eines räuberischen Feindes zu Danke verpflichtet sei, — alles dies verhindert es nicht, daß der feinere Sinn und Geschmack sich dem Betriebe dieser Jagd fern hält und den angeführten Vorzügen Mängel entgegenstellt, die der unbefangene Blick ohne Mühe entdeckt. Es trifft die Fuchsjagd von dieser Seite her der Vorwurf der Grausamkeit, der Grausamkeit des Hetzens, des langsamen zu Tode Jagens, welches die Lust des Jägers auf Kosten des geängsteten Wildes über Gebühr verlängert. Es trifft sie der unverhehlte Vorwurf des Zweifels an der Würdigkeit eines dem Betriebe solcher Praxis gewidmeten Lebens, in Verhältnissen, die so manche andere Sphären nützlicher, ehrenvoller Thätigkeit in der Gesellschaft, in der Politik, im Felde darbieten. So mächtig durch Geburt und Reichthum daher die Stellung des

professionellen Fuchsjägers, wie des professionellen Sportsman überhaupt, noch heute sein mag, so wenig unterliegt es einer Frage, daß sie an allgemeinem Ansehen der Stellung des social und politisch beschäftigten, obgleich in der socialen Rangordnung niedriger stehenden Mannes nicht gleichkommt. Diese Richtung der öffentlichen Meinung kann auf die Dauer nicht ohne ausgleichende Wirkung bleiben. Sie äußert sich schon sporadisch in dem veränderten Tone der Sportingliteratur, in den Bemühungen der Freunde und Biographen professioneller Jäger, ihren Idolen allgemeinere Bildung, allgemeinere Interessen gemeinnütziger Wirksamkeit nachzuweisen. Als charakteristisch in letzterer Beziehung erwähnen wir Disraeli's Biographie Lord George Bentinck's und Sir Eardley Wilmot's Biographie Assheton Smith's. Und vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo der Kampf zwischen der modernen Kultur und der Fuchsjagd alten Stils, ohne die Vorzüge des Sports zu vernichten, sich zu Gunsten der ersteren entscheidet.

2. Die Hirschjagd.

Was über die Vorbereitungen zur Fuchsjagd, hinsichtlich des Jagdpersonals, der Pferde und der Hunde gesagt wurde, gilt in allen wesentlichen Dingen von der Hirschjagd. Dieselben Qualitäten der Ausdauer und der Schnelligkeit sind bei den Thieren, dieselbe Sorgfalt der Behandlung bei den huntsmen und whippers-in unerlaßlich. Auch die Hirschhunde, wie die Fuchshunde, sind eine künstlich hervorgebrachte Varietät, im Grunde von ihren Rivalen durch nichts verschieden als durch die Erziehung, welche sie lehrt, den Hirsch zu jagen statt des Fuchses. Ebenso thut ein gutes Jagdpferd die nämlichen Dienste, mag der Jäger dem Ginstergebüsch zureiten, wo Reinhard sein Versteck hat, oder über Hügel

höchsten Aristokratie; nicht minder eifrigen Antheil nimmt die begüterte Gentry: ja die weite Verzweigung des Systems scheint den oben citirten Ausruf jenes begeisterten Fuchsjägers zu rechtfertigen, der es als seine Ueberzeugung aussprach, daß, nächst einer das bestehende Eigenthumsrecht in Frage stellenden Debatte, kein für die höheren Klassen des Landes bedeutungsvolleres Problem auftauchen könne, als ein solches, welches die Fortdauer oder Vernichtung der Fuchsjagd involvire. Dennoch würde man sich täuschen, wollte man annehmen, die öffentliche Meinung sei über diesen Punkt einverstanden und es fehle der Fuchsjagd in England an einflußreichen Gegnern. Ihre Anhänger mögen die Vortheile ihrer Wechselwirkung mit den politisch-socialen Zuständen des Landes hervorheben, sie mögen hinweisen auf die Fortschritte, welche die höhere Pferdezucht der Fuchsjagd verdankt, auf die Thatsache, daß aus den Reihen der Fuchsjäger manche der besten Cavallerieoffiziere hervorgehen; sie mögen endlich den Einfluß der Fuchsjagd auf die Erhaltung einer kräftigen, kühnen, männlichen Race rühmen und den Beweis führen, daß auch die Landwirthschaft ihr für die Vernichtung eines räuberischen Feindes zu Danke verpflichtet sei, — alles dies verhindert es nicht, daß der feinere Sinn und Geschmack sich dem Betriebe dieser Jagd fern hält und den angeführten Vorzügen Mängel entgegenstellt, die der unbefangene Blick ohne Mühe entdeckt. Es trifft die Fuchsjagd von dieser Seite her der Vorwurf der Grausamkeit, der Grausamkeit des Hetzens, des langsamen zu Tode Jagens, welches die Lust des Jägers auf Kosten des geängsteten Wildes über Gebühr verlängert. Es trifft sie der unverhehlte Vorwurf des Zweifels an der Würdigkeit eines dem Betriebe solcher Praxis gewidmeten Lebens, in Verhältnissen, die so manche andere Sphären nützlicher, ehrenvoller Thätigkeit in der Gesellschaft, in der Politik, im Felde darbieten. So mächtig durch Geburt und Reichthum daher die Stellung des

professionellen Fuchsjägers, wie des professionellen Sportsman überhaupt, noch heute sein mag, so wenig unterliegt es einer Frage, daß sie an allgemeinem Ansehen der Stellung des social und politisch beschäftigten, obgleich in der socialen Rangordnung niedriger stehenden Mannes nicht gleichkommt. Diese Richtung der öffentlichen Meinung kann auf die Dauer nicht ohne ausgleichende Wirkung bleiben. Sie äußert sich schon sporadisch in dem veränderten Tone der Sportingliteratur, in den Bemühungen der Freunde und Biographen professioneller Jäger, ihren Idolen allgemeinere Bildung, allgemeinere Interessen gemeinnütziger Wirksamkeit nachzuweisen. Als charakteristisch in letzterer Beziehung erwähnen wir Disraeli's Biographie Lord George Bentinck's und Sir Eardley Wilmot's Biographie Assheton Smith's. Und vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo der Kampf zwischen der modernen Kultur und der Fuchsjagd alten Stils, ohne die Vorzüge des Sports zu vernichten, sich zu Gunsten der ersteren entscheidet.

2. Die Hirschjagd.

Was über die Vorbereitungen zur Fuchsjagd, hinsichtlich des Jagdpersonals, der Pferde und der Hunde gesagt wurde, gilt in allen wesentlichen Dingen von der Hirschjagd. Dieselben Qualitäten der Ausdauer und der Schnelligkeit sind bei den Thieren, dieselbe Sorgfalt der Behandlung bei den huntsmen und whippers-in unerlaßlich. Auch die Hirschhunde, wie die Fuchshunde, sind eine künstlich hervorgebrachte Varietät, im Grunde von ihren Rivalen durch nichts verschieden als durch die Erziehung, welche sie lehrt, den Hirsch zu jagen statt des Fuchses. Ebenso thut ein gutes Jagdpferd die nämlichen Dienste, mag der Jäger dem Ginstergebüsch zureiten, wo Reinhard sein Versteck hat, oder über Hügel

und Haide dem stattlichen, gehörnten Könige des Waldes folgen. Aber durch Größe des Verbreitungskreises und durch die Zahl thätiger Jäger wird die Hirschjagd von der Fuchsjägerei ohne allen Vergleich übertroffen. Füchse haben sich, ungeachtet der staunenswerthen Fortschritte der modernen Kultur, in ansehnlicher Menge in allen Theilen Englands erhalten; den Hirsch dagegen und seine Familie von Roth- und Falbwild findet man in wildem Zustand nur noch an dem äußersten Nord- und Südende der Insel, in dem Forst von Exmoor in Devonshire und in den Waldungen der schottischen Hochlande. Zahmes Roth- und Falbwild durchschweift zu Hunderten die großen Parks der englischen Landsitze. Dort, auf dem schattigen Rasengrunde, unter dem Blätterdach hundertjähriger Baumriesen hingelagert, oder das schattige Waldland jenseits der Gartenanlagen durchwandernd, mag der Besucher noch heute durch malerisch weidende Gruppen, durch rasch davoneilende Rudel des anmuthigen Wildes überrascht werden und die Erinnerung an verwandte Erscheinungen der continentalen Wälder erneuern. Allein der Park ist kein Jagdrevier, und das ihn durchstreifende Wild dient vorwiegend dem Zwecke der Belebung der Landschaft. Wünscht daher der Jäger sich der englischen Hirschjagd alten Stiles zu erfreuen, so bleibt ihm nur die Wahl zwischen jenen beiden, sechshundert Meilen von einander entfernten Revieren. In dem dazwischen liegenden Binnenlande muß er zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um ein Abbild von dem herzustellen, was die Natur nicht mehr in alter Weise darbietet.

Diese Lage der Dinge mußte selbstverständlich das öffentliche Interesse an der Hirschjagd als solcher nachhaltig beeinflussen, und in der That ist dieses Interesse gegenwärtig auf verhältnißmäßig enge Kreise beschränkt. Es wurde schon bei Gelegenheit der Fuchsjagd darauf hingewiesen, daß der Jäger comme il faut das Jagen von "Sackfüchsen"

(bagged foxes) als schlechten Sport betrachtet; mit nicht viel günstigerem Auge blickt er daher auf das nach denselben künstlichen Grundsätzen betriebene Jagen von "Wagenhirschen" (carted deer). Aber keine andere Wahl bleibt dem Hirschjäger des Binnenlandes zwischen Devonshire und Nordschottland, als diese Jagd von "Wagenhirschen". Der äußere Hergang dabei ist folgender. Aus den Rothwildheerden des Parkes wird ein Hirsch eingefangen; man sperrt denselben in einen wohlverschlossenen Wagen, fährt nach dem in den Zeitungen angekündigten Rendezvous und entläßt das gefangene Thier, in Gegenwart der versammelten Jagdgesellschaft und der unruhig harrenden Meute, seiner Haft. Dem offenen Felde gegenüber eilt nun der Hirsch meist mit muthigen Sprüngen hinaus; doch giebt es Thiere, die das Rennen verweigern, und ehe sie die gebotene Chance der Freiheit annehmen, der anfeuernden Kunst des huntsman und der whippers-in bedürfen. Ist dies geschehen, so gestattet die Sitte dem flüchtigen Wilde einen Vorsprung von zehn Minuten, die sogenannte time of grace; nach Ablauf derselben wird die Meute entkoppelt und Jäger und Hunde setzen blasend, bellend, peitschenknallend in der von dem Hirsche eingeschlagenen Richtung nach. Die Jagd ist unter diesen Umständen gewöhnlich kurz; selten dauert sie länger als zwei bis drei Stunden. Auch handelt es sich nur ausnahmsweise um das Tödten des Hirsches. Ihn in die Enge getrieben, ferneres Entrinnen unmöglich gemacht zu haben, wird als genügend erachtet, und derselbe Wagen, der ihn zur Jagd in's Feld führte, bringt den allerdings müden und ermatteten, aber doch lebendigen, zurück in seinen heimischen Park. Dort erholt er sich rasch von den Anstrengungen des Tages und bald vielleicht erscheint er wieder im Felde, um von Neuem seine Schnelligkeit zu messen gegen die der nachsetzenden Hunde und Jäger.

Die berühmteste zu dieser Jagdart gebrauchte Meute sind

die der königlichen Familie gehörenden Royal staghounds in Windsor. Auch sie versammeln sich, unter der Leitung des "Königlichen Jagdmeisters" wie die Meuten von Privatpersonen, an dem vorher durch die Zeitungen bekannt gemachten Orte; ein im Park von Windsor eingefangener Hirsch wird losgelassen, und wer immer zugegen sein mag, schließt sich ohne Umstände dem Jagdgefolge an. Eine andere wohlbekannte Meute war die des verstorbenen Grafen von Derby. Da aber, wie gesagt, die Theilnahme an dem Jagen von Wagenhirschen gering ist, gehören jene Hirschhundmeuten und Hetzen im Allgemeinen zu den Seltenheiten des englischen Jagdlebens.

Die Roth- und Falbwildjagd alten Stiles besteht am unverändertsten fort in den Hochlanden von Schottland, wo die ausgedehnten Waldungen am wenigsten durch das Vordringen des Ackerbaues und der Viehzucht gelitten haben. Vierzig englische Meilen lang und fünf Meilen breit erstrecken sich dort noch jetzt die Forsten des Herzogs von Atholl, in Aberdeenshire; fünfzig Meilen lang und fünf bis zehn Meilen breit die des Herzogs von Sutherland in Sutherlandshire; siebzig Meilen lang die des Herzogs von Richmond in Banffshire. Forsten von kleinerem Umfang, dem Grafen von Fife, dem Marquis von Breadalbane und Lord Lovat gehörig, durchschneiden die Grafschaften Argyle, Fife und Roß. In wilder Freiheit schweift hier das Hochwild durch das Waldesdunkel, über die Felsenhügel, um die Bergseen, durch die Haiden und Moore der Hochebene und der volle naturwüchsige Zauber des Jagdlebens umwittert den Waidmann, wenn er, die Flinte im Arm, das von Ossianischen Schatten umwehte, von Scott und Burns besungene, poetische Jagdrevier durchwandert. Denn bei der großen Unebenheit und Rauhheit des Terrains ist die Jagd mit Pferden und Hunden hier nur an wenigen Stellen thunlich; und zu Fuß, mit Schußwaffen versehen, begleitet nur von wenigen erfahrenen Repräsentanten der als Grampian deer-dogs bekannten Hunderace, ziehen die Jagd-

genossen in die Natureinsamkeit der wilden hochländischen Landschaft hinaus. Man nennt zum Unterschied vom deerhunting diese Art der Hirschjagd "deerstalking" und der größte Theil des Rothwildes, dem man auf den Märkten von Edinburgh und London begegnet, kommt aus jenen nordschottischen Wäldern. Das deerstalking war die Lieblingsjagd des verstorbenen Prinzen Albert und wurde von diesem eifrig betrieben, so oft der königliche Hof während der Herbstmonate seine Residenz in Balmoral aufschlug. Den mit ihr verbundenen Abenteuern, der malerischen Natur in deren Mitte sie stattfindet, dem freien Wanderleben des Wildes und der Jäger verdankt man einige der schönsten Bilder Sir Edwin Landseer's, des vortrefflichsten unter den englischen Thiermalern der Gegenwart. Uebrigens bevölkern auch zahlreiche andere Wildarten dieselben Wälder. Der Graf von Fife versuchte nicht ohne Erfolg die Einführung einer neuen Wildschweinzucht; selbst Gemsen, von demselben Edelmann importirt, kamen eine Weile zwischen den schottischen Felsenbergen, wie unter den alpinischen Gletschern, fort. Hier ist daher das Lokal, wo die großen Treibjagden früherer Zeit noch mitunter erneuert werden; doch sind dieselben immer ausnahmsweise Ereignisse und abgesehen von der Fülle des Flügelwildes, dessen wir später gedenken werden, concentrirt das Interesse des schottischen Jägers sich vor Allem auf den Hirsch und die Heerden wild umherschweifenden Hochwilds.

3. Die Hasenjagd.

Auch der Hase wird, wie der Fuchs und der Hirsch, mit Pferden und Hunden gejagt; und trotz seiner Kleinheit scheint er dem wahren Freunde des edeln Waidwerks kein verächtliches Wild. Es giebt vielmehr Jäger, die, wie schon bemerkt,

die Jagd des Hasen über alle andern Jagdarten erheben. "Die Jagd nach dem Fuchs und dem Hirsch," sagt einer dieser Enthusiasten, "ist gewaltsam und wenig mehr als Reiten oder Rennen; aber der Hase zeigt die wahre Kunst der Jagd, er gewährt ein Vergnügen, welches des Philosophen würdig ist, ein Schauspiel, das mit Recht die Bewunderung des weisesten Staatsmannes, Naturforschers und Gottesgelehrten erregt." Ohne das Phänomen einer so seltsamen Begeisterung näher zu untersuchen, oder uns auf Erörterungen über die Gründe einzulassen, weshalb den angeführten Klassen von Staatsbürgern ein so würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit in der Hasenjagd dargeboten werde, bemerken wir nur, daß vor Allem zwei Vorkommnisse die Brust des englischen Hasenjägers mit Stolz und Freude schwellen: das Aufstehen und Ohrenspitzen des in seiner Ruhe gestörten und das rasche Umwenden des von Hunden verfolgten Hasen. Im ersteren Falle offenbart er eine unwiderstehliche Combination von Grazie und Klugheit; im letzteren eine List, eine Schlauheit der Berechnung, deren bloße Beobachtung den Verfolger aussöhnen könnte mit seinem Entrinnen. Die Jagd des Hasen geschieht mit einer besonders dazu gezogenen Meute, den Hasenhunden (harriers), zu derselben Zeit und in denselben Gegenden, wie die Fuchsjagd. Aber trotz jener beinahe phantastischen Neigung ihrer Freunde einerseits und der weiten Verbreitung des Wildes andererseits, steht sie in Allgemeinheit der Praxis weit hinter der Fuchsjagd zurück. Viel häufiger wird der Hase mit Schußwaffen erlegt; seine Hauptrolle spielt er in der als coursing bekannten Jagdmethode, als deren Gegenstand er schon in alter Zeit den meisten Jagdthieren den Rang ablief.

Coursing, d. h. die Jagd eines vorher aufgetriebenen, von Jägern und Hunden gesehenen Thieres mit Windhunden, war schon im Alterthum wohlbekannt; in England kam es in Mode seit der Zeit der Königin Elisabeth. Ein Herzog

von Norfolk compilirte damals eine Art Gesetzbuch, das der spätern Praxis dieser Jagdart als Grundlage diente, und die jungfräuliche Königin selbst, wegen ihrer leidenschaftlichen Liebe zur Jagd von ihren Zeitgenossen als moderne Diana venatrix verherrlicht, stand an der Spitze ihrer Beförderer. Man jagte außer dem Hasen auch Füchse und Hirsche mit Windhunden. Die Jagd fand auf doppelte Weise statt, theils in den Parks, wo vorher eingefangenes Wild in Gegenwart der Jagdgesellschaft losgelassen, theils in den Wäldern, wo es aufgejagt wurde. In den Parks waren nur die besten Windhunde zugegen, und der huntsman hielt sie an der Koppel, bis das Wild einen bestimmten Vorsprung gewonnen. In den Wäldern benutzte man eine weniger vortreffliche Race, um das Wild aufzutreiben. War dies geschehen, so wurden die Windhundmeuten ohne Verzug entkoppelt. Das Hauptinteresse des coursing lag mithin in dem Wettstreit der Schnelligkeit zwischen dem Wild und den Windhunden; und die Jäger waren weniger thätige Theilnehmer als Zuschauer. Dieser Umstand mußte die fernere Ausbildung der Jagdart nach zwei Seiten hin beeinflussen. Theils wurde die Aufmerksamkeit ihrer Gönner der Erzielung einer vortrefflichen Windhundrace zugewandt, und andererseits beförderten die Kämpfe von Windhunden verschiedener Eigenthümer eine den übrigen Zweigen der Jagd fremde Gewohnheit: die Gewohnheit des Wettens auf den Ausgang des Kampfes. Doch war es erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als beide Charakterzüge anfingen, in deutlichen Umrissen hervorzutreten. Damals blühten die Heroen der modernen Fuchsjagd; damals erstanden auch die Gründer und "Väter" des modernen "coursing". Der Ruhm dieser letzteren Würde ruht auf den Häuptern der Lords Oxford und Craven, von denen der erstere durch Revision des alten Elisabethischen Gesetzbuchs und durch Hervorbringung ausgezeichneter Windhunde ein anfeuerndes Beispiel gab,

während der letztere, als Gründer des Coursing meeting von Ashdown Park in Berkshire, den Geschmack an einer systematischen Betreibung des Sports in ganz England verbreitete. Coursingclubs nach dem Muster von Ashdown Park tauchten seitdem in zahlreichen Jagdrevieren auf; und Wettläufe zwischen berühmten Windhunden begannen das Interesse für das Wettrennen berühmter Pferde zu theilen. Die Gönner des Spiels stifteten Siegespreise, anfangs silberne Halsbänder, dann silberne Becher. Beträchtliche Summen, theils von den Mitgliedern der Clubs subscribirt, theils von Einzelnen gewettet, wurden, wie auf der Rennbahn, so in der Arena der Windhundkämpfe, gewonnen und verloren. Als das geeignetste Wild in dem damaligen Zustande der englischen Jagd, wurde aber der Hase anerkannt; und nur ausnahmsweise richtete sich seitdem, mochte die Jagd nun im Freien, oder, wie gewöhnlich, in den Parks und Rennbahnen der Coursingclubs stattfinden, der Wettkampf der Windhunde gegen die größeren Jagdthiere, an welchen die Windhunde früherer Zeiten ihre Schnelligkeit erprobt hatten.

Wie die übrigen Jagdarten ein klassisches Land haben (die Fuchsjagd in Leicestershire, die Hirschjagd in Schottland), so hat auch das Coursing sein lokales Centrum in Wiltshire, auf der dünenartigen Ebene von Salisbury. Hier findet sich der günstigste Boden und hier werden, abgesehn von den altberühmten Rennbahnen von Ashdown und anderer umliegenden Parks, die zahlreichsten Windhundwettrennen entschieden. Die seltsamste der auf diesem Jagdgebiet bekannt gewordenen Charakterfiguren ist die einer Dame, einer Miß Richards, Zeitgenossin Lord Craven's, des Gründers des Ashdown Park meeting. Die Erbin zahlreicher Güter und nicht ohne bedeutende persönliche Reize, zog diese Amazone (so berichtet die Tradition) ihre jungfräuliche Freiheit den Mühen und Sorgen des Ehestandes vor. Durch Wahl ihre eigene Herrin, theilte sie ihre Zeit zwischen der Besorgung ihrer häuslichen

Angelegenheiten, gastfreier Aufnahme von Besuchern auf ihrem Landsitze Compton Beauchamp, in der Nähe von Ashdown Park, und der Zucht von Hunden, welche letztere in ihren Augen allem andern vorging. Kein Tag verfloß während der Coursingsaison, das Wetter mochte heiter oder trübe sein, ohne daß diese unermüdliche Jägerin in einem sechsspännigen Wagen nach den Dünen fuhr, wo sie zu Fuß mit den Hunden in die Wette lief und öfters an einem Morgen zwanzig bis fünfundzwanzig englische Meilen zurücklegte. Dann bestieg sie wieder ihre sechsspännige Staatskutsche und kehrte mit allem Pomp auf ihren Landsitz zurück. Sie hinterließ ihr Vermögen, unter specifischen Bestimmungen über die Erhaltung ihrer Hundezucht, ihrer Adoptivtochter Miß Watts, und die Abneigung der Hunde gegen die ehelosen Traditionen ihrer früheren Herrin lieferte (so versichert die Chronik) den benachbarten Hundeställen Lord Cravens noch lange einen Theil ihres "besten Blutes".

4. Die Flügelwildjagd.

Flügelwild der verschiedensten Art ist in verhältnißmäßig größerer Menge über England verbreitet als die Geschlechter der säugenden Jagdthiere. In den furchenreichen Feldern, an den waldigen Hügelabhängen, in dem Buschwald des Binnenlandes nisten der Fasan, das Rebhuhn, die Wachtel; in den ostenglischen und irischen Moorebenen, längs dem rohrbewachsenen Ufer der Flüsse, Enten und Schnepfen; in den wilden schottischen Haiden zahlreiche Varietäten von Birk- und Haselhühnern (grouse); an den Küsten und auf den Inseln ein buntes Gewimmel von Seevögeln. Die einzige diesen Thieren entgegengesetzte Waffe (das Netz des Vogelstellers abgerechnet) ist gegenwärtig, nachdem Falkenjagden und Bogenschießen in Verfall gerathen, die moderne Jagd-

flinte. Hühnerhunde, nach ihren hervorstechenden Eigenschaften setters, pointers und retrievers genannt, und wie alle Jagdhunde mit größter Sorgfalt gezogen, begleiten den Jäger.

Die Flügelwildjagd hat die Ehre, die englische Jagdsaison zu eröffnen und die ersten ehrlichen Schüsse fallen in den Haiden der schottischen Hochlande. Kaum hat der Taumel der großen Saison London's sein Ende erreicht, kaum ist die das Parlament vertagende Rede der Königin in den Zeitungen erschienen, so geht die londonmüde Welt nach allen Himmelsgegenden auf die Wanderung: die einen, um den Continent zu bereisen, die andern, um frische Luft zu schöpfen auf Landsitzen und Seevillen, noch andere, um auf schnellsegelnden Yachten maritime Fahrten zu unternehmen — kein geringer Karavanenzug endlich, um zeitig im Felde zu sein für den Beginn der Jagd des nordischen Flügelwildes. Nach allen Richtungen der Windrose gewahrt man diese große Flucht aus den Banden des Geschäftes, diesen Drang nach Erholung von den ermattenden Freuden der Saison, dies Suchen nach neuen erfrischenden Eindrücken, und die Jagdlust, die während der verflossenen Frühlings- und Sommermonate feiern mußte, um das Heranwachsen einer neuen Generation des Wildes nicht zu stören, wacht mit verdoppelter Energie in der Seele des Jägers auf. Der ungeduldig erwartete Termin ist der zwölfte August, der vom Gesetz bestimmte Eröffnungstag der Grousejagd. Grouse, eine wegen ihres zarten wohlschmeckenden Fleisches sehr geschätzte, stattliche Art von Birk- und Haselhühnern, grauen, röthlichen oder schwarzen Gefieders, finden sich im New-Forest, in Wales, Irland, Norfolk, Cumberland und Yorkshire; ihr klassisches Jagdrevier jedoch sind die schottischen Moore und Haiden, wo nicht bloß die zahlreichsten Schwärme nisten, wo auch die Poesie der umgebenden Landschaft dem nachstellenden Jäger die genußreichste Jägerei verspricht. In der That könnte er nirgends den Contrast der Naturfreiheit, die er sucht, gegen die ruhelose Bewegung,

den betäubenden Lärm und Dunst der Stadt, der er entflohen, lebhafter empfinden als in jenen wilden weltfernen Hochlanden, im Schatten der Fichtenwälder, unter schroffen Felsentrümmern, in den Purpurwellen des blühenden Haidekrauts, umweht von der vereinten Frische der Luft der Berge und des Meeres. Selten vermissen daher die schottischen Grundbesitzer eine zahlreiche Gesellschaft von Freunden und Bekannten, die der Einladung zu einer Reihe von Grouse-Jagdtagen bereitwilligst folgen. Doch das Jagdrevier ist von so beträchtlicher Ausdehnung, die Schar der Jagdliebhaber so groß, der Sinn der Schotten für Verwerthung ihres Besitzes so thätig, daß auch andere Einflüsse als die der Freundschaft den Eintritt in das hochländische Jagdgebiet vermitteln. Besonders während der letztverflossenen Decennien hat man viele der größeren Reviere in eine Anzahl kleinerer parcellirt und diese letzteren werden, in den Zeitungen ausgeboten, regelmäßig zum Gebrauche für die Saison vermiethet. Die Preise variiren, je nach der Ausdehnung und der Ergiebigkeit des Terrains, von fünfzig bis zu hundert, zweihundert, ja fünfhundert Pfund, Summen, die der begüterte Kaufmann und Landedelmann der südlichen Grafschaften ohne Bedenken zahlt, indem er sich das Vergnügen einer temporären Jägerexistenz in den schottischen Hochlanden vergegenwärtigt. Auch Gesellschaften von Jagdgenossen vereinigen sich mitunter und Moor und Haide werden abgejagt auf gemeinsame Rechnung. Ein auf dem Jagdgebiet stehendes Landhaus, eine nahe Dorfschenke, beide gewöhnlich im ländlich hinterwäldlerischen Stile eingerichtet, dienen zum Aufenthalt. Man lebt von dem Ertrage der Jagd; ist diese ergiebig, so werden schwerbepackte Körbe an die Freunde im Süden versandt. Was sonst das Leben einengt und bedrückt, wird in der fremden Welt, in dem sorglosen Umherschweifen im Freien vergessen. Ueberall herrscht ein froher, heiterer Sinn, eine brave Kameradschaft.

Die Grousejagd ist übrigens nicht ohne ihre Beschwerden. Denn dieselben Elemente, welche den poetischen Reiz der Landschaft erhöhen, werfen vielfache Hindernisse in den Weg des Jägers, wenn er dem Wilde nachstellt; und öfters kehrt er nach einem mühevollen Wandertage ohne Beute heim. Frühe Ankömmlinge finden das Wild noch unvorbereitet und sorglos; aber die ersten Schüsse, das erste Hundegekläff des zwölften August stören es aus seiner Sicherheit auf, und je lauter und weiter die Jagdklänge das hochländische Echo erwecken, um so scheuer sucht das erschreckte Wild den Schutz einsamer, unzugänglicher Gegenden. Ueberdies sind die Grouse sonne- und wärmeliebende Thiere; nebliges, feuchtes, windiges Wetter, wie es während der Herbstmonate die schottischen Berghaiden in der Regel erfüllt, ist daher der Jagd ungünstig. Theils die Rücksicht auf diese klimatischen Verhältnisse, theils das Interesse an der Erhaltung des so beliebten Wildes, machen der Grousejagd ein Ende zu Anfang des Novembermonats, in dessen Verlaufe die Herrschaft jener herbstlichen Naturgewalten ihren Culminationspunkt erreicht.

Den Anfang der Rebhuhnjagd fixiren die englischen Jagdgesetze auf den ersten September, als den Zeitpunkt, wo der Segen der Felder im Großen und Ganzen gesammelt und heimgebracht ist. Auch dieser Jagdart fehlt es nicht an Liebhabern; aber mit der Grousejagd hält sie weder in Ansehung des Wildes noch der Jagdscenerie einen Vergleich aus. Weit näher an Würde steht jener die am ersten October beginnende Fasanenjagd; übertroffen wird sie nach der Meinung einiger Jagdenthusiasten durch die Schnepfenjagd, als deren klassisches Lokal man die irischen Sumpf- und Marschebenen betrachtet. Schnepfenkluppen liegen dort, wie die Füchse, in dem Gestrüpp des Unterholzes versteckt und einer jener Enthusiasten charakterisirt ohne weiteres die Schnepfenjagd als die "Fuchsjagd der Jägerei mit Schußwaffen". Andere Jagdkreise vindiciren

diesen Ehrentitel ebenso entschieden der Grousejagd. Wir begegnen also auch hier dem schon öfters hervorgehobenen Phänomen der Parteibildung innerhalb der jagenden Welt — ein schlagendes Zeugniß für das eifrige Interesse an den Ereignissen, welche diese Welt erfüllen.

Hoch im Norden, an den von der Brandung der Nordsee und des atlantischen Oceans umschäumten Felsenküsten der Orkney- und Hebrideninseln, steht dem englischen Jäger noch ein anderes lockendes, obgleich nicht gefahrloses Revier offen. Zahllose Schwärme von Seevögeln: Möven, Meerschwalben, Seeraben, Sturmvögel, Staggarnats umflattern dort die schroffen, wild zerklüfteten Gestade und bauen in schwer zugänglichen Klüften, an schwindelerregenden Abhängen ihre Nester. Die Bewohner jener Inseln, großentheils Fischer und Vogelfänger, leben vorzugsweise von dem Fleisch und den Eiern des wilden Geflügels und dienen dem Jäger, den die Jagdlust vom englischen Festland hinübertreibt, als Führer und Lehrer. Ihre Aufgabe ist keine mühelose; mehr als andere Jagdarten erfordert sie vielmehr Geschick, Kraft und Verachtung der Gefahr. Bald gilt es, die Brandung im Fischerboot zu durchfahren, bald steile Felsenwände zu erklimmen, bald wieder mit Seilen und Stangen steilere, gefährlichere Felsenwände hinabzusteigen. Die berühmteste der Inseln ist die Gruppe von St. Kilda, dem äußersten nordwestlichen Vorposten der Hebriden. Aber nur wenige verstreute Wanderer verirren sich von der großen Haupt- und Heerstraße des Jagdlandes in diese abgelegene Inseleinsamkeit. Dem Ufer der englischen Flüsse, den Küsten des englischen Continents entlang dehnen sich Reviere genug, die zur Jagd von Wasservögeln einladen, ohne die Umständlichkeiten einer so weiten und beschwerlichen Reise zu bedingen. Und um allen Anforderungen zu genügen, steht dem Waidmann endlich noch die Praxis einer amphibischen Jagdgattung offen, die halb zu Wasser, halb zu Lande

stattfindet: die Jagd der Fischotter. Man benutzt für diese eine Mischart von Dachs- und Hühnerhunden. Die Jäger, in grün und rothen Jagdröcken, goldgeränderten Pelzkappen, kurzen Hosen und wasserdichten Stiefeln, sind mit Speeren bewaffnet, die den Tyrannen der Flüsse nachgeschleudert werden, sobald die Hunde dieselben aus ihren Höhlen am Rande des Flusses aufstören. Sind die Speere verbraucht, oder die Otter verwundet, so folgt die Jagdgesellschaft dem Thiere in's Wasser und bemächtigt sich der Beute mit Hülfe der nachschwimmenden Hunde. Der Beginn der Otterjagd fällt in den März, in die Zeit, wo Fuchs- und Hasenjagd aufhören, ist daher dem Jäger als Nachspiel zu diesen, wie als Vorspiel zu den Vergnügungen des Frühlings und Sommers, während des ereignißlosen Intervalls zwischen beiden, doppelt willkommen. Mit dem Einbruch des Frühlings verstummen die Töne des Jagdhorns, das Knallen der Flinten, das Gekläff der Meute. Die ermüdeten Bewohner der Wälder und der Lüfte kommen zur Ruhe, und ein neuer Kreislauf populärer Vergnügungen, derjenigen, denen das Eintreten der rauhen Jahreszeit ein Ziel setzt, beginnt. Diesen wenden wir uns jetzt zu, nachdem unsere Wanderung durch das englische Jagdrevier ihr naturgemäßes Ende erreicht hat.

---

2. Das Cricket und andere Ballspiele.

Wurf- und Ballspiele gehören zu den ältesten Vergnügungen der Völker. Ihr Ursprung ist die primitive Action des Werfens, durch welche der Angegriffene im Zustande der Noth sich gegen einen unerwarteten Angreifer zu vertheidigen sucht. Schon in dem kampfvollen Reiche der Mythe und Fabel begegnen wir daher Erzählungen von dem Schleudern ungeheurer Felsblöcke aus den Händen von Göttern, Giganten, Heroen und Cyklopen; später, in den Kriegen des Alterthums, wurde das Schleudern, als eines der wirksamsten Mittel des Angriffs wie der Vertheidigung, zur vollendeten Kunst ausgebildet. Was die Noth in's Leben gerufen, verwandelte sich, nach einem oft beobachteten Gesetze, im Laufe der Zeit in einen Gegenstand des Spiels. Die alten Chinesen, die Inder und Perser waren bekannt für ihre Geschicklichkeit im Ballspiel; mit Ballspielen ergötzten sich nach der Homerischen Schilderung die Mädchen von Corcyra; Sophokles, heißt es, wählte sich als Schauspieler Rollen, worin er seine wunderbare Geschicklichkeit im Ballspiel zeigen konnte, und kaum möchte es eine Nation geben, der es gänzlich an einer der mannigfachen Formen dieser Spielart fehlte.

In England reichen beglaubigte Nachrichten von Ballspielen tief in's Mittelalter zurück. Wir wissen, daß am Ostersonntag eine gemischte Gesellschaft von Laien und Geistlichen sich in den Kirchen des Ballspiels erfreuten, daß am Ostermontag die bürgerlichen Corporationen zu gleichem Zwecke in feierlicher Procession hinauszogen auf die Stadtwiese, daß das weibliche Geschlecht an dem Spiele theilnahm,

und daß diejenigen jungen Mädchen, die sich im Spiele mit dem Handball auszeichneten, tansy cakes, ein beliebtes Ostergebäck, als Preis erhielten. In Chester schenkte nach alter Sitte am Fastnachtstage die Gilde der Schuhmacher der Gilde der Tuchhändler einen großen Lederball, der von Rodehee, einer Wiese außerhalb der Stadt, durch Stoßen mit dem Fuße nach dem Centralgildenhause fortgetrieben wurde. Kegelspiel (bowling) war schon im dreizehnten Jahrhundert im Schwang. Im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert spielte man viel die Tennis, Racket, Goff, Bandy und Pall-mall genannten Ballspiele, Spiele, bei denen nicht die Hand, sondern ein Schläger (bat, bandy, club) den Ball forttreibt. Goff, Bandy und Pall-mall wurden im Freien, Tennis und Racket in besonders dazu erbauten Hallen (courts) gespielt.

Die höchste Aristokratie, ja die Könige selbst patronisirten diese Spiele, und große Summen gingen durch Wetten dabei verloren. Unter den Liebhabern des Tennis nennt man z. B. Heinrich VII. und Karl II., und historisch beglaubigt ist eine Partie dieses Spiels zwischen Heinrich VII. und Kaiser Maximilian auf der einen Seite, einem Prinzen von Oranien und einem Markgrafen von Brandenburg auf der andern. Den Namen Pall-mall trägt noch heute eine der fashionabelsten Straßen London's, das berühmte Lokal der großen Clubs, zum Andenken an die Thatsache, daß Karl II. mit seinen Lords sich dort öfter mit dem während seiner Verbannung in Frankreich gelernten gleichnamigen Ballspiel ergötzte. Im Goff, oder, nach schottischer Benennung, Golfing, ragten Karl I. und Jakob II. hervor. Von dem letzteren besonders wird berichtet, er sei ein so vorzüglicher "Golfer" gewesen, daß niemand ihm darin gleich kam, ausgenommen ein gewisser Patterson, ein Schuhmacher in Edinburgh. Begierig, seine Ueberlegenheit auch über diesen Rivalen zu beweisen, veranstaltete der König eine Golfpartie mit dem Schuster, besiegte

ihn in ehrenvollem Kampf und tröstete den Besiegten durch Ertheilung eines königlichen Geschenks.

Wahrscheinlich war es unter dem Einfluß so hoher Gunst, daß in Edinburgh der sogenannte Golfclub gestiftet wurde, dessen Mitglieder bis auf den heutigen Tag zu bestimmten Zeiten in ihrem alten Kostüm, in rothen Röcken mit grünen Aufschlägen und vergoldeten Knöpfen, weißen Hosen, eine Medaille mit der Distel, der nationalen Blume Schottlands, auf der linken Brust, auf einer Wiese zwischen Edinburgh und Leith zur Begehung des Spiels zusammenkommen und die alte Kunst des Golfspiels, den mit dem Schläger fortgetriebenen Ball in eine Anzahl zu diesem Zwecke ausgehöhlter Löcher zu werfen, in edlem Wettstreite erneuern.

Das Racket wird gespielt in hohen, von oben erleuchteten Hallen, den "Racket Courts", und unterscheidet sich von dem gleichfalls unter Dach und Fach stattfindenden Tennis vor Allem dadurch, daß der Ball, statt mit der Hand, mit einem Schläger (Racket) geworfen wird. Uebrigens sind auch bei dem Racket zwei Parteien thätig. Seitens der einen Partei wird der Ball gegen die Wand geworfen, die andere hat ihn im Zurückspringen, bevor er den Boden erreicht, mit dem Racket zurückzuwerfen. Man sucht dem Ball eine Richtung zu geben, welche das Zurückwerfen erschwert oder unmöglich macht, und der Grad in welchem dies gelingt, bestimmt den Erfolg im Spiele. Racket machte lange dem Tennis den Rang streitig, und Racket Courts sind noch jetzt in England keine Seltenheit; doch kann man das Spiel, wegen seiner Beschränkung auf eingeschlossene Räume, nicht eigentlich als populär bezeichnen. Es ist im Gegensatz zu den übrigen Ballspielen wesentlich ein Spiel der G e f a n g e n e n, solcher, die durch Ungunst des Wetters oder durch Ungunst der Verhältnisse an's Haus gefesselt sind, und schon während des vorigen Jahrhunderts pflegten die

Insassen des Queensbench Prison und anderer londoner Civilgefängnisse sich in den ihnen zur Promenade geöffneten Höfen die Langeweile ihrer unfreiwilligen Muße durch Racketspiel zu verkürzen. Die Freien lockt die Lust zum Spiele in's Freie hinaus, und der an seinen Wechselfällen sich erfreuende Sinn giebt ohne Bedenken der Bewegung in der offenen Natur den Vorzug.

Solche und andere Wurf- und Ballspiele ergötzten während vieler Jahrhunderte sowohl das mittelalterliche als das protestantische Volk Englands, und in der ganzen bunten Welt der Spielarten, welche die Sitte dem Volksbedürfniß zu allen Jahreszeiten darbot, war keine, die einer weiteren Verbreitung unter allen Klassen der Nation genoß. Wir haben eine Reihe von Königen als thätige Patrone verschiedener Ballspiele genannt. Was den Beifall der Könige besaß, war der Gunst der Aristokratie sicher. Der Masse des Volkes endlich, bis in die untersten Schichten hinab, empfahlen sich die Ballspiele, abgesehen von dem Vergnügen, das sie gewährten, durch ihre demokratische Einfachheit und Billigkeit. Die dazu erforderlichen äußern Veranstaltungen waren auf's leichteste zu beschaffen; bequemer als irgend ein anderes verwandtes Vergnügen konnten Ballspiele in kürzester Zeit improvisirt werden, und die meisten standen den Armen wie den Reichen, den Alten wie den Jungen, gleich offen. Aber so allgemein die Praxis an sich war, so gab es doch bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein keine Ballspielart, die man vor allen andern als vorzugsweise national hätte bezeichnen können. Eine solche im wahrhaften Sinne nationale Bedeutung war einem bisher nicht erwähnten Spiele vorbehalten, von dem man ohne Uebertreibung behaupten darf, daß an großartigem Umfange des Verbreitungskreises und Unbegrenztheit der Popularität, wie an national belebendem Einfluß kein Volksspiel alter oder neuer Zeit ihm zu vergleichen ist: dem

weitberühmten, über die ganze angelsächsische Erde in Europa, Asien, Afrika und Australien verbreiteten, das gesammte angelsächsische Volksthum umfassenden und verbindenden Cricket.

Man muß eine Zeitlang in England gelebt und die Sinnesweise des englischen Volkes durch unmittelbare Anschauung kennen gelernt haben, um den außerordentlichen socialen Einfluß des Cricketspiels zu würdigen, wie er es verdient. Dem oberflächlichen Beobachter mag der fast wissenschaftliche Ernst der Spieler, das fast athemlose Interesse, womit dichtgedrängte Volksmassen dem Fortgang einer großen Cricketpartie zuschauen, der Eifer womit die Chancen des Spiels discutirt werden, das schallende Gelächter, welches den ungeschickten, der stürmische Beifall, welcher den erfolgreichen "Cricketer" grüßt, übertrieben und unerklärlich erscheinen. Wer das Spiel selbst und das Verhältniß des Volkes zu demselben kennt; wer es weiß, daß der angehende Schulknabe nicht zufrieden ist, ehe er seinen Schläger und Ball hat, daß die arbeitende und studirende Jugend und das reifende Mannesalter im Cricketspiel Erholung und Genuß finden; daß noch der Greis, nachdem er ungerne der eigenen Theilnahme entsagt, sich erfrischt fühlt durch die Anschauung des Spiels jüngerer Kräfte, die den Kampf des Lebens, Angriff und Vertheidigung, Action und Reaction, Sieg und Niederlage, durch Anspannung körperlicher Gewandtheit und Stärke, durch List, Geschick und Beharrlichkeit vor seinen Augen erneuern; wer endlich die praktische Rückwirkung dieses Spiels und dieser Sinnesweise auf die Bildung des Nationallebens im Auge hat, wird im Laufe der Zeit nicht umhin können, sich an dem Interesse um ihn her zu betheiligen und über die Bedeutung dieses Spiels zu ähnlichen Ansichten zu gelangen, wie die öffentliche Meinung, die es in Schutz nimmt, wie die alte Tradition und Sitte, in deren Tiefen es wurzelt.

In der That ist vielleicht kein Volksspiel in höherem Grade und in besserem Sinne demokratisch als das Cricket. Jede Altersstufe, alle Gesellschaftsklassen begegnen sich in ungezwungenem geselligen Verkehr auf der grünen Rasenfläche des Cricketfeldes. Die socialen Unterschiede des gewöhnlichen Lebens finden hier ihr ebnendes Niveau. Von den Vorzügen der Geburt und des Reichthums ist keine Rede; der Pair unterwirft sich denselben Bedingungen wie der gemeine Arbeiter; Kraft, Geschick, Scharfblick, Beharrlichkeit allein tragen den Sieg davon. Durchdrungen von einem gesunden männlichen Geist und in hohem Maße frei von den verderblichen Einflüssen, welche so manche andere an sich vortreffliche Volksspiele entstellt haben, zeigt das Cricketspiel in seiner gesammten Organisation recht eigentlich den höchsten Typus wahrer athletischer Kraftübung. Die leidenschaftliche Aufregung bei einer Regatta mag momentan größer sein, das sturmgleiche Dahinschießen von dreißig prächtigen Vollblutpferden in der Rennbahn mag ein intensiveres Interesse hervorrufen; aber während das Pferderennen eine Sache von Secunden, die Regatta eine Sache von Minuten ist, nimmt die Cricketpartie eine Reihe von Stunden, ja nicht selten von Tagen in Anspruch, und je ausdauernder beide Seiten um den Sieg ringen, um so gründlicher können die Eigenschaften des guten Spielers erprobt werden, um so gespannter ist die Erwartung, wenn sich der kritische Moment des Spieles nähert. Fußgänger, Reiter, Cabs und Carrossen eilen bei solchen Veranlassungen aus allen Richtungen nach dem Cricketplatz, wo der Wettkampf zur Entscheidung kommt. Die Zeitungen berichten von seinem Fortgange; die Theilnahme des großen Publikums ist allgemein; die Thaten der Kämpfer, der Ruhm der Sieger ist in aller Munde.

Es kann nicht befremden, daß ein solches Spiel eine reichhaltige Geschichte und Literatur besitzt, ja daß gründliche Forschungen unternommen worden sind, um seinen Ursprung

aufzuklären, seine Vergangenheit mit seinem gegenwärtigen Bestehen in lebendigen Zusammenhang zu setzen. Wir begnügen uns hier mit der Erwähnung eines einzigen vor Kurzem erschienenen Hauptwerkes, von dem bekannten Cricketspieler Frederick Lillywhite, welches unter dem Titel "Cricket Scores and Biographies" in vier Bänden die Entstehungsgeschichte des Spiels, sammt allen bekannten Cricketpartieen, vom Jahre 1746 bis 1848 darstellt, und dessen Materialien zum Theil schon von dem nicht minder berühmten Vater des Autors, dem Ahnen einer ganzen Familie von Cricketspielern, gesammelt wurden. Es erhellt aus den in diesem Werke niedergelegten Forschungen, daß die Ansichten über den Ursprung des Crickets ebenso zahlreich sind, als die forschenden Antiquare; daß verschiedene verwandte Ballspiele zu seiner Bildung beigetragen; daß endlich das Spiel, nachdem es eine selbstständige Existenz erlangt hatte, eine Reihe von Wandlungen durchlief, bevor es sich zu seiner gegenwärtigen Gestalt consolidirte.

Die Epoche der selbstständigen Ausbildung des Cricket ist mit ziemlicher Sicherheit durch gewisse literarische Grenzsteine festzusetzen. Genaue Studien haben ergeben, daß der Name Cricket zuerst vorkommt in einem 1685 veröffentlichten Werke von Edward Philipps, einem Neffen Milton's, wo ein verzweifelnder Liebender derb und charakteristisch genug ausruft: "Wären doch meine Augen von einem Cricketball aus meinem Kopfe geschlagen, ehe ich dich sah!" Dreißig Jahre später findet sich dasselbe Wort in einem Verse d'Urfey's:

Hur was the prettiest fellow
At football and at cricket,
At hunting, chase, or nimble race
How featly Hur could pluck it.

Diesen historischen Zeugen gesellt sich gleich darauf Pope zu, der von den Advokaten erzählt, die den Richter

zum Tanze auffordern, von den Senatoren, "die beim Cricket den Ball forttreiben", während einer von Pope's Zeitgenossen, Soame Jenyns, das Cricket in einer seiner Episteln rühmend hervorhebt im Zusammenhang mit dem allgemeinen Aufschwung der Spiellust England's am Ende der großen Bürgerkriege des siebzehnten Jahrhunderts:

> England, when once of peace and wealth possessed,
> Begun to think frugality a jest;
> So grew polite; hence all her well-bred heirs
> Gamesters and jockeys turned and cricket-players.

Cricket war daher, nach diesen Versen zu urtheilen, schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein bekanntes, ja ein fashionables Spiel. Wie es jedoch gespielt, welche Regeln und Gesetze beobachtet und anerkannt wurden, ist in hohem Grade ein Gegenstand der Hypothese. Gewiß ist, daß zwei Parteien einander gegenüberstanden, daß der Spielbezirk durch eine Art Pfahlwerk (hurdles) innerhalb bestimmter Entfernungen abgegrenzt war, daß beide Parteien sich eines schweren, keulenartigen Schlägers zum Forttreiben eines kleinen, harten Balles bedienten; daß endlich — ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart — das Wetten auf die Chancen des Spiels in den Augen jener frühern Generation ein Hauptelement seines Reizes ausmachte. Die letztere Eigenthümlichkeit trat so stark hervor, daß im Jahre 1743 ein Sittenrichter im "Gentleman's Magazine" sich berufen fand, dasselbe Spiel, welches gegenwärtig den Ruhm beanspruchen darf, unter allen englischen Volksspielen von der Wuth des Wettens am freisten zu sein, wegen des Gesetzbruches zu verklagen, den es durch öffentliche Begünstigung des Hazardspiels auf sich lade. Um von den Bildungselementen des Cricket eine deutlichere Vorstellung zu gewinnen, bleibt uns nur übrig, in der Kürze unter den Wurfspielen früherer Zeit einige

noch ungenannte zu erwähnen, deren Einwirkung die Gelehrten des Crickets, jeder nach seiner Theorie, eine größere oder geringere Bedeutung beilegen.

Unter diesen Spielen stechen die "Katze und Hund", ("Cat and Dog") "Tip-cat" und "Clubball" genannten Wurfspiele, als dem Cricket am nächsten stehend, charakteristisch hervor. "Katze und Hund" wurde gespielt von drei Personen, von denen zwei mit Schlägern versehen waren. Diese postirten sich an zwei, in einer Entfernung von etwa 26 Fuß ausgehöhlte Löcher, von je zwei Fuß Durchmesser und sieben Zoll Tiefe, die sie mit ihren "dogs" genannten Schlägern zu hüten hatten. Der dritte Spieler bewaffnete sich mit der "Katze" (cat), einem Stück Holz von etwa vier Zoll Länge und einem Zoll Dicke. Seine Aufgabe war, dies Holzstück mit der Hand von einem Loche zum andern zu werfen. Gelang ihm dies an einer Seite, so löste er seinen an derselben postirten Gegner ab, während an diesen die Reihe des Spiels mit der "Katze" kam. Wurde dagegen die "Katze" von einem der mit den "Hunden" versehenen Spieler getroffen, so wechselten die letzteren, hin und her laufend, ihre Plätze, so oft sie konnten, bis der dritte Spieler die "Katze" in den Spielbezirk zurückwarf. Jeder so gemachte Lauf zählte einen "Point" und ebensoviel zählte jeder glückliche Wurf in eines der Löcher. Auf ganz ähnlichen Grundlagen beruhte das Tip-cat-Spiel, nur daß statt der Löcher an beiden Enden eingerammte Holzstäbe, wickets genannt, die Grenzen des Spielbezirks bezeichneten und das Hüten der wickets auf der einen, ihr Niederwerfen auf der andern Seite als die entscheidenden Punkte galten. Aehnlich waren die Bestimmungen auch beim Club-ball, wo jedoch das etwas ungefüge Holzstück durch einen Ball ersetzt wurde. Die Zahl der Spieler zwischen den beiden Wickets, die Genauigkeit der Spielregeln vermehrten sich dann im Verhältniß zu der von Werfern und Schlägern erlangten Geschicklichkeit,

und durch dieselbe Sprachverwandlung, welche den alten puritanischen Wahlspruch God encompasseth us in die Wirthshausinschrift "Goat and compasses", das antike Bacchanals in Bag o' nails metamorphosirte, entstand aus dem durch Cross-wickets (Kreuzstäbe) begrenzten Ballspiel der Name des Ballspiels Cricket.

Die erste näher bekannte und in Lillywhite's Werk beschriebene Cricketpartie fand statt im Jahre 1746, auf dem Artillerie-Exercirplatze in Bunhillfields bei London, zwischen den besten Spielern aus der Grafschaft Kent, als deren Hauptmann Lord John Sackville genannt wird, gegen die besten Spieler des gesammten übrigen Englands, d. h. der südlichen Grafschaften Surrey, Hampshire, Essex und Middlesex, die, nebst Kent, als die Wiege des Cricketspiels zu betrachten sind. Das Resultat war die Niederlage Englands und ein diese Partie darstellendes zeitgenössisches Oelgemälde, nebst den Originalen damals gebrauchter keulenartiger Schläger, werden, als ehrwürdige Reliquien der heroischen Epoche des Spiels, noch gegenwärtig im Gebäude des Central-Cricketclubs in London aufbewahrt.

Vier Jahre später, in der Mitte des Jahrhunderts, entstand, unter dem Patronat des Herzogs von Dorset und Lord Tankerville's, der berühmte "Hambledon Cricketclub" in dem gleichnamigen Dorfe in Hampshire, zwischen Fareham und Southampton, ein Club, der längere Zeit als eine Universität für das Studium des Cricketspiels galt, und auf dessen Rasengründen manche der berühmtesten Cricketspieler gebildet, manche der glänzendsten Wettkämpfe zwischen den verschiedenen Cricket spielenden Grafschaften ausgefochten wurden. Die Lust an dem Spiele breitete sich seitdem weiter und weiter unter der ganzen Bevölkerung Südengland's aus. Ueberall bildeten sich Cricketgesellschaften, und immer zahlreicher wurden die zwischen denselben gespielten Partieen. "Als ich ein Junge war", so erzählte in den dreißiger Jah-

ren unseres Jahrhunderts ein alter Cricketspieler, "hatte jede Hütte in Kent einen Cricketschläger im Speckverschlage. Mein Großvater war seiner Zeit ein berühmter Spieler, und vor zehn Jahren hätte ich euch noch seinen Namen unter denen einer wohlbekannten Kentischen Cricketgesellschaft zeigen können, die auf einer Tafel über dem Kamingesims des Wirthshauses in Sevenoaks eingegraben waren." Auch gab es schon damals professionelle Cricketspieler, Leute, die aus dem Spiel ein Geschäft machten, indem sie theils als sachkundige Theilnehmer an den von Amateurs veranstalteten Partieen, theils als Lehrer ihrer Kunst während der Cricketsaison die verschiedenen Grafschaften mit Ball und Schläger durchwanderten. Andere traten dauernd in den Dienst der vornehmen Patrone des Spiels, auf deren Landgütern sie eine ähnliche Stellung einnahmen, wie heutzutage die Jockeys und Pferdezüchter unter den Koryphäen der pferderennenden Welt. Partieen wurden gespielt, wo sich's um Gewinn oder Verlust von 1000 Pfund Sterling handelte, während, den alten Balladen jener Epoche zufolge, auch von Seiten der Zuschauer an Beweisen der allgemeinen Spiel- und Wettlust kein Mangel war.

Einen weiteren großen Schritt auf seiner Bahn zu nationaler Verbreitung und Ausbildung that das Cricket im Jahre 1774. Im Laufe dieses Jahres nämlich vereinigten sich die schon genannten fashionabeln Patrone des Spiels, der Herzog von Dorset und Lord Tankerville, Sir Horace Mann und andere Lords und Gentlemen, zu einem Comité, unter dem Vorsitze Sir William Draper's, mit dem Zwecke, die Zustände des Cricketspiels in Berathung zu ziehen und allgemeine Regeln für seine Praxis festzustellen. Dieses erste Cricketparlament hielt seine Zusammenkünfte im "Star and Garter", einem Wirthshause in Pall-mall, in London, und die Grundgesetze des Cricket, wie sie der Haupt-

sache nach noch gegenwärtig gelten, gingen aus jenen Berathungen hervor.

Die schon lange gebräuchliche Anzahl der Spieler, elf auf jeder Seite, wurde beibehalten; die früher üblichen, zaunartigen Wickets wurden durch zwei runde, 22 Zoll hohe und je 6 Zoll von einander entfernte Stäbe ersetzt; das Gewicht des Balles sollte 11—12 Loth betragen. Fünfundzwanzig Jahre später (1799) constituirte das genannte Comité, vermehrt durch neue Mitglieder, unter denen Lord Strathnavon, Lord Winchelsea und Sir P. Burrell hervorragten, sich als "White Conduit Club" und miethete einen Cricketplatz in White Conduit-fields, in der Gegend des gegenwärtig von Regentstreet durchschnittenen Centraldistricts von London. Ein Jahr darauf errichtete einer der Beamten des Clubs, Namens Lord, einen neuen Cricketplatz in der Nähe des heutigen Dorsetsquare und unter dem Patronat des "White Conduit Clubs" entstand hier ein neuer Club, der zu verschiedenen Zeiten die Gesetzgebung seiner Vorgänger erweiterte und vollendete und seitdem von der gesammten cricketspielenden Welt aller Erdtheile als höchste gesetzgebende und richterliche Autorität in Sachen des Cricketspiels anerkannt wird: der Marylebone Club. Mit der zunehmenden Ausdehnung Londons verlegte dieser Club sein Lokal weiter nordwestlich, in die Vorstadt St. Johns Wood, — wo es seitdem, unter dem Namen "Lords Cricket Ground", als eine der großen socialen Institutionen der Metropole, das Mutterland unzähliger, nach demselben Plane errichteten Colonieen, fortbestanden hat. Bald nachher machte die fabelhaft wachsende Größe Londons die Anlage eines zweiten Centralrendezvous für Cricketspieler nothwendig und am entgegengesetzten, südwestlichen Ende der Stadt entstand der Cricketground von Kennington Oval.

Einmal in London fest etablirt, verbreitete sich nun das

Cricketspiel rasch aus den südlichen Grafschaften nach Norden in die schottischen Hochlande, nach Westen über den irischen Canal. Das Beispiel der Hauptstadt, wandernde Cricketspieler, die durch Eisenbahnen und Dampfschiffe vermehrte Leichtigkeit des Verkehrs, der belebende Einfluß des Spieles als solchen — Alles wirkte zusammen, ihm jene nationale Ausbildung und Bedeutung zu schaffen, die es gegenwärtig in einem Maße besitzt wie kein anderes Volksspiel früherer Jahrhunderte. Denn so mannigfache Verschiedenheiten in Sitte, Stand, Lebensweise und Bildung sonst innerhalb der Gesellschaft der drei großbritannischen Königreiche bestehen mögen, in der Liebe zum Cricketspiel scheinen sie alle ausgeglichen; und schwer möchte es halten, eine Stadt, ein Dorf, ein Lager, eine Schule, eine Gemeinschaft irgend welcher Art in England zu finden, der es an der erwählten Elfzahl der Cricketspieler, an einem Uebungsplatz, an periodischen Wettkämpfen mit andern Cricketgesellschaften fehlte. Im Cricket wetteifern die Prinzen der königlichen Familie,[1] im Cricket bekämpfen sich die rivalen Mitglieder des Ober- und des Unterhauses, die Anhänger der Regierung und die Vorkämpfer der Opposition; Oxford fordert Cambridge, Eton Harrow, Surrey Kent, Südengland Nordengland, England Australien zum Wettstreit mit Schläger und Ball heraus. Cricketplätze sind auf Befehl der Regierung bei allen Kasernen und militärischen Posten angelegt worden und Infanterie, Cavallerie und Artillerie schicken ihre erwählten Elfe gegeneinander auf das von Bällen durchfurchte, eifrig bestrittene, aber blutlose Kampffeld. Die englischen Soldaten spielten Cricket auf dem Plateau von Sebastopol, während die russi-

[1] Schon Georg IV. hatte einen Cricketground in den Gärten des Royal Pavillon in Brighton. Wilhelm IV. gründete den Royal Clarence Cricket Club in Hampton. Die Söhne der Königin Victoria üben das nationale Spiel in den Gärten von Buckingham Palace und Windsor Castle.

schen Kanonen in der Ferne donnerten. Auf allen Schiffen der englischen Marine finden Ball und Schläger ihre Stelle und auf den Schiffen ist das Spiel in die fernsten Colonieen, an die jenseitigen Küsten des atlantischen, des indischen und des stillen Oceans hinübergewandert, wo die Ansiedler auf fremder Erde mit unerloschenem Eifer die friedlichen Wettkämpfe des Mutterlandes erneuern.

Eben diese großartige Gemeinsamkeit ist es, welche dem Cricket seinen im höchsten Sinne nationalen Charakter verleiht. Deutschland besitzt zahlreiche Turnplätze, doch ist die Benutzung derselben vorwiegend beschränkt auf die Schuljugend der mittleren Klassen; Wettkämpfe der Kraft und Geschicklichkeit zwischen den verschiedenen Turnvereinen sind selten und erst seit Kurzem wird diesem Mangel durch die in Aufschwung gekommenen jährlichen Turnfeste abgeholfen. Unendlich selten sind die Fälle, wo die in das bürgerliche Amts- und Geschäftsleben eingetretene Männerwelt Deutschlands an den gymnastischen Spielen der Jugend thätigen Antheil nimmt. Wir berühren hier einen wunden Fleck der deutschen Zustände. Die Kleinstaaterei und das davon unzertrennliche Spießbürgerthum, das erdrückende Uebergewicht bureaukratisch militärischer Regierungen, der Mangel eines großen öffentlichen Nationallebens, jedes einzeln und alle zusammen haben in unserem Vaterlande nur zu verhängnißvoll lange eine krankhafte Ueberwucherung des Volksgeistes durch Aktenwust, Literatur und antiquarische Gelehrsamkeit befördert und den lebensfreudigen Sinn für harmonische Ausbildung der gymnastischen wie der musischen Kräfte zu Gunsten einer Hegemonie des Bureaus, der Studirstube, der stilllebenden philisterhaften Gemüthlichkeit verkümmert, gegen deren Fortdauer das deutsche Volk erst seit den letzten Jahren einen ernstlich entschlossenen Kampf begonnen hat. Mit dem Ausgang dieses politisch-socialen Kampfes steht, wie einst in England, so in Deutschland die Blüthe

der gymnastischen Volksspiele in engstem Zusammenhang. Das Beispiel eines Volkes, das uns auf dieser Bahn der Entwicklung vor allen andern Nationen Europas vorangegangen ist, sollte uns daher, was wir ihm sonst auch vorzuwerfen haben, zu praktischem Nutzen und lebhafter Ermuthigung förderlich sein.

Nachdem wir nun von dem geschichtlichen Entwicklungsgange und der nationalen Bedeutung des Cricketspiels eine allgemeine Vorstellung gegeben, bleibt uns übrig, seinen äußern Verlauf, wie er gegenwärtig nach den Regeln des Marylebone-Club stattfindet, zu schildern. Die Gesammtzahl jener Regeln beläuft sich auf die beträchtliche Summe von zweiundvierzig, und von jedem guten Spieler wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er alle wie seinen Katechismus kennt, daß sie ihm in Fleisch und Blut übergegangen sind. Für unsern Zweck wird indeß eine Erwähnung der Hauptregeln genügen und wir flechten dieselben nur insoweit unserer Darstellung ein, als von ihrer Kenntniß eine deutliche Ansicht der äußern Anordnungen, des äußern Hergangs des Spieles abhängt.

Versetzen wir uns denn auf einen jener heitern saftig grünen Rasengründe, an denen die britische Inselnatur so reich ist. Denken wir uns diesen Rasengrund, je nach seiner Ausdehnung und dem Ruhm der Spieler, durch eine bunte Menge von Hunderten oder Tausenden jedes Alters und Standes, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen belebt; stellen wir uns vor, daß entlang der einen Hauptfronte eine Reihe von Zelten zum Umkleiden und zur Restauration der Spieler, oder als schattige, mit Stühlen und Bänken versehene Tribünen für weibliche Zuschauer aufgeschlagen sei; nehmen wir endlich an, die für den Beginn des Spieles festgesetzte Stunde, gewöhnlich elf oder zwölf Uhr Vormittags, sei gekommen und die beiden erwählten "Elfe", im leichten Cricketcostüm (wollenen Hosen und Hemden), die bunte Mütze auf dem

Kopf, erscheinen, jede in Begleitung eines Schiedsrichters (umpire), mit Schläger, Ball und Wickets auf dem Rasengrund. Die Cheers und Hurrahs der versammelten Menge empfangen sie, und so von freudigem Zuruf begrüßt, gehen sie an ihr erstes Geschäft: die Abgrenzung des zum Spielraum der Parteien bestimmten Kampfplatzes. Es geschieht dieselbe durch Aufstellung bunter Fähnchen an den Endpunkten eines Raumes von etwa dreihundert Quadratfuß, von dem die Zuschauer sich fortan während des Verlaufs des Spieles fern zu halten haben. In die Mitte der so abgegrenzten Arena begeben sich dann die Schiedsrichter zum Aufpflanzen der Wickets, rundlicher Pfähle (stumps) von einem Zoll Durchmesser, die zu je drei, und in einer geraden Entfernung von zweiundzwanzig Yards (= 66 Fuß) von einander, in einer Höhe von 27 Zoll über dem Rasen und mit einem Zwischenraum von je drei Zoll, in den Boden befestigt werden. Die Bestimmungen über die Ausführung dieser Operation gehören zu den Grundgesetzen des Cricketcodex und sind in allen Details auf's genaueste zu beobachten.

Oben auf die Wicket-Pfähle werden sodann die "Bails" gelegt, zwei rundliche Stäbchen von je vier Zoll Länge, die bei der leisesten Berührung von den Pfählen herabfallen. Sind die Pfähle auf solche Weise aufgestellt, so markiren die Schiedsrichter vier Fuß hinter denselben eine sechs Fuß und acht Zoll lange Linie im Rasen, welche die Bowling Crease, und eine andere ebenso lange, die Bowling Crease in rechtem Winkel schneidende, welche die Return Crease heißt. Beide Linien sind bestimmt, dem Ballwerfer (bowler) als Grenzen zu dienen, und es ist Regel, daß, indem er den Ball mit einer Vorwärtsbewegung wirft, sein einer Fuß vor dem andern hinter den Return Crease steht, widrigenfalls der Ball als "kein Ball" (no ball) angesehen wird. Um dem Schläger (Batsman oder Striker) seine Grenze anzu-

weisen, wird endlich parallel mit den "Pfählen" (Wickets) und vier Fuß vor denselben die Popping Crease genannte Linie ausgemerkt, welche der Schläger nicht überschreiten darf, so lange der Ball im Spiele ist, widrigenfalls der Pfahlhüter (Wicket Keeper), eine wichtige Persönlichkeit, deren Pflichten wir sofort näher beschreiben werden, das Recht hat, das Wicket mit dem Ball umzuwerfen.

Da nur erfahrene Cricketspieler zu Schiedsrichtern gewählt werden, so sind alle diese Anordnungen schnell getroffen und es handelt sich nur noch darum, in welcher Ordnung die beiden Elfe das Spiel beginnen sollen. Dies zu entscheiden dient, wie bei allen gymnastischen Wettkämpfen in England, der sogenannte "toss up", d. h. das Aufwerfen eines Geldstücks, durch den Schiedsrichter. Die Partei, deren Geldstück beim Niederfallen die rechte Seite zeigt, hat das Recht das Spiel anzufangen und zu wählen, wie sie beginnen will, ob mit dem Schläger (bat), oder mit dem Ball. Meistens wählt sie das erstere und zwei von ihren "Batsmen" nehmen sofort mit den Schlägern vor den beiden Wickets ihren Platz ein. Es beginnt damit die erste Hälfte ihres Spiels, oder das erste "Innings". Der Gegenpartei fällt das Spiel mit dem Ball zu. Sie stellt daher zunächst den beiden Schlägern zwei Ballwerfer (bowlers) gegenüber, und vertheilt ihre übrigen Mitglieder, welche sämmtlich die Aufgabe haben, den nach allen Richtungen fliegenden Ball baldmöglichst in die Hände des Ballwerfers (bowlers) zurückzubringen, in folgender Weise über den Kampfplatz.

Unmittelbar hinter das Wicket tritt der "Wicket Keeper", dessen Geschicklichkeit im Fangen des von dem Werfer geschleuderten Balles von großer Bedeutung ist. Nicht weit von ihm, zur Linken, dem "Batsman" diagonal gegenüber, steht der "Shortslip"; zur Rechten, in etwas weiterer Entfernung, der "Middlewicket"; zwanzig Fuß von der Popping Crease, dem

Batsman gegenüber, der "Point"; in einer Linie mit dem Batsman, zwischen "Point" und "Shortslip", aber weiter in's Feld hinaus, der "Longslip"; hinter dem Batsman, achtundvierzig Fuß von der Popping Crease, der "Leg" oder "Hip"; in weiterer Entfernung hinter dem Wicket Keeper der "Long Stop"; rechts zwischen den "Middlewicket" und dem Bowler, aber weiter entfernt, der erste "Longfield", und links, auf der andern Seite des Bowlers, am äußersten Ende der Arena, der zweite "Longfield".

Die Kunst des Spieles seitens der Schläger (batsmen) besteht nun darin, theils die Pfähle (wickets) gegen den von den Bowlers geworfenen Ball zu vertheidigen, theils den Ball mit dem Schläger zu treffen und so weit als möglich ins Feld hinaus zu treiben; die Kunst seitens der Bowlers und ihrer systematisch, in der angegebenen Weise über das Feld vertheilten Genossen, theils die Wickets mit dem Ball niederzuwerfen, theils durch geschicktes Fangen und Werfen des getroffenen Balles die Batsmen so viel als möglich zu verhindern, ihre Plätze durch Laufen zwischen den Wickets zu wechseln. Schärfe des Auges, Kraft des Armes, Schnelligkeit der Füße sind daher auf beiden Seiten die für gute Spieler unerlaßlichen Eigenschaften. Von dem Maße ihrer Ausbildung werden die Chancen des Erfolges bedingt. Je häufiger und je stärker die Batsmen die Bälle treffen, um so günstiger sind die Gelegenheiten, um so höher steigt die Zahl ihrer Läufe zwischen den Wickets; je sicherer, je kräftiger und schneller die Bowlers den Ball gegen die Wickets schleudern, je mehr Wickets fallen, und je geschickter die über das Feld vertheilte Mannschaft den getroffenen Ball durch Laufen, Fangen und Werfen in die Hände der Bowlers zurückbringt, um so erfolgreicher wird der Sieg der Gegenpartei verhindert. Jeder Lauf zwischen den Wickets zählt für die Partei der Batsmen, jedes fallende Wicket für die Partei der Bowlers. So zum Kampfe gerüstet, stehen beide Par-

teien einander gegenüber, der Schiedsrichter der Partei der Batsmen giebt das Signal, indem er ausruft: Play! und das Spiel beginnt mit dem ersten Ball, den einer der Bowlers dem ihm gegenüberstehenden Batsman entgegentreibt.

Bei der großen wissenschaftlichen Ausbildung des Spiels ist die Methode des Ballwerfens ein Punkt von Bedeutung und das dieselbe definirende Gesetz des Marylebone-Club ist öfters ein Gegenstand der Discussion geworden. Der Ball nämlich, um den Anforderungen jenes Gesetzes zu genügen, soll weder mit der gewöhnlichen Bewegung des Werfens fortgetrieben, noch fortgeschnellt, sondern mit einer schwingenden Bewegung des Armes, ohne den Boden zu berühren, "gekegelt" werden — eine Bewegung, welche das Wort "bowling" bezeichnet. Die Schiedsrichter haben über der Beobachtung dieses Gesetzes zu wachen, und sobald ein regelwidriges Werfen stattfindet, zu rufen "no ball" oder "wide ball", was die Batsmen zum Laufen zwischen den Wickets berechtigt. Es ist überhaupt im Interesse der Batsmen, daß jenes Gesetz strenge gehalten wird. Denn zu hoch geschnellte oder zu heftig geworfene Bälle erschweren nicht bloß die Möglichkeit des Treffens mit dem Schläger, sondern bedrohen den Batsman selbst mit ernstlichen Verletzungen. Ein Cricketball, obgleich von Leder, ist hart wie ein Stein, und Lähmungen, Blendungen, ja Todesfälle werden durch nachlässiges Werfen auf dem Cricketfelde verursacht.

Nichtsdestoweniger schien eine Zeit lang das Gesetz über das Bowling praktisch so gut als in Verfall gerathen; ja, es gab Zeitungen, die halb ernsthaft das Herannahen einer eisernen Epoche weissagten, wo der Batsman, um Leib und Leben zu schützen, dem Bowler von Kopf zu Fuß gepanzert, in dem Kostüm eines mittelalterlichen Ritters werde gegenübertreten müssen. Erst während der Saison von 1862 wurde durch einen viel Aufsehen erregenden

Zwischenfall dem übergreifenden Mißbrauch eine Schranke gesetzt. Edgar Willsher, einer der berühmtesten professionellen Cricketspieler Englands, ein Mitglied der All England Eleven, trieb nämlich während einer großen Cricketpartie zwischen den Elfen von Surrey und den Elfen von ganz England die getadelte Methode des Ballwerfens zu solchem Exceß, daß der nicht minder berühmte, als Schiedsrichter fungirende John Lillywhite ihm mit seinem no ball in den Weg trat. Willsher gab entrüstet das Spiel auf, seine Genossen von den All England Eleven nahmen seine Partei, das ganze Cricket spielende England gerieth durch die Kunde von dem Geschehenen in Aufregung und der Vorsitzende des Marylebone-Club, Lord Sefton, berief einen Specialcongreß des Clubs, dessen Debatten zu dem Beschlusse führten, das alte Gesetz aufrecht zu erhalten. Dieser Ausspruch der höchsten Autorität that seine Wirkung. Eine Zeit lang hörte man von verschiedenen Seiten murrende Entgegnungen; die Mehrheit indeß erkannte die Autorität des Clubs an, und Willsher selbst bewies durch die veränderte Art seines Ballwerfens im Jahre 1863, daß er sich demselben altehrwürdigen Gerichtshof unterwerfe. Der Anbruch der "eisernen Zeit" scheint daher vorläufig noch hinausgeschoben. Nur die untern Extremitäten der Batsmen werden durch unsanfte Berührung mit dem Ball bedroht und zu ihrem Schutze genügen die sogenannten pads, eine Art lederner Beinschienen, welche, nebst starken Lederhandschuhen, das Kostüm der Batsmen bilden.

Das Ballwerfen in der von uns beschriebenen Musterpartie hat also begonnen. Alle Augen spannen sich an, die Wirkung des ersten Balles zu erspähen. Es ist ein kurzer Moment — vielleicht trifft der Ballwerfer beim ersten Angriff das feindliche Wicket, vielleicht macht der Batsman beim ersten Widerstand einen guten Schlag, vielleicht hat er sich mit der einfachen Abwehr des Balles durch den ruhenden Schläger zu begnügen. Wird das Wicket getroffen, so ist

der Batsman für das laufende "Inning" aus dem Spiele (out), ein anderes Mitglied seiner Partei nimmt den von ihm aufgegebenen Platz ein, und das Werfen des zweiten Bowlers gegen das noch unberührte Wicket fängt an. Gelingt es dagegen dem Batsman, den Ball vorwärts zu treiben, so eröffnet er nebst seinem ihm gegenüberstehenden Genossen die "Läufe" (runs) seiner Partei. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wird jedes fallende Wicket, jeder erfolgreiche Lauf ohne Verzug von den Schiedsrichtern auf einer, dem ganzen Felde sichtbaren, vor dem Hauptzelt errichteten Tafel notirt, eine Vorkehrung, die eine bequeme Einsicht in den jedesmaligen Stand des Spieles ermöglicht. Wenn aber dem geworfenen Ball gegenüber die Beschützung des Wickets die Hauptaufgabe des Batsman ist, so hat er während des Laufens vor allem die Entfernung des von ihm fortgetriebenen Balles wohl im Auge zu behalten. Denn Points, Shortslips, Middle-Wickets, Long-stops, Longfields, Bowlers, kurz die gesammte Gegenpartei, alle sind auf der Hut und sollte es ihnen gelingen, durch rasches Laufen, durch geschicktes Werfen den Ball zwischen die Wickets zurückzubringen, ehe der Batsman an seinen Posten hinter der popping crease zurückgekehrt ist, so hat auch dies seine Entfernung aus dem Spiele und einen entsprechenden Verlust seiner Partei an Spielkräften zur Folge. Die Länge jedes "Innings", sowie die entsprechende Zahl der Läufe hängt daher wesentlich ab von dem Geschick, womit der Batsman seine Stelle an den Wickets behauptet. Ist er einmal durch ein fallendes Wicket oder durch einen falschen Lauf aus dem Spiele, so sind seine Dienste für die erste Hälfte des Spiels verloren. Seine Partei schickt ein anderes ihrer eilf Mitglieder an seine Stelle und so fort, bis mit der Niederlage des elften Batsman das "Inning" sein Ende erreicht.

Je ausgebildeter die Kunst der Spieler, um so hartnäckiger ist mithin der Kampf, um so lebhafter das Interesse

der Zuschauer. Und selbst der Redestreit einer großen parlamentarischen Debatte, die Bravourvorträge berühmter Sänger und Schauspieler auf der Bühne, können nicht mit athemloserer Aufmerksamkeit verfolgt, nicht von häufigeren und leidenschaftlicheren Zeichen der Theilnahme unterbrochen werden als das Spiel ausgezeichneter Kämpfer auf dem Cricketfelde. Wetten auf den Ausgang des Kampfes finden, wie schon früher hervorgehoben wurde, nicht statt. Aber Cheers, Händeklatschen, ermuthigender Zuruf, Gelächter erschallen wechselnd von allen Seiten. Bewunderung wird dem entschlossenen Widerstand, Bewunderung dem siegreichen Vordringen gezollt. Oft möchte es, solchen Kundgebungen gegenüber, scheinen als stände die Entscheidung ernsterer Interessen in Frage, als der Ausgang eines Ballspiels; doch in Wahrheit kann nichts die Wichtigkeit des zu entscheidenden Wettstreits schlagender beweisen als eben jene lebhaft erregte, aber von Rohheit freie Haltung der Menge.

Abschnitte innerhalb der "Innings" bilden die sogenannten "Overs", deren Zahl ebenfalls durch die Länge des Spiels bestimmt wird. Nach dem jedesmaligen Werfen von vier Bällen nämlich ruft der Schiedsrichter: over! worauf die Spieler ihre Plätze nach der gegenüberliegenden Seite des Feldes wechseln. Ist das "Inning" beendet, so tritt eine Pause von etwa zehn Minuten ein; dann giebt der Ruf des Schiedsrichters: Play! das Signal zum Wiederanfang des Spiels, und das erste "Inning" der Gegenpartei beginnt. Die Rollen sind nun gewechselt; die zweiten Elfe schicken ihre Batsmen vor die Wickets, während die ersten in der früher beschriebenen Ordnung sich als Bowlers, Wicketkeepers, Shortslip, Middlewicket u. s. w. über das Feld vertheilen. Dieselben Chancen des Spieles kommen mithin abwechselnd beiden Parteien zu Gute; beide haben Gelegenheit, sich unter ähnlichen Bedingungen auszuzeichnen, und der Grad des von jeder bei derselben äußern Anordnung bewiesenen Geschicks sichert

von vornherein dem neu beginnenden Spiele ein neues Interesse.

Die große Masse der Cricketpartieen wird in wenigen Stunden, im Laufe eines Nachmittags ausgespielt. Zuweilen geschieht es, daß eine Partei nach einem einzigen Inning das Spiel verloren giebt. Stehen dagegen professionelle Spieler oder Gesellschaften ausgezeichneter Amateurs einander gegenüber, bekämpfen z. B. die All England Eleven die nicht minder berühmten United Eleven of England, Surrey Kent, der Norden den Süden, die parlamentarische Linke die Rechte, Oxford Cambridge, so sind mindestens zwei Tage, mitunter drei oder vier Tage zur Entscheidung des Kampfes nothwendig; die Läufe eines einzigen Innings steigen bis zu vier- und fünfhundert; die einbrechende Dämmerung setzt dem Spiel ein Ende, ehe die zweite Spielhälfte der ersten Partei angefangen hat. Bei solchen Veranlassungen unterbricht daher ein gemeinsames Mittagsmahl, eine kurze Siesta der Kämpfer und ihrer Freunde, die Mitte der Spielzeit. Für die Zuschauer fehlt es nicht an Buden mit Erfrischungen, deren Genuß das Cricketfeld in eine große Piknikgesellschaft verwandelt; auch wird von Militärbanden Musik gemacht. Doch würde man irren, wollte man von der Ausdehnung und Vertagung des Spieles auf eine Abnahme des Interesses Seitens des Publikums schließen. Der letzte Spieltag findet ganz im Gegentheil meist eine gedrängtere Menschenmasse versammelt als der erste. Auf den großen Cricketgrounds der Metropole in St. Johns Wood und Kennington zählt man bei solchen Gelegenheiten nicht selten mehr als 5000 Zuschauer aus allen Ständen. Noch in dem letzten Stadium des Kampfes langen fortwährend Wagen, Reiter, Fußgänger an. Die Berichterstatter der Zeitungen sind gegenwärtig, und so drängend das Rauschen der Zeit, das Rollen der Begebenheiten jenseits des grünen Cricketfeldes, die politisch sociale Welt erfüllen mag, dem Cricketkampf

wird es in ihrer Mitte nicht an einer Stelle in der Chronik des Tages, an Anerkennung in dem theilnehmenden Interesse der Zeitungsleser fehlen.

Wir müssen übrigens hinzufügen, daß der Hergang des Spiels, wie wir es hier in seinen Hauptzügen geschildert, als mustergültig zu betrachten ist; denn im Einzelnen kommen, bei der ungeheuern Verbreitung des Cricket, mannigfache Abweichungen vor. Kann z. B. die Elfzahl der Spieler auf beiden Seiten nicht hergestellt werden, so ordnet man eine Partie zu je fünfen oder sechsen an; oder eine geschickte Elfzahl gestattet einer weniger geübten die Beihülfe von zwei oder mehr überschüssigen Spielern, oder elf vortreffliche Spieler unternehmen den Kampf gegen die Doppelzahl von zweiundzwanzig; oder eine Gesellschaft von Amateurs verstärkt sich gegenüber einer andern durch den Beistand eines oder mehrerer Spieler von Profession. Ueberhaupt ist die Mannigfaltigkeit wie die Zahl der jährlich durchgefochtenen Cricketkämpfe unglaublich groß. Selbst die Insassen der großen Hospitäler, die Stelzfüße von Chelsea und die einarmigen Marine-Invaliden von Greenwich erwählen ihre Elfe und ringen mit alter martialischer Bravour auf dem Cricketfelde um die Palme des Sieges. Ein seit vielen Jahren bestehender Club von Gentlemen, der sich seiner nomadischen Tendenzen halber den Namen I Zingari beigelegt, wandert kämpfend in allen Theilen des Landes umher; die Gesellschaften professioneller Cricketspieler endlich reisen, während der vier großen Cricketmonate, von Mai bis September, tausende von Meilen, um ihren zahlreichen Verpflichtungen nachzukommen. So spielten die All England Eleven im Jahre 1868 am 11. Mai in Sheffield, am 14ten in Glasgow, am 21sten in Manchester, am 25sten in London, am 28sten in Bath, am 8. Juni in Southampton, am 15ten in Dewsbury, am 18ten in Broughton bei Manchester, am 25sten in Reddich, am 2. Juli in Leeds, am 16ten in Basingstoke, am 27sten in Walsall, am 30sten in

Longsight, am 3. August in Boston, am 6ten in Ashton-under-Lyne, am 17ten in Lawton Hall, am 20sten in Harrowgate, am 24sten in Scarborough. Aehnliche Touren werden von den United Eleven und andern professionellen "Elfen" unternommen. Die Einladungen gehen von den verschiedenen Cricketclubs aus, deren Mitglieder, abgesehen von ihren lokalen Wettkämpfen, durch den Kampf gegen die besten Cricketspieler Englands ihr Geschick zu erhöhen wünschen und die zur Remuneration der Professionellen erforderlichen Gelder durch Subscription erheben.

Ihre großartigste Darstellung erlebte diese peripatetische Lehrkunst, dieses allverbreitete Interesse der angelsächsischen Race am nationalen Ballspiel, durch die Fahrt der All England Eleven nach Australien. Auf Veranlassung eines, aus Mitgliedern der Cricketgesellschaften von Victoria und New-Southwales, von hervorragenden Kaufleuten beider Kolonieen gebildeten Comités erschien im Sommer 1861 ein australischer Abgesandter in London und forderte im Namen der australischen Cricketspieler die Elfe des Mutterlandes zum Wettkampfe auf den antipodischen Cricketfeldern heraus. Die für das Unternehmen nöthige Geldsumme war in Australien unterschrieben, die englischen Elfe nahmen die Herausforderung an und das nächste Clipperschiff führte sie der südlichen Hemisphäre zu. Ganz England wünschte den unerschrockenen Kämpfern glückliche Reise, ganz Australien sah ihrer Ankunft mit gespannter Erwartung entgegen. Bei ihrer Landung in Melbourne fanden sie die Ufer der Bay meilenweit angefüllt von tausenden harrender Zuschauer; ein Triumphbogen war am Eingange des Hafens errichtet, eine von acht prächtigen Schimmeln gezogene Kutsche führte sie unter dem immer erneuerten Jubelruf des die Straßen durchwogenden Volkes nach der für sie hergestellten Wohnung.

Nach einigen Tagen der Ruhe erschienen sie auf dem großen Cricketfelde der Stadt, gegen die achtzehn besten

Spieler von Melbourne. Ein ungeheures Gerüst mit Sitzen für 5000 Personen erhob sich an der einen Längenseite des Rasens, und mehr als 25,000 Zuschauer, darunter der Gouverneur von Victoria, die anglikanischen und katholischen Bischöfe, die gesammte Aristokratie der Politik und des Reichthums waren während des ersten Tages zugegen. Die Partie dauerte vier Tage und endete unter den Cheers des Volkes mit dem Siege der All England Eleven. Man hatte Großes von den besten Spielern Altenglands erwartet und es schien, als könne die Freude über ihren Triumph nicht größer sein, als sie gewesen sein würde, hätten die Kolonisten den Sieg davon getragen. Noch lebhaftere Ovationen empfingen die englischen Cricket-Spieler in Sidney, der Hauptstadt von New-Southwales, die sie zu Ende Januar 1863 erreichten. Bei ihrer Landung von 10—15,000 Personen enthusiastisch begrüßt, eröffneten sie ihr Spiel gegen die 22 besten Spieler von New-Southwales am 29. Januar und trugen nach viertägigem Kampfe auch hier den Sieg davon. Der Gouverneur und seine Gemahlin, die fashionable Welt von Sidney, zwischen 20,000 und 30,000 Personen, waren täglich als Zuschauer anwesend. Am Abend des Siegestages wurde zu Ehren der Sieger ein großes Bankett in der Börsenhalle veranstaltet. Der Vorsitzende des New-Southwales-Cricketclubs präsidirte; zu seiner Rechten saßen der Gouverneur und die Mitglieder des colonialen Ministeriums, zu seiner Linken der Capitain der "Elfe" und der Sprecher des Abgeordnetenhauses; die übrigen Mitglieder der Elfe und die "Zwei und Zwanzig" saßen an Ehrenplätzen durch die Halle vertheilt. Das Cricket, wie sich von selbst versteht, die Vertreter des Spiels in England und Australien, bildeten den Mittelpunkt der Festreden.

Am 5. Februar brachen die Elfe nach Bathurst auf, wo, so erklärte das "Bathurst-Journal", ein Sturm von Begeisterung sie begrüßte, desgleichen die Stadt nie zuvor

erlebt und vielleicht nie wieder erleben werde. Am 9. kehrten sie, zu einem Wettkampf mit den 22 besten Spielern von Victoria und New-Southwales, nach Sidney zurück. Diese Partie, die letzte, dauerte drei Tage und endete mit einem Siege der Australier. Eine Vorstellung im Victoriatheater, zum Benefiz der All England Eleven, an deren Ende ihr Capitain eine Dank- und Abschiedsrede hielt, bildete den Schluß der Festlichkeiten, und wieder wie bei ihrer Ankunft von Tausenden an den Hafen begleitet, schifften die Elfe sich zur Heimkehr nach den altenglischen Cricketfeldern ein.

Ein Volk, das sich solcher socialen Ereignisse, eines solchen Gemeinsinns rühmen darf, hat immer noch eine Zukunft vor sich. Es mag von andern Nationen in einzelnen Zweigen der Kunst und des Wissens, im Streben nach ideeller Vollkommenheit übertroffen werden; seine insularen Einseitigkeiten und Mängel mögen auf dem Hintergrunde seiner besseren Eigenschaften scharf hervortreten; — in dem Besitz der Güter, welche das Leben lebenswerth machen, in der freien Ausbildung männlicher Kraft, dem wachen Sinne, dem ausdauernden Muth, der bildsamen Fähigkeit für fortschreitende Entwicklung seiner Zustände hat es den Vergleich mit keiner zu scheuen. Die einfache Erzählung jener Fahrt der englischen "Elfe" nach Australien könnte wenigstens genügen, den unbefangenen Beobachter menschlicher Verhältnisse mit Zweifeln gegen die Prophezeiungen von dem "nahenden Verfall England's" zu erfüllen.

Um unsere Darstellung des Cricketspiels, als einer socialen Institution Englands, zu vervollständigen, müssen wir schließlich der Gemeinschaft der professionellen Cricketspieler einige Worte widmen. Dieselbe entstand, wie schon beiläufig erwähnt wurde, bereits während des vorigen Jahrhunderts, zu der Zeit, als das Cricket zu einem Nationalspiel heranzuwachsen begann, und das Bedürfniß nach erfahrenen Lehrern der Kunst mußte in demselben Maße fühlbar

werden, wie die Verbreitung des Spiels einerseits und seine künstlerische Ausbildung andererseits zunahm. Was daher der Masse des Volks zum Vergnügen und zur Erholung diente, wurde von Einzelnen zum Lebensberuf erwählt und als Geschäft ausgebildet. Das zahlreichste Contingent lieferten anfangs die Farmer und Handwerker der südlichen Grafschaften Kent, Sussex, Hampshire, Surrey und Middlesex. Später tauchten auch in nördlicheren Gegenden aus denselben Gesellschaftsklassen ausgezeichnete professionelle Cricketspieler auf. In einzelnen Familien, wie in der der Lillywhites, erbte die Kunst und das Talent zu der professionellen Betreibung des Spiels sich durch mehrere Generationen fort. Die professionellen Cricketspieler schließen sich also in gewissem Sinne den schon in früheren Jahrhunderten bestehenden Gilden der Champions und der Meister der "edlen Wissenschaft der Vertheidigung" an; — allein der Unterschied ihrer Kunst von dem Geschäft jener Gilden machte sich sofort in dem gesammten Charakter und Habitus ihrer Gemeinschaft geltend. Wenn dem Championthum seiner Natur nach ein größeres oder geringeres Maß von der Brutalität des Faustrechts unzertrennlich anhaftet, ein rohes mittelalterliches Wesen, das unsern modernen Anschauungen zuwider ist, wenn die Schauspiele, in denen es seinen Culminationspunkt erreicht, jeden feineren Sinn verletzen, so kämpfen in dem Cricketspiel Kräfte gegen Kräfte, deren Ausbildung Allen zum Nutzen gereicht, deren Ausübung den Hochgebornen wie den Aermsten, den Gebildeten wie den Ungebildeten in gleicher Weise ehrt. In der That betreibt der professionelle Faustkämpfer im heutigen England ein gesetzwidriges Geschäft, und so eifrig gewisse Kreise der Gesellschaft ihn immer noch patronisiren und den Ruhm seiner Kunst verbreiten, die allgemeine Achtung und Anerkennung, welche der Kunst wie der Persönlichkeit des Cricketspielers zu Theil werden, kann er nie gewinnen.

Auch den Verkehr der professionellen Cricketspieler untereinander zeichnet ein offenes, anständiges Wesen aus. Während der Herbst- und Wintermonate, wenn die Elemente der Praxis ihrer Kunst eine Grenze setzen, kehren manche zu den verlassenen bürgerlichen Geschäften zurück. Die Kranken und Bejahrten finden Unterstützung aus dem unter der Verwaltung des Marylebone-Club stehenden "Cricketers fund", zu dessen Gunsten die Gesunden jährlich den Ertrag mehrerer Partieen beisteuern. Manche Cricketspieler erreichen ein hohes Alter, und von Allen wird die Tradition ihres Berufs, der sie in den meisten Fällen über die Anschauungen der Klasse, aus der sie hervorgehen, zu einer höheren Stufe der Bildung erhebt, mit Stolz und Befriedigung bewahrt. William Baldham, eines der Mitglieder des Old Hambledon Club, unternahm noch im Jahre 1852, siebenundachtzigjährig, eine Fußtour von sieben englischen Meilen, um die All England Eleven in Goldalming spielen zu sehen, und sein Gedächtniß war frisch genug, um alle Einzelheiten der Geschichte des Cricketspiels seit seinem zehnten Jahre wiederzugeben. Im Jahre 1858 fand Frederick Lillywhite ihn, den dreiundneunzigjährigen, vor acht Uhr Morgens bei der Arbeit in seinem Garten. Er starb vier Jahre später in fast ungeschwächtem Gebrauch seiner Kräfte — und mit diesem Lebensbilde eines alten "Cricketers" nehmen wir hier von dem Spiele Abschied.

---

3. Die englischen Volksspiele zu Wasser.

Indem wir uns von den Cricketfeldern, den Rennbahnen und den Kampfplätzen des innern Landes den Ufern der Flüsse und den Küsten des Meeres zuwenden, betreten wir gleichsam eigenthümlich englisches Gebiet. Denn keine von allen neueren Nationen ist für das, was sie ist und besitzt, dem ewig bewegten Elemente zu größerem Dank verpflichtet als England, dessen Existenz und Geschichte, einen so bedeutsamen Antheil man auch den eingebornen Eigenschaften des angelsächsischen Volksthums zuschreiben mag, doch in allen Hauptmomenten ihrer Entwickelung wesentlich durch seine insulare Lage bedingt wurde. Ein Mitglied der europäischen Staatenfamilie, sicherte eben jene Lage ihm von vornherein die Befreiung von vielem störenden Hader der benachbarten Völker und die Möglichkeit einer selbstständigeren Entwickelung; eine seeumgürtete Festung der Natur, setzte es den verwirrenden Einflüssen continentaler Revolutionen ein in sich geschlossenes Selbstvertrauen gegenüber; ein im Ocean geankertes Schiff, lag ihm nach allen Weltgegenden ein weiter Horizont großer Entdeckungen und friedlicher Eroberungen ausgebreitet. Bei einer so situirten Nationalität darf man mit Recht einen kräftigen Natursinn für das bewegte Leben auf dem wogenden Elemente, ein früh und eifrig ausgebildetes Geschick in den Künsten erwarten, welche jenes Element beherrschen. Ist aber dies Geschick einmal praktisch entwickelt, so erscheint das Aufblühn verwandter populärer Spiele einfach als Schmuck und naturgemäße Ergänzung einer nationalökonomischen Nothwendigkeit. In ihrer äußern Gestaltung mußten übrigens, wie sich von selbst versteht,

auch diese Spiele zu Wasser wie die zu Lande vielfach durch die geschichtlichen Verhältnisse modificirt werden. England war während des Mittelalters mehr eine eroberungslustige Landmacht als eine unternehmungs- und entdeckungseifrige Seemacht. Noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fanden Columbus' dringende Bitten am englischen Hofe kein Gehör und nachdem das Genie des großen Genuesen der Menschheit eine neue Hemisphäre eröffnet hatte, verflossen noch nahezu hundert Jahre, ehe das englische Volk in dem Wettstreit mit den großen seefahrenden Nationen jener Epoche, den Spaniern, Portugiesen und Holländern, seine ersten Erfolge errang. Unentschieden dauerte dieser Streit fort während des siebzehnten Jahrhunderts, in dessen Verlauf Frankreich die Zahl rivaler Seemächte des ersten Ranges vermehrte; erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wurde der wechselvolle Kampf zu Gunsten Englands entschieden. Der Rückblick auf diese Thatsachen liefert den besten Commentar zu der historischen Entstehung und Ausbildung der englischen Volksspiele zu Wasser. Man erkennt ohne Mühe, wie dieselbe Hand in Hand ging mit der Entwickelung der englischen Seemacht und bis in's Einzelnste charakteristisch kommt auch auf diesem Gebiete der Einfluß des wechselnden Geistes der Zeiten, der Interessen und der Kultur, zur Erscheinung.

Die Völkerstämme, welche während oft wiederholter Invasionen und Eroberungen zur Bildung der englischen Nationalität mitwirkten, Angelsachsen, Dänen und Normannen, waren sämmtlich ebensosehr als kühne, unerschrockene Seefahrer, wie als gewaltige Recken und Ritter berühmt. Ihre abenteuerlichen Unternehmungen bedrohten Jahrhunderte lang alle europäischen Küsten. Von den Mündungen der Flüsse fuhren sie kühn hinauf in's Binnenland und trotzten mit demselben Berserkermuth, derselben Todesverachtung, welche ihre Scharen zu Lande furchtbar machte, als Ruder-

leute und Steuermänner den Gefahren des Meeres und der Ströme. Für gleich ehrenvoll galt damals die kräftige Führung des Ruders und des Schwertes; Edle, ja Könige selbst nahmen, Schiffe lenkend oder fortbewegend, Ruder und Steuer zur Hand. Als glänzendes Beispiel jener alten Sitte mag die von Uhland geschilderte "Meerfahrt König Karl's" erwähnt werden, und die erste authentische Kunde englischer "Wasserfahrten" ist eine von ganz ähnlichen Umständen begleitete Fahrt König Edgar's des Friedfertigen. Bei seiner Krönung, so wird berichtet, fuhr König Edgar in großem Staat über den Fluß Dee, von seinem Palast in der Stadt West-Chester nach der Johanniskirche und von dort nach seinem Palaste zurück; die Ruder aber wurden geführt von acht Königen und er, der neunte, saß am Kielende der Barke und hielt das Steuer. Später, als aus den stürmischen Wogen der Völkerwanderung, wie einst die Continente aus der großen Fluth, die zackigen Formen der mittelalterlichen Staaten, das vielgegliederte System feudaler Herrschaft auftauchten, wurden jene heroischen Scenen seltner; doch bis auf den heutigen Tag hat jene Achtzahl der Ruderer sich als klassische Reminiscenz in den berühmten Wettkämpfen erhalten mit denen die Musensöhne von Oxford und Cambridge alljährlich die Wellen des Cam und der Isis aufregen und im Frühling auf der Themse die Saison der englischen Wasserspiele eröffnen. Was wir sonst von den englischen Wasserspielen des Mittelalters wissen, ist völlig im Charakter der Zeit, beschränkt sich jedoch auf die folgenden, ziemlich spärlichen Thatsachen.

In der Mitte der Themse bei London wurde, so berichtet der Chronist Fitzstephens, ein Zeitgenosse König Heinrich's II., eine Stange oder Mast aufgesteckt, woran ein starker Schild befestigt war. Dieser Quintane (Quintain) genannten Structur gegenüber hielt in einer gewissen Entfernung ein Boot mit Ruderern; am Vordertheil

des Bootes aber stand ein Mann mit eingelegter Lanze. Auf ein gegebenes Signal wurde das Boot gegen die Quintane zu in Bewegung gesetzt, und es war die Aufgabe des Lanzenträgers den Schild hart in der Mitte zu treffen und seine Lanze dagegen zu zersplittern. Gelang ihm dies und bewahrte er trotz der Erschütterung seinen Platz im Boote, so erfüllte er die ihm gestellte Aufgabe. Fehlte er in seinem Stoße gegen den Schild, so stürzte er, das Gleichgewicht verlierend in's Wasser und das Fahrzeug schoß unter ihm an der Quintane vorüber. Man nennt dieses Turnierspiel die Wasserquintane (Water-quintain) und der Chronist Fitzstephens erwähnt desselben speziell als eines der die Osterfestzeit verherrlichenden Volksspiele. Die Ufer des Flusses, die Häuser, die Werften, die Brücken wimmelten von zuschauendem Volk; Klatschen und Beifallsrufen grüßte den Sieger, lautes Gelächter den Unglücklichen, der seinen Mangel an Geschick durch ein unfreiwilliges Bad in der Themse büßte. Aber wenn er dem uralten Echo des Mißlingens, dem Spott, nicht entging, so wurde er doch nicht herzlos seinem Schicksal überlassen; denn es hielten zwei Boote in der Nähe, deren Bemannung ihm bei seinen Bemühungen dem Wasser zu entrinnen helfende Hand leistete.

Ein anderes mittelalterliches Wasserspiel war das sogenannte justing in boats. Hierbei waren zwei Böte thätig. An dem Vordertheil eines jeden stand ein Mann, bewaffnet mit einer abgestumpften Lanze von Holz; die Böte fuhren auf einander los und in gehöriger Nähe angelangt, führten die Gegner mit den Lanzen Stöße gegen einander. Auch bei diesen Gelegenheiten fehlte es nicht an heitern Scenen. Nicht selten geschah es, daß beide Gegner rücklings in den Fluß stürzten; wer dagegen, dem feindlichen Stoße ausweichend, seine Stange mit Geschick und Erfolg handhabte, gewann einen Preis ähnlich dem des Ritters, der auf gepanzertem

Hengst, innerhalb der Turnierschranken, den Gegner aus dem Sattel hob.

Auf welchen andern englischen Flüssen außer der Themse diese ritterlichen Wasserspiele geübt wurden, ist nicht bekannt. Die Themse, durch Länge des Laufes, Wassermenge und Schiffbarkeit der mächtigste, ihrer Richtung durch das hauptstädtische Revier wegen der wichtigste unter den englischen Strömen, hatte für England dieselbe Bedeutung wie für Venedig der Canale grande. Fitzstephens' Beschreibung der Wasserquintane erwähnt ausschließlich die Themse als Lokal jenes Turnierspieles; ebenso spricht Stowe, indem er das justing of boats schildert, von the river Thames. Uebrigens gingen diese Wasserspiele wie alle andern mittelalterlichen Spiel- und Festgewohnheiten nicht unmittelbar mit dem äußern Verfall des Ritterthums, bei dem ersten Aufdämmern der Reformation unter. Stowe, der als Augenzeuge schreibt, lebte zu Elisabeth's Zeit und von Elisabeth's Nachfolger, dem antiquarisch-theologischen Jacob I., wissen wir, daß er nicht bloß die bestehenden Volksspiele zu erhalten bemüht war, sondern auch nach besten Kräften eine Restauration der zerfallenden versuchte. Allein noch andere Umstände wirkten mit, den Fluß und seine Ufer mit buntem Volksgewühl zu beleben. Seit dem Ende der Bürgerkriege des fünfzehnten Jahrhunderts erhob sich in raschem Wachsthum zugleich die politische und die commercielle Bedeutung London's, als der Hauptstadt des Reiches. Da nun die königlichen Paläste, die Parlaments- und Justizgebäude, von Westminster Hall bis zum Tower und vom Tower bis nach Greenwich, an den Ufern des Flusses aufstiegen, schlug auch die Aristokratie in der Nähe derselben ihren Wohnsitz auf, und bereits unter Heinrich VII. wurde die Themse eine große Heerstraße königlicher Processionen, festlicher Schaugepränge, aristokratisch-politischen Verkehrs. Früher schon hatte die Londoner Bürgerschaft den Fluß zu ähnlichen Zwecken benutzt.

John Norman, Lord-Mayor von London für das Jahr 1454, war der erste hauptstädtische Großwürdenträger, der beim Beginn seiner Amtsführung beschloß, die übliche Procession von der City nach Westminster statt zu Lande zu Wasser zu unternehmen. Seine Nachfolger im Amte erhoben das von Norman gegebene Beispiel zur Sitte und groß war der bei diesen Wasserfahrten entfaltete Pomp des Lord-Mayors, groß der Jubel der Bootführer des Londoner Hafens, die noch nach langen Jahren Lieder zum Preise John Norman's sangen. Umgeben von einer mit Bannern und Flaggen glänzend geschmückten Flotte von Barken fuhr später die Krönungsprocession Elisabeth's, Gemahlin Heinrich's VII., den Fluß von Greenwich nach Westminster hinauf; und ebenso geleiteten, als Heinrich VIII. seine Vermählung mit Anna Boleyn feierte, alle Böte von London die königliche Braut von Greenwich nach dem Tower. Zur Zeit der "jungfräulichen" Königin war das ganze Norduser des Flusses mit Palästen bedeckt; und jeder Palast hatte seinen Landungsplatz, seine Bootführer, Barken und Fähren. Schweigend trugen seitdem die Wellen der Themse manches Stück englischer Geschichte an diesen Palästen vorüber: prächtige Gesellschaften hochansehnlicher Herren und schöner Damen zu Tanz und geselliger Heiterkeit; ehrgeizige Staatsmänner zu geheimen Zusammenkünften und großen Staatsactionen; gefesselte Gefangene, Opfer des religiösen und politischen Fanatismus, zu Verurtheilung und Tod, aus dem Gefängniß in den Gerichtshof, vom Tower nach Westminsterhall, und von Westminster in den Tower zurück. Der Geschichtsschreiber Paulus Jovius, welcher London um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts besuchte, wurde noch durch ein anderes Element der Belebung des Flusses überrascht. "Die Themse," sagt er, "ist voll von Schwänen, die in Scharen umherschwimmen und deren Anblick, nebst dem Lärm, den sie machen, ausnehmend gefällig ist." Es gehörten diese Schwäne

der Londoner Bürgerschaft und zu einer Zeit, wo noch kein Kohlendunst zahlreicher Fabrikschornsteine die Flußgegend umdüsterte, kein Räderschlag brausender Dampfschiffe die Wellen ungestüm aufwühlte, waren diese schönen, majestätisch stolzen Thiere ohne Zweifel innerhalb der Stadtgrenzen des Flusses heimisch und an ihrem Platze. Auch überlebte ihr Geschlecht alle stürmischen Ereignisse der Reformation und der Revolution, alle wechselnden Geschicke der Hauptstadt und des Reiches, und noch immer bevölkern ihre weißen Scharen die Themse, nur daß sie den Fortschritten der städtischen Industrie weichend, ihr Revier weiter nach Westen, an den obern Lauf des Flusses verlegt haben, wo die reizende Fluß- und Waldscenerie von Richmond und Hamptoncourt etwas von der Naturfrische der alten Zeit bewahrt hat. Die Londoner Bürgerschaft aber ließ sich ihr traditionelles Besitzrecht, das Recht der Oberaufsicht über die städtischen Flußufer, über die Schwäne auf den Wellen des Flusses, die sogenannte Conservancy of the Thames nicht rauben. Ich selbst erinnere mich noch, vor zehn Jahren in Richmond die festlich geschmückte Staatsbarke der Großwürdenträger der City gesehn zu haben, die von London heraufkamen, um "nach den Schwänen zu sehen". Musik, Tanz und Banket waren mit dieser Lustfahrt auf den Wellen des Flusses verbunden; und erst ganz kürzlich gerieth die Sitte außer Gebrauch.

Während Elisabeth's langer Regierung nahm das bewegte Leben, die Zahl der Fahrzeuge auf der Themse rasch zu und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts rühmten auswärtige Gesandte die Fahrt von Gravesend nach Westminster als eine der großartigsten in der Welt. Ein "Wald von Masten" deckte den Fluß; an kleineren Fahrzeugen trug er etwa 2000 und etwa 4000 Bootführer und Ruderleute, von denen die Hälfte nöthigenfalls für die Flotte verwandt werden konnte, waren zwischen beiden Ufern thätig. Es war

die goldene Zeit der Bootleute der Themse und wie aus den Reihen der venetianischen Gondoliere der Dichter Antonio Bianchi, ging damals auch aus ihrer Mitte ein Dichter hervor, der "Wasserdichter" John Taylor, dessen Werke in schlichter kräftiger Sprache ein anschauliches Bild liefern von den Sitten seiner Zeit und dem Leben seines Standes. Einer unter den Bootführern London's, verdiente Taylor, ebenso wie sein venetianischer College, sein tägliches Brod durch sein Ruder und seine Verse. Aber noch ein anderer und bemerkenswertherer Zusammenhang bestand zwischen den Londoner Bootführern und der englischen Poesie. Die Epoche, von der wir reden, war das Zeitalter Shakespeare's, und am Südufer des Flusses, zwischen der alten Londoner und der heutigen Blackfriarsbrücke, einer Lokalität, die noch heute ihren alten Namen Bankside bewahrt hat, stand neben sonstigen öffentlichen Vergnügungsorten, neben den Arenen von "Paris Gardens" und den Schauspielbuden "Rose" und "Hope", das "Globe"-Theater, das Theater, welches die Tragödien und Komödien des großen Dichters in Scene setzte und auf dessen Bühne er selbst vor dem hauptstädtischen Publikum auftrat.[1] Die Anziehungskraft, welche diese Lokalitäten ausübten, beförderte einen lebhaften Verkehr zwischen beiden Flußufern und noch im achtzehnten Jahrhundert, nachdem die Spuren der Gärten und Theater an Bankside lange durch Werften und Waarenhäuser verwischt waren, begegnet man merkwürdigen Nachklängen jener alten Verbindung

[1] Das Hope theatre wurde wahrscheinlich errichtet im Jahre 1596. Es war ein sechseckiges hölzernes Gebäude, halb offen, halb von einem rohrgedeckten Dache geschützt. Auf der Spitze des Daches erhob sich eine Stange mit einer Flagge, welche letztere als Zeichen galt, daß gespielt wurde. Der Name "Globe" bezog sich auf das Schild des Theaters, einen die Erdkugel tragenden Atlas, worunter geschrieben stand: Totus agit histrionem. Das Theater verbrannte im Jahre 1613, indem das Rohrdach durch einen auf der Bühne abgefeuerten Kanonenschuß in Flammen gesetzt wurde. (S. Allen's History of London, IV., 517 ff.)

zwischen den Londoner Bootführern und den Schauspielern und Vorstehern öffentlicher Vergnügungsorte. Gleichzeitig nahmen die festlichen Schaugepränge, die Processionen und Ritterspiele auf dem Flusse ihren Fortgang. Jacob I. zog oft in großem Staat die Themse auf und nieder. Bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gaben die im Temple residirenden Corporationen der Rechtsgelehrten (Inns of Court) einen glänzenden Maskenball, zu dem sie, von den Landungstreppen der Temple-gardens aus, in phantastisch prächtigem Aufzuge, auf zahlreichen fackeltragenden Barken, nach Whitehall fuhren. Aehnliche Feste fanden statt als Karl I. im Jahre 1616 zum Prinzen von Wales ernannt wurde. Neun Jahre später, nach Jacob's Tode, bei der Ankunft Henriette Maria's von Frankreich, der Gemahlin des jungen Königs, fuhren König und Königin auf der von Tausenden festlich geschmückter Böte geleiteten Staatsbarke von Londonbridge nach Whitehall und zahlloses Volk sah von den Fähren, den Lastschiffen, den Fenstern und Dächern der Häuser auf beiden Flußufern dem Schauspiele zu. Diesem glänzenden Regierungsantritt aber folgten Ereignisse von ernster düstrer Färbung. Die Uebergangsepoche von den feudalen Zuständen des Mittelalters zu der modernen Ausbildung des englischen Volkslebens hatte bei der Thronbesteigung Karl's I. ihren kritischen Wendepunkt erreicht; die Revolution mit ihren mächtigen Erschütterungen und gewaltigen Kämpfen stand vor der Thüre und ihre Einflüsse, die so manche Reste früherer Jahrhunderte zerstörten, machten auch dem goldenen Zeitalter der Londoner Bootführer, der pomphaften Wasserfestlichkeiten alten Stiles, ein Ende.

Ein "Traktat" des obengenannten "Wasserdichters" John Taylor läßt uns diesen Umschwung der Dinge gleichsam in seinen ersten Anfängen belauschen. Es erschien dieser Traktat im Jahre 1623, unter dem bezeichnenden Titel "The

world runs on wheels"; eine Oratio pro domo, eine Klage des Bootführers der Vergangenheit gegen die Wagenlenker der Gegenwart. Bisher war das englische Volk zu Pferde geritten, zu Fuße gegangen und zu Boot gefahren. Jetzt, so schien es, sollte eine neue Aera der Lokomotion anfangen, welche ganz dazu angethan war, die ernste Besorgniß aller Bootführer zu erregen und bei John Taylor den indignirten Protest jenes Traktates hervorrief: — die Aera der Lokomotion durch Kutschen. "Ich bekämpfe nicht," so ruft Taylor aus, "den Gebrauch von Kutschen durch Personen von Rang und Reichthum, aber ich bekämpfe den Raupenschwarm der Miethkutscher. Diese haben den armen Stand, von dem ich ein Mitglied bin, zu Grunde gerichtet. Ja ich behaupte kühn, daß sie tagtäglich, zu allen Zeiten, besonders aber wenn der Hof in Whitehall ist, uns unsern Lebensunterhalt stehlen und 560 Kunden rauben." Allein pathetisch und wohl berechnet wie Taylor's Protest war, er kam zu spät. Seine rührenden Klagen über die Neuerung der Kutschen verhallten ebenso wirkungslos als in unserer Zeit die kläglichen Jeremiaden der Miethkutscher und Postmeister gegen die Eisenbahnen. Mehrere Jahre schwamm er noch vergebens gegen den Strom, dann legte er das Ruder nieder, besorgte im Jahre 1630 eine Gesammtausgabe seiner Werke und endete seine Laufbahn als toryistischer Schenkwirth in Oxford, indem er bis in sein hohes Alter gegen Sektirer und Schismatiker schrieb und sein Glas zu Ehren der guten alten Zeit leerte.

In den Jahren der Revolution schritt der Verfall der Gilde der Bootführer rasch vorwärts. Die Straßen London's wurden gepflastert, die Mode der Kutschen setzte sich fest, der Adel gab mit wenigen Ausnahmen seine Paläste am Ufer des Flusses auf, die Theater in Bankside verschwanden, das kaufmännische handeltreibende Element drängte sich überall in der Nähe der Themse in den Vordergrund. Nach der

Schilderung D'Avenant's, der London im Jahre 1673 besuchte, kam dieser Wechsel der Zeiten in der auffallendsten Weise, in der architektonischen Physiognomie, an den Façaden der Themseufer zwischen Londonbridge und Westminsterhall, zur Erscheinung. "Es liegt am Ufer," sagt er, "hier ein Palast, dort ein Holzhof, hier ein Garten, dort eine Brauerei; hier wohnt ein Lord, dort ein Färber und zwischen beiden bemerkt man ein duomo comune." Ein Nachklang des früheren Treibens der großen fashionabeln Welt erhielt sich während des achtzehnten Jahrhunderts, wo eine Schauspielergesellschaft in Dorsetgardens an der Themse spielte und die neu gegründeten, ebendaselbst gelegenen Vergnügungsorte Vauxhall und Ranelagh, nebst dem Amphitheater des Kunstreiters Philipp Astley, eine ansehnliche Zahl von Böten beschäftigten. Auch war bis in die Mitte des Jahrhunderts Londonbridge die einzige Middlesex und Surrey verbindende Fahrstraße. Die wachsenden Bedürfnisse des Welthandels und die riesenhaft zunehmende Größe der Stadt machten jedoch damals eine Vermehrung der direkten Verbindungswege zwischen beiden Stadtgebieten unerläßlich. Man begann den Bau von zwei neuen Brücken, der Westminster- und der Blackfriarsbrücke, von denen die erstere 1759, die letztere 1768 vollendet wurde. Auf dem Wasser wie auf dem Lande wich seitdem mehr und mehr der alte ritterlich aristokratische Pomp dem modernen Bürgerthum; ja schon mehrere Jahrzehnte vorher hatte die demokratische moderne Entwicklung der englischen Wasserspiele ihren ersten Anfang genommen.

Der Ruhm, diese neue Aera begründet zu haben, gebührt einem Schauspieler Thomas Dogget, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als Komiker auf den Londoner Bühnen glänzte. Dogget war in der Parteisprache der Epoche ein Orangeman, d. h. ein der Hannoverschen Dynastie ergebener Irländer, und seine Stiftung erklärt sich theils aus diesem politischen Umstande, theils aus der oben berührten,

zu seinen Lebzeiten noch fortdauernden Verbindung zwischen den Londoner Bootführern und den Schauspielern. Sechs junge Bootführer von der Themse, so bestimmte Dogget, sollten alljährlich am 1. August, dem Geburtstage König Georg's I., eine Wettfahrt unternehmen von dem Landungsplatze Old Swan stairs bei Londonbridge nach den White Swan stairs in Chelsea. Die Wettfahrer sollten ein Jahr nach ihrer Lehrzeit hinter sich haben, jeder sollte in seinem Boote rudern und die Fahrt sollte stattfinden zur Zeit der Ebbe, gegen die meerwärts eilende Fluth des Stromes. Als Siegespreis für den besten Ruderer wurde ausgesetzt: ein Rock von orangegelber Farbe, mit einem daran befestigten Abzeichen von Silber, das als Devise das springende Hannoversche Pferd trug und eine Guinee in Geld. Die erste der so begründeten Wasserfahrten fand statt im Jahre 1720, ein Jahr vor Dogget's Tode; in seinem Testament aber hinterließ er ein Vermächtniß, welches ihre Fortdauer für alle Zeiten sicherte und ernannte die Gilde der Fishmongers, deren spezieller Gerichtsbarkeit die Corporation der Bootführer unterworfen war, zu Exekutoren seines Legats. Die Gilde erhöhte den Werth des letzteren, indem sie beschloß, dem Sieger außer den vorerwähnten Kampfpreisen ein Zeichen der Anerkennung zu verleihen durch die Ertheilung der vollen Privilegien ihrer Genossenschaft. Später setzte ein Mitglied der Gilde, Sir William Joliffe, mehrere hundert Pfund aus zur Belohnung der zweit- und drittbesten Ruderer und gegenwärtig erhalten auch die drei letzten Competitoren, falls sie die vorgeschriebene Entfernung durchrudern, Preise von 1—3 Guineen. Die Ruderfahrt für Dogget's Rock und Abzeichen (Dogget's Coat and Badge) trat also in die Reihe der periodischen Volksfeste der Hauptstadt und mit echt englischer Ausdauer ist sie seitdem bis auf den heutigen Tag mit derselben Regelmäßigkeit wiedergekehrt, wie der Umschwung des Jahres, wie die Wahl und Procession des Lord-Mayors von London, wie die Ebbe

und Fluth der Themse. Noch heute tragen die Sieger in diesem Wasserkampfe des ersten August den orangegelben Rock Dogget's mit dem silbernen Abzeichen, als Ehrenkleid ihres Standes; noch heute sieht man sie bei festlichen Gelegenheiten, so oft die Gilde der Fishmongers ihre Bankette feiert, oder angesehene Persönlichkeiten als Ehrenmitglieder in ihren Schooß aufnimmt, in dem Schmuck jenes Kostüms am Eingange von Fishmongershall Wache halten. Merkwürdiger indeß als durch diese Zähigkeit der Tradition ist die Stiftung Dogget's als erstes epochemachendes Ereigniß in der neuern Geschichte der englischen Wasserspiele. Denn das Gefallen an den Kämpfen menschlicher Kraft und Kunst gegen die Fluth des Wassers, in der Form athletischer Spiele, erlangte durch Dogget's Ruderfahrt in England seine erste Begründung und aus diesem unscheinbaren Keime entwickelte sich später das großartige System der Wettfahrten zu Wasser, dessen Ausbildung zugleich in der Geschichte der Seemacht und der Kultur des englischen Volkes eine neue Epoche bezeichnete.

Aehnliche Stiftungen gingen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von den Eigenthümern von Vauxhallgardens, von dem Besitzer des Kunstreiter-Amphitheaters, Philipp Astley, und von dem Schauspieler Edmund Kean aus. Die von den genannten Persönlichkeiten ausgesetzten Preise bestanden aus Fähren und silbernen Bechern und die Wettkämpfe wurden, wie die um Dogget's Rock, alljährlich zu bestimmten Zeiten erneuert. Aber da kein Vermächtniß sie verewigte, sondern der Tod der respectiven Patrone ihnen ein Ende machte, erlangten sie nie das Ansehn der Stiftung Dogget's. Bedeutungsvoller, als nächste Entwicklungsstufe der englischen Wasserspiele, waren die um dieselbe Zeit eingeführten Regattas. Diese waren von zweierlei Art, für Ruder- und für Segelboote und spiegelten auch in ihrem äußern Hergange den Charakter zweier Zeiten

ab, die feudale Vergangenheit, welche verblaßte, und die bürgerliche Zukunft, welche heraufdämmerte. Ehe wir das achtzehnte Jahrhundert verlassen, müssen wir daher diesen neuen Erscheinungen unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Weltberühmt waren seit langer Zeit die Regattas der Venetianer gewesen, und es wird ausdrücklich berichtet, daß nach dem Muster eben dieser glänzenden Schau- und Wettfahrten des Canale grande, am 23. Juni des Jahres 1775 die erste Regatta auf der Themse stattfand. Ein zeitgenössischer Chronikant in Dodsley's "Annual Register" beschreibt sie als a new entertainment, called a Regatta, introduced from Venice into England in 1775. Auf wessen Veranlassung diese "Introduction" geschah, wird nicht erzählt; allein die Betheiligung der königlichen Herzoge und zahlreicher Mitglieder der höchsten Aristokratie, wenn nichts anderes, deutet auf ihren Ursprung in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft, deren Sprößlinge schon damals ihre Erziehung und Bildung durch continentale Reisen, Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien zu vollenden pflegten. Als nun die festgesetzte Zeit heranrückte, sprach man in London von wenig anderem als von dem großen Wasserfeste. Ueberall wurden Vorbereitungen getroffen und am Morgen des 23. Juni hatte die ungeduldige Erwartung sämmtliche Schichten der Bevölkerung ergriffen. Die Regatta sollte Abends vor sich gehen, allein schon Vormittags bedeckten die Barken mehrerer städtischen Gilden und zahlreiche Vergnügungsboote, alle festlich geschmückt, den Fluß. Der Zudrang war so groß, daß Sitze in einer gewöhnlichen Barke mit einer halben Guinee bezahlt wurden. Früh Nachmittags wimmelte die Themse, von der Shiptavern in Milbank bis nach Westminsterbridge, von Böten und Barken aller Art. Um vier Uhr zählte man 1200 Flaggen und schon vorher hatten Tausende von Schaulustigen ihre Sitze

eingenommen. Auf den größeren Schiffen und an den Ufern entlang waren Gerüste errichtet; man bemerkte eine ähnliche Veranstaltung sogar auf dem Dache der Westminsterhalle. Getränke und Erfrischungen wurden auf einer Anzahl im Fluß geankerter Schiffe feil geboten. Kurz vor fünf war Westminsterbridge mit Zuschauern zu Wagen und zu Fuß überfüllt; selbst die eisernen Gehäuse der Laternen dienten als Sitze. Programme der Regatta wurden zum Verkauf ausgeschrieen und Lieder gesungen, worin sich Regatta auf Ranelagh und the Royal Family auf Liberty reimte. Die Dächer der Häuser waren mit Volk bedeckt, an manchen die Fensterflügel ausgehoben und alle Arbeit ruhte. Um sechs Uhr hatten beide Ufer des Flusses völlig das Aussehn eines großen Marktes. Die Glocken der St. Martinskirche läuteten während des Morgens, die von St. Margaret Nachmittags.

Wenn so der ganze Fluß ein glänzendes Bild darbot, so erreichte der belebte aufregende Anblick in der Nähe der Westminsterbrücke seinen Höhepunkt. Eine große Barke, so berichtet der Chronikant, welche gewöhnlich Ballast einnahm, war bei dieser Veranlassung gefüllt mit dem schönsten Ballast der Welt, mit mehr als hundert eleganten Damen. An den Zugängen der Brücke standen Spieltische. Constables hüteten alle an die Themse führenden Straßen und nahmen Eintrittsgeld von einem Penny bis zu einer halben Krone in Empfang. Bald nach sechs eröffneten Musikbanden mit Trommeln, Querpfeifen, Hörnern und Trompeten unter den Bögen der Brücken eine Anzahl kleiner Concerte. Sodann folgte Kanonendonner von einer Platform vor dem Palaste des Herzogs von Richmond und an der Esplanade des herzoglichen Gartens, sowie an denen der angrenzenden Gärten des Herzogs von Montague und des Grafen von Pembroke, zeigte sich das glänzende Gewühl einer von den genannten Edelleuten eingeladenen eleganten Gesellschaft. Um

dieselbe Zeit erschienen die Herzöge von Gloucester und Cumberland an Bord ihrer Staatsbarken, bei Sommerset Stairs, um die Regatta zu sehen. Es war halb sieben geworden als die Barke des Lord-Mayors sich gegen die Brücke in Bewegung setzte. Einundzwanzig Kanonenschüsse begrüßten sie und in demselben Augenblick, als sie die Brücke erreichte, gab ein einzeln gefeuerter Kanonenschuß das Signal zum Aufbruch der Regattirer. Man erfährt nicht, welche Entfernung sie zurücklegten, wer Sieger war, welche Preise ausgetheilt wurden. Die Regatta dauerte fünfzig Minuten und nachdem sie ihr Ende erreicht hatte, brach die ganze Flotte von Barken und Böten in malerischer Unordnung nach den Gärten des Ranelagh auf. Die Themse glich nun einer schwimmenden Stadt. Ruder- und Segelboote, Alles, bis zur Fähre und Düngerbarke, war in Bewegung. Als man um neun Uhr an Ranelagh Stairs landete, war bereits eine große, zu Lande gekommene Gesellschaft in den Gärten versammelt und die gesammte Volksmenge strömte zu einem Concert nach dem "Tempel des Neptun", einem für diesen Festtag errichteten achteckigem Gebäude, dessen Wände die bunten Farben der verschiedenen Flaggen der englischen Marine schmückten. "Das Innere," sagt der Berichterstatter, "war mit vielem Geschmack verziert; nur konnten wir uns nicht damit aussöhnen, daß die Musikanten in dem Tempel des Neptun Jägerkleidung trugen." Als Tritonen mit Fischschwänzen und langen Hörnern würden sie dem kunstsinnigen Kritiker ohne Zweifel besser convenirt haben. Dem Concert folgte um halb elf ein Souper in der Rotunda, dem Souper ein Ball im Neptuns-Tempel, zu der Musik eines Orchesters von 240 Musikanten, unter Giordini's Direction. Man zählte etwa 2000 Anwesende, darunter, außer vielen Mitgliedern der hohen englischen Aristokratie, die Gesandten von Frankreich, Spanien, Neapel, Preußen und Rußland.

Während desselben Jahres (1775) wurde unter dem Patronat des Herzogs von Cumberland der "Cumberland Sailing-Club" begründet, eine Gesellschaft, welche die Veranstaltung von Wettfahrten mit Segelbooten zum Zweck hatte und deren Organisation, mit einem Commodor an der Spitze, als das erste Vorbild der ebenso zahlreichen als berühmten Yacht-Clubs zu betrachten ist, die gegenwärtig alle Häfen, alle Küstengewässer Englands beleben.[1] Es war bald nach der eben beschriebenen Regatta alten Stils, am 12. Juli 1775, als die erste Wettfahrt des Cumberland-Club vor sich ging. An äußeren Pomp hielt dieselbe mit dem Feste vom 23. Juni keinen Vergleich aus. Wenige trockene Worte genügen daher dem schaulustigen Chronisten in "Dodsley's Register" den Hergang dieser Wettfahrt zu berichten. Aber in der Geschichte der englischen Wasserspiele verdient sie eine hervorragendere Stelle als jene Venetianische Regatta, weil sie von der Vergangenheit auf die Zukunft hindeutet. Die Wettfahrer segelten von der Westminsterbrücke aus, nach Putney die Themse hinauf und von Putney nach ihrem Abfahrtsplatz von der Brücke zurück. Ein silberner Becher von zwanzig Guineen Werth war der vom Herzoge von Cumberland ausgesetzte Preis und die "Aurora", das Segelboot eines Mr. Parkes errang den Sieg. Der Herzog war als Commodor zugegen, füllte den Becher mit Wein, trank daraus und überreichte ihn mit einer kurzen Anrede dem Sieger. Seitdem schien das Regattiren in die Reihe allgemein beliebter, sowohl fashionabler, als populärer, Vergnügungen zu treten. Schon am 7. August desselben Jahres hört man von einer andern "prächtigen Regatta", veranstaltet durch den Herzog von Newcastle, in Oatsland, in

[1] Ein Cork Yacht-Club war schon im Jahre 1720 entstanden. Dieser Club besitzt daher vor dem Cumberland Club eine chronologische Seniorität. Sein Einfluß war jedoch gering, er gerieth bald in Verfall und gelangte erst während unseres Jahrhunderts durch Neubegründung zu einigem Ansehen.

Gegenwart des Prinzen von Wales und der Prinzessin Amalie. Am 17. Juni 1776 erneuerte der Cumberland-Sailing-Club seine jährliche Preisfahrt, die, so erzählt der Chronist, den Fluß füllte wie eine zweite Regatta. Eine andere Regatta wurde am 12. August desselben Jahres zwischen Richmond und Kew, zu Ehren des Geburtstags des Prinzen von Wales veranstaltet. Die Versammlung war prächtig; Feuerwerke bildeten den Schluß des Festes.

In diesen Formen des festlichen Schauspiels und der anfeuernden Wettkämpfe einer zum Zweck der Ausbildung der Segelkunst gegründeten Gesellschaft, erhielt sich das Regattiren während der letzten Decennien des achtzehnten, bis in den Beginn des neunzehnten, Jahrhunderts. Ein rascher Fortschritt in dieser Sphäre der Volksspiele war damals nicht zu erwarten. Es war die Zeit wo der Riesenkampf Englands gegen das revolutionäre und imperialistische Frankreich die gesammte Streitkraft der Nation auf allen Meeren und Continenten zu beschäftigen anfing, und so lange dieser Kampf dauerte, fand man selbstverständlicher Weise weder Muße noch Stimmung, dem Cumberland-Club andere ähnlich constituirte Gesellschaften an die Seite zu stellen. Allein im Verlaufe jener gewaltigen Kriege wurde das Uebergewicht Englands zur See endgültig entschieden und ihr Abschluß führte auch für die Volksspiele zu Wasser eine neue Epoche herbei. Noch ehe die Katastrophe von Waterloo den Napoleonischen Herrscherplänen ihr letztes Ziel gesetzt hatte, am 1. Juni 1815, trat in London unter dem Vorsitz des Grafen Wilton eine Gesellschaft einflußreicher Männer zusammen, welche "zum Andenken an die errungenen Siege" die Gründung eines neuen Yacht-Clubs beschlossen. Diesem Beschlusse verdankte das eigentliche Prototyp aller heutigen Tages bestehenden englischen Yacht-Clubs, die bekannte Royal Yacht Squadron, ihre Entstehung. Es wählte dieselbe zu ihrem Centralsitz das Dorf Cowes, an der Nordküste der Insel

Wight, grade gegenüber dem Kriegshafen von Portsmouth, und treu der durch diese Wahl herausgeforderten lokalen Antithese hat sie seitdem in dem friedlichen Staate der Yachtfahrer eine ebenso angesehene Stellung behauptet als ihr kriegerisches vis-a-vis unter den Stationen der englischen Marine.

Die nun folgende Periode eines vierzigjährigen Friedens, eine unerhört fruchtbare Saat- und Erntezeit des Handels und der Industrie, der Erfindungen und der Reformen, innerhalb deren England vielleicht den historischen Gipfelpunkt seines Ansehns und seiner Macht unter den Völkern der Erde erstiegen hat, war der Ausbildung von Volksspielen im höchsten Grade günstig. In allen Haupthäfen des Landes entstanden Yacht-Clubs, in allen an schiffbaren Flüssen gelegenen Ortschaften Ruder-Clubs und der Geschmack an Wettkämpfen der Kraft und des Geschickes zu Wasser wurde ebenso allgemein als die Leidenschaft für die Wettrennen, das Cricket und das ganze unter dem Namen Athletic Sports zusammengefaßte System gymnastischer Kraftübungen zu Lande. Der Gründung der Royal Yacht Squadron folgte im Jahre 1823 die des Thames Yacht-Club in London, 1824 des Northern Yacht-Club in Glasgow, 1827 des Western Yacht-Club in Kingstown, 1835 des Eastern Yacht-Club in Edinburgh, 1838 des London Yacht-Club in London, 1843 des Harwich Yacht-Club in Harwich, 1845 des Victoria Yacht-Club in Ryde, des Southern Yacht-Club in Southhampton und des St. Georges Yacht-Club in Kingstown, 1846 des Irish Yacht-Club ebenfalls in Kingstown, 1847 des Yorkshire Yacht-Club in Hull und Whitby und des Western Yacht-Club in Carnarvon, 1849 des Mersey Yacht-Club in Liverpool u. s. f. Nach einer im Jahre 1854 in der "Yachtmens Gazette" angestellten Berechnung, der ich diese Daten entnehme, bestanden damals im Ganzen 25 Yacht-Clubs und die Anzahl der denselben angehörenden Fahrzeuge

belief sich auf 110 Schooners, 680 Cutters, 60 Yachts, 4 Luggers, 6 Schaluppen, 1 Brigantine, 2 Fähren und 7 Dampfböte. Ueber die Statistik der Ruder-Clubs habe ich keine Details auffinden können; doch nach den Berichten über die alljährlich stattfindenden Wettfahrten zu schließen, ist ihre Zahl erstaunlich groß, in demselben Verhältniß größer als die der Yachts-Clubs, wie ihre äußere Herstellung die Ueberwindung geringerer Schwierigkeiten erfordert. In der That kann man das Yachtfahren, im Vergleich mit dem Ruderfahren, ein aristokratisches Vergnügen nennen, das ausschließlich reichen Leuten vergönnt und durch einen ähnlichen Abstand von dem Ruderfahren getrennt ist, wie die Meeresweite von dem engen Ufer der Flüsse. Dennoch würde man irren, wollte man annehmen, die Ruderfahrten behaupteten in der öffentlichen Meinung ein weniger hohes Ansehn als die Yachtfahrten. Zur Widerlegung einer solchen Voraussetzung genügt es vorläufig, an ein einziges Ereigniß zu erinnern: an die jährliche Themse-Wettfahrt der Universitäten Oxford und Cambridge, die ohne Frage ein viel allgemeineres Interesse erweckt, als die Heldenthaten eines halben Dutzend von Yacht-Clubs zusammengenommen.

Nachdem wir hiermit die Geschichte der englischen Wasserspiele in ihren Hauptumrissen von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart herabgeführt haben, müssen wir einen Blick werfen auf die äußern Formen, den pomp and circumstance, mit dem sie heutzutage zur Erscheinung kommen. Wenn es noch eines Beweises für den in eminentem Sinne nationalen Charakter dieser Spiele bedürfte, so drängt derselbe sich auch der oberflächlichsten Betrachtung sofort auf in der Sorgfalt der Ausführung dessen, was man die Maschinerie, den Apparat des Spiels nennen kann, in der Mannigfaltigkeit der Spielarten, in dem bis in's Kleinste ausgebildeten System der darauf anwendbaren Regeln, in ihrer weiten lokalen

Verbreitung endlich und dem naturwüchsigen Interesse, womit alle Klassen des Volkes daran theilnehmen. Es sind dies beneidenswerthe Eigenthümlichkeiten, nicht der Spiele zu Wasser allein, sondern der meisten englischen Volksspiele, Eigenthümlichkeiten, welche ihre nationale Bedeutung, ihren Einfluß auf die Bildung des Volkscharakters entscheidend bedingen. Denn eben weil diese Spiele nicht verstreute Phantasieblüthen einer regellosen Laune, sondern historische Produkte des Volksgeistes sind, wirken sie auf das Volk in seiner Gesammtheit zurück und treten in die Reihe der lebendigen Kräfte ein, welche die Nation bewegen und erhalten. Es ist vollkommen wahr, daß an dieser Wirkung keineswegs alles ohne Ausnahme Lob verdient; aber man mache so viele Abzüge als man wolle, am Ende kann doch die nationale Gemeinsamkeit im Spiel wie im Ernst schwer überschätzt werden. Wo sie existirt, gehen in allen Dingen Praxis und Theorie zwangloser Hand in Hand und führen zu faßlicheren, nennenswertheren Resultaten. In dem vorliegenden Falle handelte es sich um die Durchführung von Wettkämpfen der Kraft und Geschicklichkeit unter gewissen äußern Bedingungen und weil die Nation als solche interessirt war, fanden dieselben Regeln, welche an einem Orte, in einem Hafen, auf einem Flusse als vortrefflich erkannt wurden, bald auch an allen andern Orten Eingang. Unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung, durch die freie Ausübung des selfgovernment, bildeten sich Gesellschaften in der Gesellschaft, Staaten im Staate, die ihre eigene Constitution und Geschichte haben, und in demselben Verhältniß, wie sie das Volksleben beeinflussen, allgemeine Berücksichtigung finden.

Der Ausdruck, in welchem der heutige englische Sprachgebrauch die Gesammtheit der Wasserspiele zusammenfaßt, ist das Wort Aquatics. Ihre beiden Hauptbranchen sind das B o a t i n g, welches alle Arten der Ruderwettfahrt, und das Y a c h t i n g, welches alle Arten der Segelwettfahrt bezeichnet. Die Ruder-

wettfahrten finden vorzugsweise auf Flüssen, die Segelwettfahrten vorzugsweise zur See statt; doch giebt es auch Ruderwettfahrten zur See und Segelwettfahrten auf Flüssen. Der Ausdruck Regatta ist ebenso auf Ruder- wie auf Segelwettfahrten anwendbar. Er wird ohne Unterschied gebraucht, wenn es sich um die Ausführung eines größern Programms von Wasserspielen handelt. Jede einzelne Nummer eines solchen Programms ist eine "Race". Es giebt daher "Races" auf dem Gebiet der Segel- und auf dem der Bootfahrten, und wenn das Programm sich auf einen einzigen Wettkampf von Böten oder Yachts beschränkt, so spricht man in beiden Fällen davon als von einer Race. Die Races werden wiederum abgetheilt in "Heats", wenn der Kampf nicht durch eine, sondern durch mehrere Wettfahrten entschieden wird.

Andere Unterschiede, Gliederungen des Systems der Wettkämpfe zu Wasser, hängen zusammen mit der Construction der Fahrzeuge und der Zahl der Kämpfer, welche dieselben in Bewegung setzen. Es giebt Böte, die nicht mehr als 90 bis 100 Pfund wiegen, aus einem einzigen Stück Mahagoni geschnitten und zur Aufnahme eines einzigen Ruderers bestimmt sind. Man nennt dieselben Sculling boats und die darin unternommenen Wettkämpfe Scullers Races. Diese Böte haben in ihrer vollkommensten Gestalt bei einer Breite von nicht mehr als 15 Zoll die erstaunliche Länge von 30 Fuß, eine Construction, die sie zum raschesten Durchschneiden der Wellen tüchtig macht, andererseits aber, wie alle nach demselben Princip construirten, zum Wettfahren bestimmten Böte überhaupt, die größte Vorsicht der Handhabung erfordert, um das Umschlagen zu vermeiden. Die nächste Bootart sind die Pair-oared boats, bestimmt für je zwei Ruderer und von einer Breite von 20 Zoll, bei einer Länge von 36 Fuß. Den Pair-oared boats folgen die Four-oared boats, für je vier Ruderer und bei einer Breite von

22 Zoll, von 46 Fuß Länge. Diese Bootart hat ein Steuerruder, welches den eben beschriebenen Fahrzeugen fehlt. Sie bedarf daher neben den vier Ruderern eines Steuermanns und wir begegnen hier dem Lenker vielleicht des kleinsten aller Staaten, eines Staates, der an Mangel des Umfangs sogar Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein übertrifft. Der Steuermann führt den Namen Coxswain und es sei hier sofort bemerkt, daß er, wie das Boot dessen Leitung ihm anvertraut ist, ohne Ausnahme eine sehr kleine, aber darum eine nicht weniger wichtige Persönlichkeit ist. Nach den Regeln des Spiels sollte er nämlich, um das Boot nicht nutzlos zu belasten, nie mehr als zwischen 7—8 "Stein" (stone), d. h. 98—112 Pfund wiegen und da er, um sein Amt gehörig zu versehen, sowohl Muskel- und Nervenkraft als Intelligenz besitzen muß, ein guter Kopf aber, wie die Autoritäten über diesen Gegenstand behaupten, selten auf einem Körper von weniger als 98 Pfund Gewicht gefunden wird, ist seine Auswahl eine Sache von ebenso großer Bedeutung als Schwierigkeit. Die Krone der Ruderböte endlich sind die eight-oared boats, für je acht Ruderer und einen Coxswain und bei 2 Fuß 3 Zoll Breite, 66 Fuß lang. In ihnen, wie in den pair- und four-oared boats, hat jeder Mann nur ein Ruder, während der Insasse der Sculling boats mit zwei Rudern arbeitet.

Aehnliche Varietäten der Construction kommen bei Wettkämpfen mit Segelböten zur Geltung. Diese finden statt in Fischerbooten und Fahrzeugen aller Art, von 7 bis zu 200 Tonnen Gehalt: Jollen, Luggers, Cutters, Schooners, Schaluppen und Yachts. Außer dem Tonnengehalt und der Bauart nach Länge und Breite, wird auch die Zahl der aufzuspannenden Segel in Betracht gezogen. In Wettkämpfen, zu welchen Fahrzeuge von verschiedenem Tonnengehalt zugelassen werden, berechnet man jede Tonne mehr mit durchschnittlich einer halben Minute früherer Abfahrtszeit.

Zur Anordnung und Durchführung des hier skizzirten Systems von Wettfahrten, für das äußere Arrangement der Regattas und Races ist, wie sich von selbst versteht, eine Regierung und Verwaltung unerlaßlich. Eine Centralbehörde, wie die cricketlustige Welt dieselbe in dem Marylebone-Club besitzt, existirt jedoch für die Regelung der Spiele zu Wasser nicht. Die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Wettkämpfe ist zu groß, der Hang des Inselvolks zur Selbstregierung, seine Abneigung gegen eine Centralisation der Macht, wo dieselbe vermieden werden kann, zu entschieden, als daß auf eine solche Centralleitung leicht ein unnöthiges Gewicht gelegt würde. Jede Wettfahrt auf dem beweglichen demokratischen Elemente findet daher unter dem Vorsitz einer kleinen selbstgewählten Regierung, unter den Bedingungen eines freiwillig eingegangenen "Contrat social" der kämpfenden Parteien statt. Allein der Natur der Sache nach kehren unter ähnlichen Verhältnissen ähnliche Anordnungen wieder und neben und über dem geschriebenen Recht wird ohne Ausnahme ein großer Grundsatz des "Gemeinen Rechts" aller Volksspiele gleichsam als die höchste präsidirende Behörde anerkannt: der Grundsatz das Fair play. Diesen zu verletzten, gilt für ein Aufgeben der rechtlichen Ansprüche auf die Resultate des Kampfes; und man kann sagen, daß innerhalb des Bezirks der Wasserspiele Verstöße dagegen zu den verhältnißmäßig seltenen Vorkommnissen gehören.

Welcher Art der Wettkampf auch immer sein mag, zwei leitende Behörden sind unter allen Umständen dabei vertreten: Die Signalgeber der Abfahrt (starter) am Anfang und die Schiedsrichter (umpire) am Ende der zu durcheilenden Bahn. Der Abfahrt selbst geht die Wahl des Haltpunktes der Fahrzeuge voraus, welche meist entschieden wird durch den sogenannten toss-up, d. h. das Aufwerfen eines Geldstückes, für dessen obere oder untere Seite jede Partei ihre Chance nimmt, während das Recht

der Wahl derjenigen zufällt, deren Seite beim Fallen oben aufliegt. Da die Krümmungen eines Flusses und die Richtung des Stromes nach rechts und links ihre Vor- und Nachtheile haben, ist diese Entscheidung nicht ganz ohne Bedeutung. Wo mehr als zwei Fahrzeuge den Wettkampf unternehmen, entscheidet das Loos über die einzunehmenden Plätze. Das Signal zur Abfahrt wird durch Schwenken eines Fähnchens gegeben, bei größeren Wettkämpfen zur See durch Abfeuern einer Kanone. Wenn, was häufig vorkommt, der Eifer der Kämpfer zu sogenannten "falschen Abfahrten" (false starts) Veranlassung giebt, indem ein oder das andere Fahrzeug vor dem durch das Signal bezeichneten Momente aufbricht, so ist es die Sache des Starters, seine Autorität geltend zu machen und darauf zu sehen, daß eine richtige Abfahrt stattfindet. Er sowohl als die Schiedsrichter verdanken ihre Würde der Uebereinkunft beider Parteien. Im Falle eines Zwistes wird das Urtheil dem sogenannten Referenten (referee) übertragen, dessen Aussprüche endgültig entscheidend sind.

Wo es sich um weiter nichts als um einen einzigen Wettkampf zweier oder mehrerer Fahrzeuge handelt, dürfen die eben erwähnten Veranstaltungen als genügend betrachtet werden. Bei Regattas, veranstaltet durch Ruder- oder Yacht-Clubs, oder durch Municipalitäten und Lokal-Comités in Ortschaften an der Seeküste, sind die Vorkehrungen umständlicher. Jeder Ruderclub hat seinen Vorsitzenden, und sein Comité und diese Würdenträger ordnen im voraus das Programm aller mit der Regatta zusammenhängenden Vorgänge. Aehnlich ist es bei den unter dem Patronat der seestädtischen Municipalitäten stattfindenden Wettkämpfe zu Wasser. Die Yacht-Clubs endlich, welche ausschließlich die Beförderung der Kunst des Segelns zum Zwecke haben, stehen größtentheils mit dem Marine-Ministerium in Verbindung und zählen unter ihren Mitgliedern, neben der

Menge ihrer aristokratischen Amateurs, manche Koryphäen der englischen Flotte. Sie haben nach Art anderer großer Clubs ihre ständigen Lokale und Statuten, ernennen durch Wahl einen Verwaltungsrath und erheben an ihre Spitze als Oberbehörde einen Commodor und Vicecommodor, deren Aufgabe es ist, die Interessen des Clubs zu vertreten und seine Operationen zu leiten.

Ebenso verschiedenartig wie der Bau der zum Wettkampf bestimmten Fahrzeuge und die über der Anordnung der Kämpfe wachenden Behörden sind die äußern Umstände, welche die erstaunlich große Masse der alljährlich in England stattfindenden Wasserspiele bedingen. Im Allgemeinen kann es keinen Zweifel erleiden, daß in letzter Instanz die naturwüchsige Neigung des englischen Volks für das bewegte Leben auf dem Wasser und sein ebenso naturwüchsiger Hang zu athletischer Kraftübung das merkwürdige Phänomen jener Spiele erklärt. Ein großes Inselvolk, sind die Engländer recht eigentlich zu einer amphibischen Existenz geboren und die Geschichte zeigt, einen wie wesentlichen Theil ihrer Macht sie dem Geschick für diese Existenz zu verdanken haben. Doch für das lebenskräftige Gedeihen von Volksspielen sind außer der allgemeinen Sinnesrichtung auch directe äußere Anregungen nothwendig. Es gilt noch jetzt, wie vormals in alter Zeit, den Ehrgeiz rivaler Kräfte anzufeuern und das Streben nach vortrefflichen Leistungen durch Siegespreise am Ziele der Bahn zu beleben. Wir finden daher, daß die Spiele zu Wasser, wie die übrigen Volksspiele Englands, nicht zum Vergnügen allein und innerhalb der Grenzen örtlicher Gesellschaften und Clubs betrieben werden, sondern in allen möglichen Formen der Herausforderung und des Wettkampfes um sichtbare handgreifliche Preise zur Darstellung kommen. Ein Beispiel, die Wettfahrt um Dogget's "Rock und Abzeichen" wurde schon erwähnt. Dieselbe verdient als die altberühmteste Scullers Race ihren Ehrenplatz in der Geschichte,

aber sie ist keineswegs die einzige ihrer Art von öffentlichem Interesse. Von manchen seit Dogget's Zeit gestifteten ähnlichen Preisen zu schweigen, giebt es zunächst unter den Ruderleuten der Themse und anderer englischer Flüsse eine große Anzahl professioneller Ruder-Wettkämpfer, Leute, die aus der Kunst des Ruderns ein Lebensgeschäft machen, sie lehren und um den Ruhm, für die ersten Meister ihrer Kunst zu gelten, in öffentlichen Wettfahrten mit einander ringen. Es giebt ferner Leute, die sogenannten Patrone des Sport, die sich ein Geschäft daraus machen, diese Wettkämpfe zu begünstigen, indem sie Geldsummen als Siegespreise aussetzen und ihrerseits auf die Chancen des einen oder des andern Kämpfers wetten. Diese Art des Hazardspiels würde eine ausführlichere Erwähnung rechtfertigen, wäre sie nicht so enge mit der Geschichte der meisten englischen Volksspiele verwachsen und in ihren Haupterscheinungen so wohl bekannt, daß an dieser Stelle eine einfache Hinweisung als genügend betrachtet werden kann. Ich bemerke daher nur, daß die zwischen professionellen Ruderern veranstalteten "Races" ungefähr ebenso zahlreich sind als die auf dieselbe Weise veranstalteten Kämpfe professioneller Boxer, und daß wie bei diesen das öffentliche Interesse und die Siegespreise schwanken mit dem Ansehn der Patrone und der Kämpfer. Am höchsten steigen sie in denjenigen Wettkämpfen, welche um das Championthum, d. h. die Würde des höchsten professionellen Geschicks in der Ruderkunst gefochten werden. Da die Bewerbung um diese Würde Jedermann freisteht, so hat der zeitweilige Champion fortwährend nach seinen Lorbeern zu sehen und er verliert seinen Posten an den ersten Kämpfer, der ihn überwindet. Der Sieger im Kampfe um das Championthum erhält, außer dem subscribirten Siegespreise, den Ehrennamen eines Champion und trägt, wie die gleichnamigen Helden des Faustkampfes, den Championsgürtel als Abzeichen seiner Würde. Es giebt augenblicklich zwei

solche Championships, die der Themse und die des Tyne, und beide wurden während der letzten Jahre errungen von demselben Meister seiner Kunst, einem Manne aus New-Castle Namens Robert Chambers, bis während des vergangenen Sommers nach vielen patriotischen Anstrengungen die Würde des Champions der Themse ihm von einem Themseruderer, Namens Kelley, abgenommen wurde.

Aber die Kämpfe der professionellen Ruderer bilden nur einen sehr geringen Theil in dem großen Programm der alljährlich stattfindenden Volksspiele zu Wasser. Bei weitem zahlreicher und mannigfaltiger sind die Wettfahrten von Amateurs und diejenigen, welche sich der lebhaftesten öffentlichen Theilnahme erfreuen, gelten nicht dem Erringen eines äußern Gewinnes, sondern dem Ruhm und der Ehre des Sieges. In vorderster Reihe unter den Kämpfen der letzten Gattung steht die jährliche Wettfahrt der Universitäten Oxford und Cambridge, die seit einer Reihe von Jahren, zu Ende März oder Anfang April, die Saison der englischen Ruderfahrten und Wasserspiele überhaupt eröffnet. Sie findet statt in den oben erwähnten eight-oared boats, zwischen den acht besten Ruderern der rivalen Universitäten, und man muß die sie begleitende Erwartung und Aufregung miterlebt haben, um von dem im wahren Sinne des Wortes nationalen Interesse des englischen Volkes an diesen Wettkämpfen athletischer Kunst und Kraft eine Vorstellung zu gewinnen. Bootfahrten nahmen seit alten Zeiten unter den gymnastischen Spielen der englischen Studenten eine hervorragende Stelle ein. Oxford hat die Isis, Cambridge den Cam, zwei allerdings kleine, aber tiefe und raschströmende Flüsse, die sich zu Wettfahrten vortrefflich eignen. Die Ausbildung dieser Spiele zu einer nach Regeln geübten Kunst und die Darstellung dieser Kunst in allen Arten rivaler Kämpfe gehört aber, wie die nationale Ausbildung des Cricketspiels, erst den letzten hundert Jahren

an. Wenn ein Umstand zu ihrer kräftigen Entwicklung besonders mitwirkte, so war dies die bekannte Gliederung der englischen Universitäten in Colleges, von denen jedes seine eigene Regierung hat und für sich eine selbstständige Körperschaft darstellt. Jedes College wählte nun aus seinen Bootfahrern die besten "Acht" als mustergültige Vertreter seiner Ruderkunst aus, und Wettkämpfe zwischen den besten "Achten" der verschiedenen Colleges befeuerten ebenso sehr den allgemeinen Eifer, mit dem Ruder Vortreffliches zu leisten, wie ähnliche Wahlen der besten "Elfe" cricketspielender Gesellschaften dem nationalen Ballspiel zu Gute kamen. Aus allen besten Ruderern sämmtlicher Colleges wurden dann wieder die vortrefflichsten Achte als Repräsentanten der gesammten Universität erwählt, und diesen das Ehrenamt übertragen, den großen gymnastischen Wettstreit der rivalen Universitäten für das laufende Jahr zu entscheiden. Unter diesen Umständen mußte die empirische Handhabung des Ruders sehr bald einer nach Regeln geübten Kunst Platz machen und nicht das allein, — eine ganz spezielle Vorbereitung der erwählten Kämpfer für die ihnen gestellte Aufgabe wurde nothwendig. Die Leitung derselben vertraute man einem professionellen Meister der Ruderkunst (trainer) an, und sein Amt erlegte ihm eine doppelte Pflicht auf. Er hatte erstens die Achte in der mechanischen Geschicklichkeit des Ruderns zu vervollkommnen und zweitens ihrem gemeinsamen Rudern in demselben Boote die höchste erreichbare Harmonie zu geben. Er unternahm also gewissermaßen die Arbeit eines Musikdirectors und wie in einem Orchester der Erfolg der Aufführung von dem tadellosen Einklingen aller einzelnen Stimmen abhängt, so war es sein Geschäft, die Action jedes einzelnen Ruderers zu beachten und ihm diejenige Stelle im Boote anzuweisen, zu deren Ausfüllung er sich am besten befähigt zeigte. In der That gehört die Vertheilung der Bemannung im Boote zu den wichtigsten Anordnungen, welche den Erfolg der Fahrt

bedingen. Des kleinen Steuermannes, des Coxswain, wurde bereits gedacht. Nächst ihm ist die bedeutendste Persönlichkeit der sogenannte Stroke, die erste Violine des Orchesters, das taktangebende Ruder im Boote. Sein Platz ist am Hinterende des Bootes, in der Nähe des Coxswain und er ist es, der Stil und Takt des Ruderns bei der Wettfahrt bestimmt und in den entscheidenden Momenten seine Genossen zur Beharrlichkeit, zur Anspannung aller Kräfte aufmuntert, wenn der Sieg von einem letzten kühnen Anlauf abhängt. Der Rest der Mannschaft wird je nach Gewicht und Geschick in der Mitte und an den Enden vertheilt, wobei besondere Rücksicht genommen wird auf zweckmäßige Placirung der zunächst hintereinander sitzenden Ruderer. Diese mechanischen Anordnungen erschöpfen jedoch nur einen Theil der nothwendigen Vorbereitungen. Abgesehen davon, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Mannschaft in vollkommenster Muskel- und Nervenkraft auf dem Kampfplatze erscheint und damit dies erreicht werde, muß sie während der Zeit der Vorbereitung sich den Regeln einer strikten Lebensweise, einer strengen Diät unterwerfen. Die Verantwortlichkeit für die Durchführung dieser Bestimmungen überträgt sie einem aus ihrer Mitte gewählten Führer, dem Capitain, der außerdem für die Anwesenheit seiner Leute bei allen Ruderübungen Sorge trägt. Frühes Zubettgehn und frühes Aufstehn, reichliche Bewegung im Freien, Mäßigkeit in den Freuden der Tafel, Enthaltsamkeit im Genuß des Rauchens und geistiger Getränke, sind einige der Haupterfordernisse, auf deren Beobachtung Capitain und Rudermeister bestehen. Auch die Musen weichen der Gymnastik. Homer und Euklid werden bei Seite gelegt; kurz, aller Augen sind auf das eine Ziel gerichtet und Alles was Kunst und Beharrlichkeit vermögen, wird gethan, alle Opfer die ein entschlossener Wille, ein enthusiastischer Ehrgeiz bringen können, werden gebracht, um die Chancen des Sieges in dem kommenden Wettstreite zu sichern.

Diese Vorbereitungen dauern mehrere Wochen. Die Herausforderung (challenge), welche seitens der in dem letzten Kampfe besiegten Partei stattfindet, geht einige Wochen vorher. Die erste Herausforderung zu dem ersten Ruderkampf der Universitäten geschah im Jahre 1829 und ging von Oxford aus. Die Gegner trafen sich bei Henley, einem Städtchen an der obern Themse; und Oxford siegte. Dann folgte eine lange Pause, bis im Jahre 1836 der Kampf auf der Bahn zwischen Westminsterbridge und Putney erneuert wurde. Hier maßen die Gegner ihre Kräfte sechs Mal, bis zum Jahre 1842, wo Cambridge zwei Siege vor Oxford voraus hatte. Die nächste Wettfahrt fand im Jahre 1845 zwischen den Orten Putney und Mortlake statt, einem Stadium der Ruderkämpfe, welches seitdem beibehalten wurde und durch die Wettfahrten der Universitäten eine Art klassischer Berühmtheit erlangt hat. Seit 1856 kamen diese Wettfahrten ohne Unterbrechung alljährlich zur Ausführung und das Interesse des Publikums nahm von Jahre zu Jahre an Intensität zu, so daß gegenwärtig kein Ereigniß auf dem Gebiet der Wasserspiele sich einer wahrhaft nationaleren Theilnahme erfreut, als die jährliche Wasserfahrt der Universitäten Oxford und Cambridge. Sie ist unter den Ruderkämpfen, was der Derby unter den Pferderennen, nur daß, obgleich auf die Chancen ihres Erfolges viel gewettet wird, sie sich doch vor dem Derby und ähnlichen Formen des Hazardspiels dadurch rühmlich auszeichnet, daß die Kämpfer selbst um nichts ringen als um den Sieg, während die Fahrt als solche den gymnastischen Wettkampf in seiner reinsten Gestalt darstellt, und indem sie von Musensöhnen unternommen wird, die Bedeutung der vereinten gymnastischen und musischen Volkserziehung in treffendster Weise versinnlicht.

Von den stehenden Vorbereitungen zu dieser Wettfahrt verdient noch als charakteristisch bemerkt zu werden, daß eine

Woche vor dem entscheidenden Tage die auserwählten Mannschaften mit ihren Böten von den Ufern der Isis und des Cam nach Putney übersiedeln, um sich an den größeren Schauplatz und die raschere Fluth der Themse zu gewöhnen. Mit ihrer Ankunft in Putney geräth auch das Publikum in Bewegung; die Presse berichtet über die Vorgänge jedes Tages, hunderte von schaulustigen Amateurs eilen zu den Probefahrten nach Putney hinaus und je nach dem Erfolg dieser letzteren und dem gesammten Habitus der Mannschaften schwanken die Spekulationen und Wetten über den Ausgang des Kampfes. Oefters stellen auch Böte von auserwählten "Achten" anderer Ruder-Clubs, oder Böte professioneller Ruderer sich zu jenen Fahrten ein, um wie zum Vorspiel fast ohne Ausnahme von einer oder der andern der Universitäten besiegt zu werden. Je näher nun der Kampftag heranrückt, um so bemerkbarer nimmt die aufgeregte Erwartung des Publikums zu. Nicht Oxford und Cambridge allein, ganz England ist während jener Tage in zwei Parteien gespalten und von dem ganzen Volke wird die wichtige Frage discutirt, welche Farbe, die dunkelblaue oder die hellblaue, die Farbe von Oxford oder die von Cambridge, gewinnen werde, gewinnen müsse. Schleier, Schleifen, Rosetten in beiden Farben glänzen an allen Ladenfenstern und finden, um als sichtbare Zeichen der Sympathie Hüte, Kleider, Knopflöcher zu schmücken, tausende von Käufern und Käuferinnen. Ja, die Parteinahme ist in diesem Falle nicht auf die Männerwelt beschränkt, auch das schöne Geschlecht giebt mit dem liebenswürdigsten Eifer seine Stimme ab und wenn irgendwo ein Ausdruck des Indifferentismus sich hören läßt, so geht er nicht hinaus über das Bedauern, daß am Ende auch unter so musterhaften Rivalen nur einer den Sieg davon tragen könne.

Eisenbahn- und Dampfschiff-Gesellschaften, Ruderleute und Pferdeverleiher treffen indeß außerordentliche Vor-

kehrungen, um für den zu erwartenden Zudrang gerüstet zu sein. Mit noch mehr als gewöhnlichem Eifer studirt und discutirt alle Welt die meteorologischen Erscheinungen der Atmosphäre und wünscht günstigen Wind, helles heiteres Wetter herbei. Die Stunde des Beginns der Wettfahrt hängt ab von dem Eintreten der Ebbe und Fluth und nach diesem wird auch nöthigenfalls die Abfahrt von Putney nach Mortlake oder von Mortlake nach Putney verlegt. Später als zehn Uhr Morgens verzögert sich indeß das ungeduldig erwartete Signal selten; es gilt daher, für diesmal der Gewohnheit des späten Londoner Tagesanfangs zu entsagen, um Ort und Stelle rechtzeitig zu erreichen. Und einen wunderbar belebten Anblick bieten in meilenweiter Runde alle von London und den umliegenden Ortschaften nach Putney und Mortlake führenden Wege dar. Hunderte von Segel- und Ruderbooten mit dunkel und hellblauen Flaggen füllen die Themse und bis zum Sinken beladen verläßt ein Dampfschiff nach dem andern die Landungsbrücken der Metropole. An den Eisenbahnstationen wird mit Ausschluß des gewöhnlichen Verkehrs Extrazug auf Extrazug befördert; die Landstraßen wimmeln von Reitern und Reiterinnen, von großem und kleinen Fuhrwerk aller Art, die Brücken in der Nähe von Putney stehen gedrängt voll und die Masse, die nicht in Schiffen und Böten die Wettfahrer zu begleiten beabsichtigt, Reiter und Fußgänger, drängen sich zu hunderten und tausenden auf den Schiffspfaden an beiden Ufern der Themse zusammen. Endlich ist der Moment gekommen. Unter donnernden Cheers nehmen die Mannschaften von Oxford und Cambridge in ihren Böten Platz, der Starter giebt das Signal zum Aufbruch und pfeilschnell schießen sie hinaus in den Strom. Zu gleicher Zeit setzen die auf dem Fluß und an den Ufern versammelten Massen sich in Bewegung. Schiffe, Reiter, Fußgänger, alle eilen in athemloser Hast den Wettfahrern nach. Neues Volksgewühl harrt auf den verschiedenen Stationen des Weges ihrer Ankunft und wird in die

Bewegung mit fortgerissen. Ueberall glänzen die hell- und dunkelblauen Farben und wie die Wäge des Kampfes schwankt, schallen bald der einen bald der andern Partei Beifall und Siegesruf entgegen. So geht es fort von Meile zu Meile, von Station zu Station, bis die vierte Meile vollendet ist und das Ziel in der Nähe winkt. Die aufgeregte Erwartung steigt nun auf die höchste Höhe. Die Kämpfer raffen noch einmal ihre Kraft zu einem letzten Anlauf zusammen, Cheers auf Cheers folgen ihnen von der begleitenden Menge an den Ufern und auf dem Flusse und wenn das fliegende Boot der am Ziele aufgesteckten Fahne vorüberschießt, will der Beifall nicht enden. Oefter hängt der Sieg von nicht mehr als einem Ruderschlag, von nicht mehr als einer, ja einer halben Bootslänge ab. In diesem Falle folgt bei den Zuschauern ein leidenschaftlicher, endlos scheinender Moment der Ungewißheit, bis der Schiedsrichter durch Aufhissen der dunkel- oder hellblauen Flagge dem Zweifel ein Ende macht. Doch welchem Boote auch der Sieg zufallen möge, beide haben ehrenvoll gekämpft und das beste geleistet und wenn der die Sieger grüßende Beifallssturm verhallt ist, fängt er von Neuem für die Besiegten an. Abends versammeln die rivalen Mannschaften sich in guter Kameradschaft bei einem durch den Thames Subscription-Club veranstalteten Festessen, erfreuen sich nach alter Homerischer Sitte des "lecker bereiteten Mahles" und geben ihren Gefühlen über die Gegenwart, ihren Entschlüssen für die Zukunft in Worten eines männlichen Humors Ausdruck, der Sieger und Besiegte auf gleiche Weise ehrt.

Diese Ruderwettfahrt zwischen Oxford und Cambridge eröffnet, wie gesagt, die Saison der englischen Wasserspiele und steht unter allen ihren Vorgängen zugleich mit Recht in erster Reihe. Ihr Beispiel findet in den an Flüssen gelegenen öffentlichen Schulen, in Eton und Westminster, an hundert anderen Orten, Nachahmung und trägt, ebenso wie die Wett-

kämpfe des Cricket und der andern als wesentlicher Theil der öffentlichen Erziehung in ganz England beförderten athletischen Uebungen, zur Bildung eines frischen männlichen Sinnes, zur Stärkung der Kräfte für den kommenden Lebenskampf, dessen Wechselfälle in jenen Spielen vorgebildet sind, mächtig bei. Es ist nicht im entferntesten mein Wunsch, die englischen Universitäten und Schulen unsern deutschen als Muster aufstellen zu wollen; aber in diesem einen Punkte der athletischen Wettkämpfe könnte, so scheint mir, unsere studirende Jugend von der englischen lernen. Wir haben in Deutschland eine größere Anzahl schöner schiffbarer Flüsse als England sich deren rühmen kann. Wir haben nicht viel weniger selbstständige Universitäten als Oxford und Cambridge Colleges, die meisten derselben an schiffbaren Flüssen gelegen. Wir haben Wien an der Donau, Berlin an der Spree, Königsberg am Pregel, Halle und Jena an der Saale, Bonn am Rhein, Heidelberg und Tübingen am Neckar, Würzburg am Main, München an der Isar; aber auf keinem dieser Flüsse eine Gesellschaft deutscher Studenten, welche das Ruder kunstgerecht zu handhaben versteht, oder sich um mehr als um höchstens eine romantische Mondscheinfahrt auf einem vaterländischen Strome kümmert. Der charakteristische Wettkampf unserer Universitäten ist eine barbarische Reliquie des Mittelalters, ein Kampf, dessen Praxis in einem falschen Ehrbegriffe wurzelt und dem patriotischen Geiste der Universitäten in demselben Maße Eintrag thut als er zu einem System organisirt ist: das Duell. Das Duell mit seiner Rohheit und Rodomontade spiegelt recht eigentlich den schlechten Individualismus, die verhängnißvolle Zerfahrenheit der deutschen Zustände ab. Sein Ostracismus durch die öffentliche Meinung in England, sein Verbot durch die Gesetze des Landes, gereicht der englischen Gesellschaft zur größten Ehre. Eine wie viel kräftigere Entwicklung würde der männliche Sinn, das vaterländische Gemeingefühl der deutschen Jugend erleben, wenn sie, statt

auf der Mensur zu renommiren, sich in der Weise der englischen Studenten zu gymnastischen Gesellschaften vereinigte, wenn die Musensöhne der Donau und des Rheines, der Saale und des Pregel, des Maines und des Neckar unter der Theilnahme der Nation auf den Wellen der deutschen Flüsse in offenem Wettstreit um den Preis der Kraft und Kunst kämpften! Die Zeit, da eine solche Bewegung wegen der polizeilichen Besorgnisse der deutschen Regierungen unmöglich gewesen sein würde, scheint vergangen; jedenfalls wäre es der Mühe werth, ein Unternehmen zu versuchen, dessen Gelingen das seinige beitragen würde zu dem Aufbau deutscher Einheit und Freiheit.

Die äußern Hergänge anderer Ruderwettfahrten, ob sie nun in zwei-, vier- oder achtrudrigen Booten, zwischen einzelnen Bootführern oder zwischen der auserwählten Mannschaft verschiedener Ruderclubs, zwischen Männern der Themse oder des Tyne, stattfinden, sind überall wesentlich dieselben, mit dem einzigen Unterschiede, daß das öffentliche Interesse bei keiner dem Interesse an dem Ausgange des Kampfes zwischen Oxford und Cambridge gleichkommt. Die oben gegebene Beschreibung reicht daher für unsern Zweck hin. Um jedoch von der weiten Verbreitung und dem Wechsel der Verhältnisse, unter welchen Ruderwettfahrten zu Stande kommen, eine eindringliche Schluß-Vorstellung zu geben, will ich noch ein frappantes Beispiel erwähnen, eine Wettfahrt, die auf dem Gebiet der Wasserspiele dem bekannten Cricketkampf der einfüßigen Invaliden von Chelsea und der einarmigen Pensionäre von Greenwich-Hospital an die Seite gestellt zu werden verdient, und die von den Zeitungen mit Recht unter der Ueberschrift A novel boatrace mitgetheilt wurde. Es war dies eine Scullers-Race und sie fand statt im Beisein einer großen Menge neugieriger Zuschauer, in Saltasch, im Juni 1862. Die Kämpfer waren fünf alte

Theerjacken, deren jeder länger als fünfzig Jahre in der Marine gedient hatte und von denen der jüngste 77, der älteste 88 Jahre alt war. Sie sollten rudern von Saltasch Bridge, um das im Hafen liegende Linienschiff "Indefatigable" herum und von dort nach Saltasch Bridge zurück. Die Preise bestanden aus je zehn, sieben und fünf Schillingen für den ersten, zweiten und dritten Ankömmling und je zwei Schilling für die andern, wenn sie die ganze Distanz ruderten. Zur festgesetzten Zeit erschienen denn die fünf greisen Kämpfer an Ort und Stelle und bestiegen unter dem lauten Beifallsruf des versammelten Volkes ihre Boote. Das Signal wurde gegeben und die Böte stießen ab. Das Resultat war, daß der älteste Mann gegen die eifrige Anstrengung zweier Kameraden den ersten Preis davontrug, die beiden letzten aber mit rühmlicher Beharrlichkeit gleichfalls die ihnen bestimmten Preise und ihren Antheil an dem öffentlichen Beifall errangen.

Es bleibt uns nun, ehe wir von den Boot- zu den Yachtfahrten übergehen, noch übrig, auf die mit Ruderböten veranstalteten Regattas einen Blick zu werfen. Eine Regatta umfaßt, wie schon bemerkt wurde, nach dem heutigen Sprachgebrauch ein größeres Programm verschiedener Wasserfahrten. Sie ist daher von verhältnißmäßig längerer Dauer, nimmt gewöhnlich die volle Hälfte eines Tages in Anspruch und wird gelegentlich erst in zwei oder drei Tagen zum Schlusse gebracht. Die bekanntesten Regattas für Ruderfahrten finden statt in Windsor und Eton, in Maidenhead, Henley, Kingston, Mortlake und Putney, sämmtlich Ortschaften am obern und mittlern Laufe der Themse. Veranstaltet werden sie entweder unter dem Patronat eines oder mehrerer Ruderclubs, oder durch die letzteren im Verein mit den Behörden der anliegenden Ortschaft, oder durch die umwohnende Aristokratie und Gentry, oder endlich durch Comités, in welchen alle diese Volksklassen vertreten

sind. Zu der Theilnahme an den Wettfahrten werden sowohl Amateurs als professionelle Ruderleute zugelassen. Einige sind für die letzteren, andere für die ersteren allein, wieder andere für die Mitglieder bestimmter Ruderclubs, noch andere für alle Kämpfer ohne Unterschied offen. Hinsichtlich der Fahrzeuge wird Sorge getragen, möglichst viele Varietäten in's Spiel zu bringen. Die großen Regattas geben daher gewissermaßen ein Resumé aller im einzelnen vorkommenden Ruderkämpfe. Scullers Races wechseln ab mit pair-oared, four-oared und eight-oared races und um das Bild der Bootkämpfe zu vervollständigen, werden auch Wettfahrten in altmodischen oder selten gebrauchten Fahrzeugen ausgeschrieben, worunter die sogenannten punts, plumpe, viereckige, mittelst einer Stange fortbewegte Kähne, am häufigsten vorkommen. Im übrigen werden für jede Wettfahrt Preise ausgesetzt, bestehend aus Geldsummen, goldenen und silbernen Bechern, Modellen silberner Ruder und Steuerruder, und verliehen durch die Ruderclubs, die städtischen Behörden, die Mitglieder des Comités, oder Donationen freigebiger Beförderer des Spiels. Da unter solchen Verhältnissen die Regattas als Anziehungspunkt vieler verschiedenartiger Interessen dienen, bietet die Gegend der Flußufer, von wo die Wettfahrten ausgehn, an Regattatagen den belebtesten Anblick dar. Bunte Flaggen und Bänder wehen von den Gebäuden, von hohen, mastbaumartigen Stangen, von Zelten und Kaufbuden, die sich füllen mit geputzten Zuschauern und umschwärmt sind von auf- und abwogendem Volk. Fahrzeuge aller Art, Reiter und Reiterinnen und Fußgänger eilen von allen Seiten herbei; die Weisen der am Ufer stationirten Musikbande schallen in's Land hinaus, der Fluß wimmelt von Kähnen und die saftig grüne Wald-, Wiesen- und Hügellandschaft, durch die er sich hinwindet, dient dem Menschengewühl als anmuthigster Hintergrund. Innerhalb der

Grenzen der Dampfschifffahrt begleitet das Verwaltungs-Comité die Wettfahrten gewöhnlich auf einem Dampfboot; wo dies unthunlich, d. h. oberhalb Richmonds, wird eine Tribüne zur Umschau an der geeignetsten Stelle errichtet. Uebrigens fehlt es auch bei den Regattas nicht an dem Wetten auf die Chancen des Kampfes und manche verwandte Erscheinungen der Rennbahn werden an dem Flußufer erneuert. Alles in Allem jedoch sind es gymnastische Volksspiele im besten Sinne des Wortes, die hier zur Darstellung kommen, und in guter Gesellschaft, bei schönem Wetter ihnen beizuwohnen, lohnt sich auch für den außenstehenden Zuschauer wohl der Mühe.

Die Wettfahrten und Regattas für Segelböte fangen auf dem untern Lauf der Themse, unterhalb des londoner Hafens an. London ist der Sitz dreier Yacht-Clubs, des Royal Thames, des Royal London und des Prince of Wales. Ihre Saison wird mit einem Festessen in Greenwich oder Gravesend um die Mitte des Maimonats eingeleitet; doch kommt die große Masse der Yachten erst später im Jahre zusammen. Der älteste der genannten Clubs, der Royal Thames, zählte vor drei Jahren nicht weniger als 240 Yachten und 900 subscribirende Mitglieder. Von den letzteren gehören manche der reichen und einflußreichen Klasse der londoner Schiffsbauer an, deren Interesse an der Ausbildung der Segelkunst, an der Verbreitung des Geschmackes für nautisches Leben und Wesen, keiner Erklärung bedarf. Die bei weitem größere Zahl der Mitglieder besteht indeß aus wohlhabenden Repräsentanten sämmtlicher Gesellschaftsklassen, die, wenn ihre Mittel dies erlauben, ihre eignen Yachten halten, oder andernfalls durch persönlichen Einfluß, durch Beiträge und Donationen die Interessen der Clubs fördern. Es verdient als ein charakteristischer Zug der gegenwärtigen englischen Gesellschafts-Zustände hervorgehoben zu werden, daß der Geschmack an dem Besitze von Yachten zum Zwecke der Uebung

der Segelkunst und des Genusses eines bewegten Wanderlebens auf dem Meere während der letzten Jahrzehnte in ebenso erstaunlicher Weise zugenommen hat als der Drang der großen Masse der Bevölkerung in die durch die Eisenbahn leicht zu erreichenden Seebäder, so daß die Gesammtzahl von Privat-Yachten in England schon in die tausende hinaufreicht. Es giebt Familien, die einen großen Theil des Sommers auf ihren Yachten zubringen; und weite, wochen- und monatelange Reisen, um die Küsten Englands und Skandinaviens, Frankreichs und Spaniens, an allen Gestaden des Mittelmeeres entlang, werden in den zierlichen, bequem eingerichteten, rasch segelnden Fahrzeugen unternommen. Der Besitzer einer Yacht ist gewöhnlich Mitglied eines oder mehrerer Clubs; doch ist seine aktive Betheiligung an den Wettfahrten und Regattas ein Recht, keine Pflicht. Von den Verwaltungsbehörden, dem Comité und dem vorsitzenden Commodor oder Vice-Commodor wird erwartet, daß alle Arten der zu dem Club gehörenden Fahrzeuge bei den jährlichen Regattas vertreten werden. Die Yachten werden daher nach Bauart und Tonnengehalt in verschiedene Klassen getheilt und für jede Klasse besondere Wettfahrten veranstaltet. Um alle Chancen in's Spiel zu bringen, fehlt es auch nicht an Wettfahrten zwischen Yachten von verschiedenem Tonnengehalt, wobei der letztere zu Gunsten jedes Fahrzeugs nach einem bestimmten Zeitmaße in Beziehung auf das Resultat der Fahrt berechnet wird. Die Stadien der Themse-Clubs liegen zwischen Erith, unterhalb Woolwich und dem Nore Leuchtthurm, an der Mündung des zu einem Meeresarm erweiterten Stromes. Und wenige andere Flußgegenden der Erde mögen für eine großartige Vorstellung von schifffahrendem Unternehmungsgeist mächtigere Anregung bieten als diese. Von der See herein, in die See hinaus durchschneiden, so weit das Auge reicht, Schiffe jeder Gestalt und Größe, Schiffe, an deren Masten die Flaggen aller Nationen flattern, die

bewegten Wellen. Bei jeder Biegung des Flusses erneuert sich das lebensvolle Bild und das Schauspiel des Kampfes zwischen der kleinen Flotte graziöser Fahrzeuge, die, um den Preis der Schnelligkeit ringend, mit schwellenden Segeln demselben Ziele zueilen, hier den entgegenkommenden Schiffen geschickt ausweichen, dort die mitsegelnden im Fluge überholen und hinter sich zurücklassen, bald sich einander nähern, bald von einander entfernen, bald dem Ufer zuwenden, bald wieder in die Mitte des Stromes hinunterschießen, erhöht das immer wechselnde Interesse des Anblicks für die mitfahrenden Genossen. Der Commodor mit dem Comité und den Mitgliedern des Clubs begleiten die Wettfahrer auf einem Dampfschiff und auch hier wie bei allen andern Volksspielen Englands, trägt die Gegenwart des schönen Geschlechtes zur Belebung und zum Schmucke des Festes bei. Die Wettfahrt umfaßt den Weg von Erith nach dem Nore, oder einer Station zwischen beiden und von dort den Fluß hinauf nach Erith zurück; eine Strecke, zu deren Vollendung die schnellsten Segler zwischen sechs und sieben Stunden Zeit gebrauchen. Den Schluß des Festes bildet die Vertheilung der Preise durch den Commodor.

Außer den Regattas der Themse Yacht-Clubs gehen auch die Regattas der Mersey-, Dee- und Yorkshire-Yacht-Clubs auf Flüssen vor sich; doch kommen keine dieser letzteren jenen an Ansehn gleich. Unter den übrigen Clubs sind die Royal Yacht-Squadron und der Royal Victoria-Club die berühmtesten. Die bedeutungsvolle äußere Veranlassung der Herstellung des europäischen Friedens im Jahre 1815, welcher die Royal Yacht-Squadron ihre Gründung verdankte, die Wahl ihres Sitzes in dem Städtchen Cowes, an der Nordküste der Insel Wight, gerade gegenüber dem Kriegshafen von Portsmouth, wurde schon berührt und Alter, Lage und hohe Gönnerschaft wirken zusammen, diesem Club

noch gegenwärtig die achtunggebietendste Stellung zu sichern. Der Royal Victoria Yacht-Club wurde dreißig Jahre später (1845) in Ryde gegründet, einem andern Städtchen an der Nordküste der Insel Wight, und zwar zum Gedächtniß des Baues der auf dieser Insel gelegenen königlichen Seevilla Osborne und unter dem directen Patronat der Königin. Zwischen der Nordküste der Insel und dem Continent von Dorsetshire und Hampshire fließt der 5—6 englische Meilen breite Meeresarm des Solent, gabelförmig, in einer Länge von etwa 20 englischen Meilen, von Südost nach Nordwest und von Nordost nach Südwest, und ein vortrefflicheres Lokal für Segelfahrten kann man sich nicht denken. Auch hier wie auf der Themse erinnert Alles an den Welthandel und die Seemacht, denen England seine Blüthe verdankt und der Meeresarm ist zugleich weit, tief und geschützt genug zur Aufnahme und für die Evolutionen ganzer Flotten. Die jährlichen Regattas beider Clubs fallen in die zweite und dritte Augustwoche, die Zeit am Ende der londoner Saison, wo alle Welt auf Reisen geht; und wenn der Beginn der Wettfahrten heranrückt, mehren sich von Tage zu Tage die Segel an den Piers von Ryde und Cowes, auf den Wellen des Solent, der außerdem belebt ist durch den Verkehr der Häfen von Portsmouth und Southampton und durch die Dampfschifffahrt zwischen beiden und der schönen Insel, an deren Wald- und Hügelküsten mehrere der beliebtesten Seebäder zahlreiche Besucher anlocken. Die große Masse der Wettfahrten hält sich innerhalb der südöstlichen und südwestlichen Grenzpunkte des Solent. Aber es werden auch Fahrten unternommen rund um die Küste der Insel und während der letzten Jahre haben die sogenannten Ocean Matches sich den Programmen der Yachtfahrer zugesellt. Die erste Veranlassung zu diesen oceanischen Wettfahrten bot eine von dem Kaiser Napoleon an die Clubs

ergangene Einladung zu einem Besuch in dem neu vollendeten Hafen von Cherbourg und da sowohl der Kaiser als die Clubbisten den Werth dieses geselligen internationalen Verkehrs zu schätzen verstehen, ist Cherbourg seitdem ein beliebter Zielpunkt der oceanischen Wettfahrten geblieben. Uebrigens sind die jährlichen Regattas im Solent wie in andern Häfen keineswegs auf Mitglieder der lokalen Clubs beschränkt; es fehlt im Gegentheil nie an Wettfahrten, woran Yachten anderer Clubs theilzunehmen berechtigt sind, und der Wetteifer der Bestrebungen thut dem allgemeinen Geist guter Kameradschaft keinen Eintrag.

Internationaler Natur war auch ein anderes Ereigniß, das in der Geschichte des Yachtfahrens eine noch wichtigere Epoche bezeichnet als die erste Oceanfahrt. Während der Regattirsaison des Jahres 1851 kamen zwei amerikanische Yachten, die Amerika und die Black Maria, in den Solent, deren Bauart und Leistungen das größte Aufsehen erregten. Sie waren schmaler und länger gebaut und durchschnitten die Wellen mit einem spitzeren Kiele als irgend ein ähnliches Fahrzeug, das man bis dahin in England gesehen, und sie trugen in der durch den Victoria-Club um die Insel Wight veranstalteten Wettfahrt einen überwältigenden Sieg über ihre englischen Gegner davon. Bei der immer wachen Eifersucht beider Völker verursachte dies Ereigniß eine um so lebhaftere Sensation, als der Triumph der Amerikaner ohne Frage der vorzüglicheren Bauart ihrer Schiffe zuzuschreiben war, mithin, wenn man ihnen bei künftigen Gelegenheiten mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten wollte, eine entsprechende Aenderung in der Bauart der englischen Fahrzeuge nothwendig war. Man beeilte sich daher, von der erlittenen Niederlage Nutzen zu ziehn und die Nachahmung des Baues jener amerikanischen Yachten, des sogenannten Clipperstils, brachte nicht allein in dem Staate der Yacht-

fahrer, sondern in der Schiffsbaukunst überhaupt eine völlige Revolution hervor. Es mag hier erwähnt werden, daß der Clipperstil seine modernste und frappanteste Ausbildung ganz kürzlich in dem sogenannten Cigarrenschiff erhalten hat, das während der letzten Jahre unter der Anweisung und auf Kosten Mr. Wynans, eines amerikanischen Ingenieurs, an einer der Themsewerften unterhalb Londons gebaut und vor einiger Zeit vom Stapel gelassen wurde.

Mit den durch Commodors und Comité veranstalteten Regattas wechseln Privat-Wettfahrten einzelner Mitglieder, Ruderkämpfe zwischen den Mannschaften der Yachtflotte ab; den Schluß der Spiele endlich bildet ein Ball im Clubhause, Illuminationen und Feuerwerke am Ufer des Meeres. Wie indeß, unabhängig von den Kämpfen der Ruderclubs und der professionellen Ruderer, Regattas auf den Flüssen veranstaltet werden, so giebt es auch Regattas am Meeresufer, unabhängig von den Kämpfen der Yacht-Clubs; und diese wie jene nehmen im eigentlichsten Sinne des Wortes die Form von Volksspielen und Volksfesten an. Wenige englische Seeplätze von Bedeutung entbehren gegenwärtig diese jährlich wiederkehrenden maritimen Regattas. Des Beispiels halber mögen Falmouth, Plymouth, Weymouth, Brighton, Hastings, Folkestone, Dover, Deal, Margate, Harwich, Kings Lynn, Newcastle, Leith, Liverpool, Kingstown namentlich angeführt werden, denn um alle zu nennen, müßten wir die ganze englische Küste umkreisen. Was die äußern Anordnungen betrifft, so werden dieselben, wie bei den Flußregattas, von den städtischen Behörden und einflußreichen Persönlichkeiten der Umgegend in die Hand genommen. Der öffentlichen Theilnahme kann man von vornherein ziemlich gewiß sein; es handelt sich nur um die Beschaffung der nöthigen Mittel. So bildet sich denn ein Verwaltungs-Comité, Subscriptionen zur Bestreitung der unvermeidlichen Ausgaben werden gesam-

melt, die lokalen Corporationen, die Parlamentsmitglieder, Aristokratie und Gentry des Distrikts stiften Preise, ein Programm wird ausgeschrieben, und "mit Erlaubniß des Wetters", auf dessen Gefälligkeit man in dem zur Feier dieser Feste vorzugsweise gewählten Monat, dem August, mit ziemlicher Sicherheit rechnen darf, geht die Regatta an dem festgesetzten Tage vor sich. Wie bei den Flußregattas fehlt es nicht an dem bunten Schmuck von Flaggen und Fahnen an den Quais und den in der Nähe ankernden Schiffen; der Strand bietet den Anblick eines Jahrmarkts dar; gegen Mittag werden die Läden geschlossen, die ganze Stadt macht sich einen Festtag und strömt an's Ufer, Kirchenglocken und Musikbanden vermehren die festliche Stimmung. Da die Regattas wesentlich lokaler Natur sind, werden in dem Programm der Wettfahrten die lokalen Interessen der Küstenwächter, der Fischer, der Matrosen und der Amateurs des Hafens und der anliegenden Küste speziell berücksichtigt. Doch sind die Wettfahrten nie auf diese allein beschränkt; eine oder die andere wenigstens steht allen Ankömmlingen offen. Die Stadien werden so eingerichtet, daß ihre ganze Länge von den an der Küste vertheilten Zuschauern übersehen werden kann. Das Comité präsidirt in einem am Hafen geankerten Boote, oder begleitet, soweit nöthig, die Wettkämpfer in die See hinaus. Von den Fahrten selbst ist zu bemerken, daß alle Arten von Bootkämpfen mit Segelkämpfen abwechseln, und nicht selten jene vor diesen vorwiegen. Den Schluß des Progammes bildet ein Wettschwimmen, eine Kübelfahrt (tub-race), eine "Wilde Enten- und Gänse-Jagd" oder alle zusammen. Diese letzteren Kämpfe sind der Natur der Sache nach voll belustigender Zwischenfälle und sorgen dafür, daß der Festtag in allgemeiner Heiterkeit endet. Auch hier lohnt den Sieger außer dem Siege selbst ein Kampfpreis. Nach der Preis-

vertheilung beschließen Ball, Feuerwerk und Illumination den Festtag der Regatta.

Dies sind in der Hauptsache die Hergänge der heutigen maritimen Regattas in England, und wenn man sich des großen Hintergrundes, des Blickes auf den Meerhorizont erinnert, den sie alle gemein haben, so bedarf die Thatsache ihrer nationalen Bedeutung neben den Regattas der Flüsse keiner weiteren Erklärung. Sie finden statt auf den Wellen des Elementes, welches zwischen allen Erdtheilen und allen Nationen die Verbindungsstraße bildet und stellen im Kleinen ein Abbild des großen menschlichen Kampfes der Kunst, der Kühnheit und der Beharrlichkeit dar, der die Einöde der Wasserwüste erforscht, ihre Gefahren überwunden, die Herrschaft über sie errungen und an ihren fernsten Küsten Quellen des Reichthums und der Macht eröffnet, Staaten gegründet, Civilisation verbreitet hat. Wenn man bedenkt, wie unwiderstehlich das englische Volk durch seine oceanische Lage in diese Bahn des Handels und der Seefahrt hineingetrieben wurde, so mag man freilich in jenen Festspielen kein Verdienst, sondern einfach ein selbstverständliches Resultat der Verhältnisse erkennen. Aber das Beispiel, welches sie geben, verdient darum nicht minder Beherzigung. Auch Deutschland hat eine Seeküste mit großen Häfen, auch wir besitzen, obgleich noch keine deutsche Marine, doch eine mächtige Handelsflotte, an allen Strömen, auf allen Meeren. Aber es fehlen uns trotzdem ebensosehr die Wettfahrten auf unsern Flüssen als die Regattas an unsern Küsten. Vielleicht war bisher nur der traurige Mangel einer nationalen Regierung, der sich auf dem Gebiete des Seewesens in dem Mangel einer deutschen Flotte fühlbar macht, daran schuld. Vielleicht sind diese friedlichen Wettkämpfe zur See nur die Nach- nicht die Vorspiele der Begründung einer nationalen Seemacht. Doch in dem Uebergangszustande, worin wir uns befinden, wäre der

Versuch, durch deutsche Regattas die Herstellung einer deutschen Flotte zu befördern, vielleicht nicht weniger der Mühe werth als die Agitation für die Bildung eines deutschen Volksheeres durch die nationalen Schützenfeste. Ich spreche einen Wunsch und eine Hoffnung aus, die sich mir stets als letzter Eindruck der englischen Wasserspiele aufgedrängt haben und mit ihnen will ich diese Beiträge zur Geschichte der englischen Volksspiele schließen.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).





